Förster-Nietzsche

Biogr.
3093 s (2,1

A

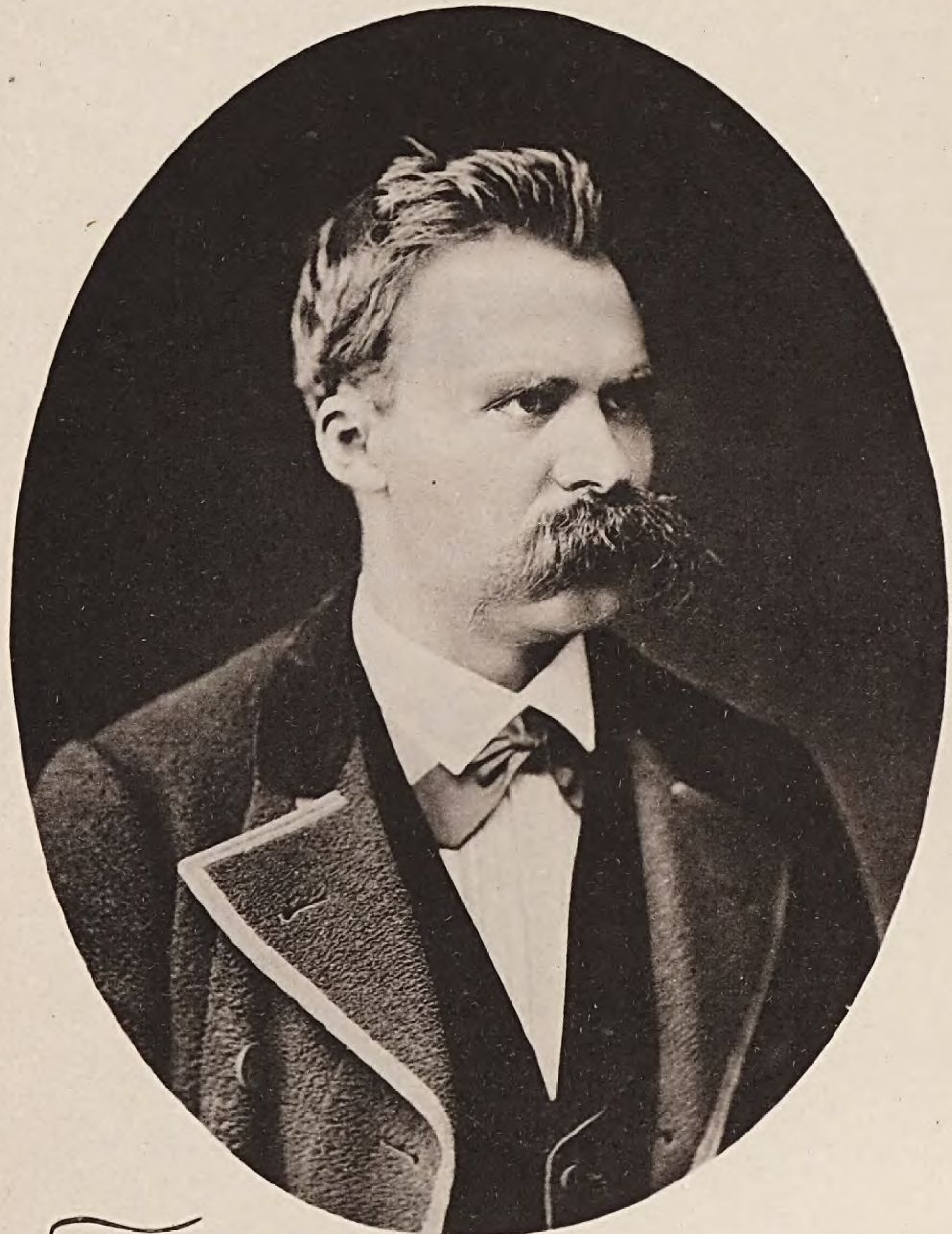
78
58.
<36622215750010
S
<36622215750010
Bayer. Staatsbibliothek

fehlt Seiten 167/168, auch 201/202

Biogr. 3093 1 (2,11

e

231 H



Friedrich der Unzeitgemässe

Das Leben

Friedrich Nietzsche's

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche

Zweiter Band

Erste Abtheilung

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximstr.

Leipzig

Druck und Verlag von C. G. Naumann

1897.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Vorwort . III

I. Abtheilung:

Im Banne der Freundschaft.

I. Capitel.		Basel	1
II.	„	Tribschen	13
III.	„	Kriegsjahre (1870—71)	28
IV.	„	Die Ursachen der Krankheit	40
V.	„	Die Entstehung der „Geburt der Tragödie"	52
VI.	„	Das erste Buch	65
VII.	„	Freund und Feind	75
VIII.	„	Selbstkritiken über die Geburt der Tragödie	97
IX.	„	Im Lande der Bildung	107
X.	„	Der Bildungsphilister	125
XI.	„	Die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung"	137
XII.	„	Schopenhauer als Erzieher	149
XIII.	„	Lebenspläne	171
XIV.	„	Richard Wagner in Bayreuth	201
XV.	„	Der Ring des Nibelungen	243
XVI.	„	Menschliches, Allzumenschliches	267
XVII.	„	Krisis und Trennung	298
XVIII.	„	Der Abschied	315

Vorwort.

Zu allen Zeiten wird es eine der schwierigsten Aufgaben sein, das Leben meines Bruders zu schreiben, da ein so reicher, unermeßlicher Geist nur schwer einen Spiegel finden kann, der sein ganzes Wesen deutlich wiedergiebt. Aber die Aufgabe ist heute noch schwieriger als irgendwann, denn in der Öffentlichkeit existirt ein so falsches und gefälschtes Bild seiner Persönlichkeit und seiner Lehre, es muß noch so viel Beweismaterial herbei geschafft werden, um nur einigermaßen der Wahrheit nahe zu kommen, es müssen auch noch so viele Rücksichten auf Mitlebende genommen werden, da sein ganzes Leben noch Gegenwart ist — kurz, die Aufgabe stellt an meine Fähigkeiten so hohe Anforderungen, daß ich sie nur unter den schwersten Kämpfen gegen mein verehrendes und rücksichtsvolles Herz übernommen habe. Liebte ich meinen Bruder nicht so sehr, so würde ich mich wohl gern dieser Aufgabe entzogen haben, denn sie zwingt mich einen harten Weg zu gehen: ich muß das Leiden der Wahrhaftigkeit auf mich nehmen. Und das soll das einzige Verdienst dieser Biographie sein, daß ich, so weit es überhaupt dem unvollkommenen Erkennen eines Einzelnen möglich ist, versucht habe, das Leben meines Bruders w a h r h e i t s g e t r e u nach allen vorhandenen Niederschriften, Briefen, Aussprüchen und meinen eigenen Erinnerungen aufzuzeichnen. Ich habe aus Feigheit nichts verschwiegen, was gesagt werden mußte, ich habe aus Rücksicht auf Lebende nichts hinzugefügt, was diese gern zu hören wünschten.

Der erste Band ist mit viel Wohlwollen aufgenommen, wenn auch nicht immer richtig verstanden worden. Die Absicht, die ich darin verfolgte, war, die gesunde Grundlage zu schildern, auf der sich meines Bruders Leben aufbaute. Er wuchs auf in gesunden normalen Verhältnissen, wurde von keiner Seite geistig aufgeregt oder stimulirt; im Gegentheil, er war in seiner Kindheit umgeben von einer wahrhaft rührenden geistigen Enge, die moderne Menschen sich jetzt kaum noch vorstellen können. Auch als Knabe und Student haben seine Lehrer niemals weder auf dem Gymnasium noch auf der Universität (mit der einzigen Ausnahme von Ritschl) einen nennenswerthen Einfluß auf ihn ausgeübt. In seiner Jugend hat er in den schmerzlichsten Worten den allzu frühen Tod unseres Vaters beklagt; er glaubte, daß ihm durch die liebevoll leitende Vaterhand mancher Umweg, mancher Kampf und bittere Enttäuschung erspart worden wäre. Aber in späteren Jahren war er mit dem ihm eigenen amor fati dem Schicksal dankbar, daß Niemand den Versuch gemacht hatte, irgendwie erzieherisch auf ihn einzuwirken; er glaubte nun, daß sich deshalb seine Fähigkeiten und Ansichten so ganz selbstständig ohne Einwirkung von außen entwickelt hätten, und daß das gesunde Von-Innen-heraus-wachsen nur allein dadurch ermöglicht worden wäre.

Alles das sollte der erste Band zum Ausdruck bringen, aber der zweite hat eine höhere Aufgabe und ist mir ungleich schwerer geworden. Am schwersten wurde mir das Verhältniß meines Bruders zu Wagner in aller Gerechtigkeit und Wahrheit zu schildern. Ich habe Wagner als Künstler und Mensch aus tiefstem Herzen verehrt und für Frau Cosima, eine der bedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, besitze ich noch die innigste Bewunderung. Nun mußte ich jedoch, um meines Bruders Bild in voller Wahrheit zu zeichnen, manches Wort sagen, das sie nicht gern hören wird, manchen Brief veröffentlichen, den sie nicht gedruckt zu sehen wünscht. Aber sie selbst erfüllt die Treue gegen ihre Geliebtesten in so hohem Maaße, daß sie auch mitempfinden wird, was die Treue, die ich meinem Bruder schuldig bin, was die Tapferkeit in der Vertheidigung von mir fordert. In meines Bruders Verhältniß zu Wagner lag das Glück und die Tragödie seiner Jugend, man kann ihn erst richtig verstehen, wenn man alle

Leiden und Freuden dieser Freundschaft kennt. Diese Erlebnisse mit durchleben zu lassen und dadurch meines Bruders ganzes Wesen, seinen Charakter dem Verständniß seiner Verehrer näher zu bringen, ist die Absicht dieses zweiten Bandes.

Aber ich hoffe, daß sich auch noch manches Andere darin finden wird. Ich habe so viel wie möglich vermieden, abgeschlossene Urtheile über meinen Bruder zu bringen, ich möchte, daß der Leser selbst zum Künstler werde und sich aus allem Gegebenen selbst ein lebendiges Bild von Nietzsche schaffe, wie man es sich nach eigenen Erlebnissen formt und bildet.

Niemand aber mache den ganz fruchtlosen Versuch, Irgendetwas in dieser Biographie mit dem Buche von Frau Lou Andreas „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" in Übereinstimmung zu bringen. Das genannte Buch ist eine Fälschung des Wesens, Charakters, vor allem aber der geistigen Entwickelung und der Lehre meines Bruders. Es sind eine Anzahl thörichter Schriften über meinen Bruder erschienen, was aber das Buch von Frau Andreas so besonders widerwärtig macht, ist, daß sie sich darin als Pythia gebärdet, die anvertraute göttliche Geheimnisse zu verkünden hat. Wie viel Irrthum ist dadurch in die Welt gekommen, daß Freunde und Feinde nach diesem Buche glaubten, hier redeten wirklich Nietzsche's innerste Gedanken zu ihnen und dabei sind die Grundansichten der Frau Andreas über meinen Bruder ganz schief, ja das Gegentheil der Wahrheit. Sie stellt besonders dadurch, daß sie den Charakter und die Entwicklung meines Bruders im Grundkern auf rein pathologische Ursachen zurückzuführen sucht, die Wahrheit auf den Kopf und beweist, daß sie nicht das geringste Gefühl für sein wahres Wesen besitzt. Die Wirkung dieser falschen Darstellung ist begreiflich, da Frau Andreas mit dieser Auffassung einer Zeitströmung entgegenkommt, die alles Geistig-Große aus dem Pathologischen erklären möchte. Es ist, als ob mein Bruder das Buch von Frau Andreas vorgeahnt hätte, er schreibt im Februar 1888: „In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahre stehe und ungefähr 15 Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —), auch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man

hilft sich jetzt mit den Worten: „excentrisch", „pathologisch", „psychiatrisch"."

Wie Frau Andreas dazu gekommen ist, sich der Welt als die Seelenfreundin Nietzsche's darzustellen, ist für den, der die Wahrheit kennt, unbegreiflich. Jedenfalls hat mein Bruder in einer Reihe von Briefen, die noch erhalten sind, jede Art Freundschaft oder Jüngerschaft von Seiten der Frau Lou Andreas-Salomé in den schärfsten Worten abgelehnt.

Es war in den achtziger Jahren immer meines Bruders innigster Wunsch, einen Jünger zu haben, der seine Gedanken (auch nur die flüchtig ausgesprochenen) und seine Philosophie durch mündliche Überlieferung aufbewahren und weitergeben könnte. Im Frühjahr 1882 schreibt ihm Dr. Paul Rée, daß er eine solche Jüngerin für meinen Bruder gefunden hätte, ein Fräulein Lou Salomé, die ganz außerordentliche Geistesgaben besäße. Durch die Schilderung Rée's wurde mein Bruder verleitet, zu glauben, daß er wirklich ein solch exceptionelles Wesen vor sich hätte. Dieser Glaube währte einige Monate; aber nach näherer Bekanntschaft kam mein Bruder zu der festen Überzeugung, daß Fräulein Lou Salomé von ihm nicht das Geringste verstünde und zu seiner Jüngerin trotz ungewöhnlicher geistiger Beanlagung vollkommen ungeeignet war. Nach einer fünfmonatlichen Bekanntschaft brach er jeden Verkehr mit ihr wieder ab; weder vorher noch nachher hat Frau Andreas ein Wort von meinem Bruder gehört, eine Zeile von ihm erhalten.

Der beste Beweis, wie recht mein Bruder mit seinem strengen abweisenden Urtheil über Frau Lou Andreas-Salomé gehabt hat, zeigt das von ihr verfaßte Buch. „Ach, wie lange wird es nun wieder dauern, bis wir den von Frau Andreas verstandenen Nietzsche los werden!" schreibt Herr Peter Gast 1893 und so seufzte auch ich manches Jahr, doch denke ich, daß durch die ausgezeichneten Artikel von Herrn Peter Gast und Herrn Dr. Fritz Koegel, sowie durch das treffliche Buch über meinen Bruder von Dr. Rudolf Steiner sich allmählich Klarheit verbreitet, daß man durch das Buch von Frau Andreas den Menschen, Dichter und Philosopheu Nietzsche nicht kennen, sondern nur auf das stärkste mißverstehen lernt. Man soll übrigens nur unbefangen und aufmerksam die Werke

meines Bruders, besonders auch die jetzt nach und nach erscheinenden Bände seiner bisher ungedruckten Niederschriften lesen, um es geradezu unbegreiflich zu finden, wie die Mißverständnisse und Erfindungen von Frau Andreas solchen Glauben finden konnten. So durfte Herr J. Hofmiller, als er den neunten und zehnten Band der Gesammtausgabe gelesen hat, in der „Zukunft“ mit Freuden ausrufen: „Die Legende ist zerstört! Ganz fertig, ganz abgethan! Die thörichte Legende von dem aus einem Extrem in's andere springenden, sich in intellectuellen Martern genießenden, nur im Raffinirten und Exaltirten zufriedenen Decadent à la Dostojewesky, wie er von einer angeblichen Freundin Nietzsche's mit der artistischen Leitmotivrepetition Zola's und dem psychologischen Gesammtaspect turgenjewischer „Helden“ gläubigen Gemüthern suggerirt worden war.“

Ja mit dieser Legende ist es vorüber, aber ich hoffe, daß dieser Band auch noch manche andre zerstört.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Weimar, Nietzsche-Archiv.
Ende October 1896.

I. Abtheilung.

Im Banne der Freundschaft.

„Oh Jugend-Sehnen, das sich mißverstand!
Die i ch ersehnte,
Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte,
Daß a l t sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I. Capitel.

Basel.

Motto: „Dem Fleißigen neid ich seinen Fleiß:
goldhell und gleich fließt ihm der Tag herauf,
goldhell und gleich zurück,
hinab in's dunkle Meer, —
und um sein Lager blüht
Vergessen, gliederlösendes."

(Gedichte.)

Frühmorgens am 13. April 1869 verließ mein Bruder Naumburg, um sich nach Basel zu begeben. Es war ein kühl freundlicher Morgen, und mit vielen Thränen des Abschiedsschmerzes, der nur durch den innigsten Stolz gelindert wurde, sahen wir seine blühende kräftige Gestalt in der altgewohnten Droschke verschwinden. Selbst der Kutscher, der schon unsere Eltern zur Trauung gefahren hatte, blickte schmunzelnd auf den stattlichen Herrn Professor und empfand es als eine Ehre, ihn zum Bahnhof fahren zu dürfen. Es war meiner Mutter und mir eine rechte Genugthuung, daß unser Fritz so „würdig" aussah, und daß ihn trotz seiner Jugend seine Professorenwürde so natürlich kleidete. Allerdings war er bei der Wahl seiner neuen Anzüge eifrig darauf bedacht gewesen, Sachen zu wählen, die ihm ein älteres Aussehen gaben: ein jugendlich flotter Schnitt wurde durchaus verachtet, nur solche Stoffe, Kleiderschnitte und Hüte, wie sie ältere Herren bevorzugen, erregten seinen Beifall. Diese für 24 Jahr vielleicht allzuwürdige Kleidung stand ihm aber vortrefflich und war gewiß auch dem Basler Geschmack gut angepaßt.

Am 21. April traf er in Basel ein, um seine Professur anzutreten. Den folgenden Tag schickte er uns einen kurzen Reisebericht:

„Gestern vor acht Tagen bin ich von Naumburg abgereist und gestern in Basel angelangt. Der erste Tag brachte mich Abends gegen 11 Uhr nach Köln und war bei weitem der unausstehlichste, den ich bisher erlebt habe. Dienstag Abend fuhr ich nach Bonn hinüber und habe dort in angenehmster Weise den Mittwoch verlebt, alte Erinnerungsstätten aufsuchend und neue Bekannte findend. Den ganzen Donnerstag verbrachte ich auf dem Dampfschiff, bei herrlichem Frühlingswetter, landete spät Abends bei Biebrich, unweit Mainz und fuhr nach Wiesbaden mit der Eisenbahn. Dies habe ich mir am andern Tage angesehn, ohne mich zu sehr angezogen zu fühlen; Mittags fuhr ich nach Heidelberg und sah Abends in schönster Beleuchtung, in blühender Umgebung die berühmte Schloßruine. Dabei traf ich einige Leipziger Bekannte. Den Sonnabend blieb ich dort, in einem einfachen aber guten Gasthof, und arbeitete an meiner Antrittsrede. Sonntag hatte ich vor, nach Basel direct zu fahren, als ich aber eine Viertelstunde vor Karlsruhe war, wurde ich umgestimmt. Es stiegen nämlich in mein Coupé einige junge Leute, die die „Meistersinger" in Karlsruhe hören wollten. Dieser Lockung konnte ich nicht widerstehen: ich stieg aus, ließ mein Billet auch für den nächsten Tag als gültig erklären und erquickte mich Abends an einer vortrefflichen Aufführung dieser meiner Lieblingsoper. Dies war mein Abschied von deutschem Boden. Montag um 2 Uhr kam ich in Basel an und logirte mich in der „Krone" ein.

Jetzt sitze ich nun bereits in der provisorischen Wohnung, die ich Euch nicht genauer schildern kann, als es V..... bereits gethan hat. Sie ist ziemlich häßlich, hat aber den Vorzug, etwa 20 Schritt entfernt, meiner definitiven Wohnung schräg gegenüber zu liegen."

Später nannte er diese erste Wohnung nur noch die „Höhle" oder das „Bedientenzimmer". Er hatte nämlich die Absicht gehabt, sich einen Diener anzuschaffen, da er es damals nicht liebte, kleine häusliche Dinge selbst zu besorgen, auch darin, wahrscheinlich infolge seiner großen Kurzsichtigkeit, recht unpraktisch

war. Er schrieb uns von Leipzig aus, kurz nach der Berufung:

„Inzwischen könnt Ihr mir einen Gefallen thun, nämlich Euch nach einem Bedienten umsehn, den ich mitnehmen werde. Meine Wünsche resp. Bedingungen sind diese: er darf nicht zu jung sein, muß Neigungen zur Reinlichkeit und Ehrlichkeit haben. Es ist gut, wenn er Soldat war. Ich hasse den Naumburger Volksdialekt. Ein beispielloser Grad von Bornirtheit wäre mir unerwünscht. Er kann dabei ein Handwerk treiben, falls es reinlich und wohlriechend ist."

Bei näherer Überlegung ergab es sich aber, daß ein Diener nur eine Belästigung für ihn sein würde, und so blieb von der ganzen Idee, wie mein Bruder scherzte, nur das Bedientenzimmer — aber zum Selbstbewohnen, glücklicher Weise nur für zwei Monate.

Es war in jener Zeit merkwürdig schwer, in Basel eine angenehme Chambre-garnie-Wohnung zu bekommen; Alles wehrte sich dagegen, Fremde in sein Haus zu nehmen, jede Familie schien den einzigen Wunsch zu haben, im eigenen Hause allein zu wohnen. Deshalb nahm die Stadt damals im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl einen merkwürdig großen Raum ein. Im Frühjahr 1869 war man gerade damit beschäftigt, die Wälle niederzulegen, Anlagen zu pflanzen und der neuen Zeit Thür und Thor zu öffnen. Mein Bruder freute sich immer, daß er noch das gute alte Basel kennen gelernt habe, er meinte, er sei dadurch dem Mittelalter näher gekommen. Die ganze Stadtgemeinschaft mit ihren festgewurzelten Sitten und Gebräuchen muthete uns Preußen, die wir gewohnt sind, die gebildeten Klassen leicht von Ort zu Ort versetzt zu sehen und die Gebräuche verschiedener Orte anzunehmen, ganz eigenartig an. Basels prachtvolle alterthümliche Häuser mit ihren seltsamen an längst verklungene alte Mythen erinnernden Spukgeschichten, die feste Gliederung der Familien, die allsonntags vollzählig und einträchtiglich zur Kirche wallten, die alten Dienstboten, die von einer Generation zur andern übergiengen, die altmodische Begrüßung in den Läden: „Guten Tag, Frauenzimmer", „guten Abend, Jungfere", überhaupt die ganze niederallemannische Sprechweise, die so viel alte treffende Ausdrücke be-

wahrt hat — dies Alles schien uns einer weitvergangenen Zeit anzugehören.

Basel war von jeher eine ebenso reiche als wohlthätige Stadt, in jeder Richtung bemüht, ihre ausgezeichneten öffentlichen Einrichtungen noch zu verbessern und Kunst und Wissenschaft zu fördern. Mein Bruder hat es immer in hohem Grade rühmenswerth gefunden, welche außerordentlichen Summen dieser kleine Staat für sein Erziehungswesen ausgab. Er sagt deshalb auch in einer ungedruckten Einleitung zu den sechs Vorträgen „Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten":

„Ich bin mir bewußt, an welchem Orte ich diese Vorträge zu halten habe, in einer Stadt nämlich, die in einem unverhältnißmäßig großartigen Sinne und mit einem für größere Staaten geradezu beschämenden Maßstabe die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht: so daß ich gewiß nicht fehlgreife, wenn ich vermuthe, daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge thut, man auch über sie um so viel mehr denkt."

Man brachte meinem Bruder von allen Seiten großes Interesse entgegen; ein nach Basel gerichteter Brief des Geheimrath Ritschl aus Leipzig, der in den Worten gipfelte: „Mit einem Worte, Nietzsche ist ein Genie", hatte die ungewöhnlichste Erwartung und, wie jedes starke Lob, auch Mißtrauen hervorgerufen.

Er schreibt uns darüber Folgendes:

„Im übrigen sind die Leute mir wohlgesinnt. Und wer mit einiger Verstimmung meine Ankunft an Ort und Stelle aufgenommen hat, hat sich jetzt entweder in's Unvermeidliche gefügt oder auch bei näherer Bekanntschaft mit mir den Grund seiner Verstimmung gehoben gefühlt. Besonders wichtig nach dieser Seite war meine Antrittsrede, die ich vor ungewöhnlich angefüllter Aula kürzlich erst gehalten habe, und zwar über die Persönlichkeit Homer's! Durch diese Antrittsrede sind die Leute hier von Verschiedenem überzeugt worden, und mit ihr war meine Stellung, wie ich deutlich erkenne, gesichert." „Meine Vorlesungen habe ich für alle Wochentage von 7—8 verlegt und bin mit dieser Art von Thätigkeit zufrieden; auch gewöhnt man sich an den Übelstand, acht Zuhörer zu haben, in Anbetracht, daß es die gesammte Philologenschaft ist und sogar noch ein Theologe.

An der Schule habe ich Vergnügen an einer verständigen Classe und bilde mir ein, zum Schulmeister zwar nicht geboren, aber doch auch nicht verdorben zu sein."

Er hielt die Antrittsrede am 28. Mai. Zuerst spricht er über die Herkunft der classischen Philologie, von ihrer seltsamen Zusammensetzung aus mehreren Wissenschaften und dem innern Zwiespalt der nicht verschmolzenen Grundtriebe. Er vertheidigt die Philologen gegen verschiedenartige Feinde, schildert und bedauert besonders die Angriffe der künstlerischen Naturen, deren Bedenken auch oft von ernsten Philologen getheilt werden. Er behauptet trotzdem, daß die Philologie jetzt mit ungeheurer Wucht ihrem eigentlichen Ziele zusteuere: „jene Kluft zwischen dem idealen Alterthume — das vielleicht nur die schönste Blüthe germanischer Liebessehnsucht nach dem Süden ist — und dem realen zu überbrücken; und damit erstrebt die classische Philologie nichts als die endliche Vollendung ihres eigensten Wesens, völliges Verwachsen und Einswerden der anfänglich feindseligen und nur gewaltsam zusammengebrachten Grundtriebe." Er wünscht nun an einem Beispiel deutlich zu machen, „wie die bedeutendsten Schritte der classischen Philologie niemals vom idealen Alterthum weg-, sondern zu ihm hinführen". Er will dies an einem wichtigen Problem beweisen, an der Frage nach der Persönlichkeit Homer's. Er erörtert nun, ob diese Frage überhaupt noch aufgeworfen werden darf, oder ob die Wissenschaft sie schon endgültig entschieden hat; er prüft die verschiedenen Ergebnisse und kommt zu den weiteren Fragen: „Ist somit aus einer Person ein Begriff oder aus einem Begriff eine Person gemacht worden?" Ist der Urheber jener Werke, „mit denen zu wetteifern den größten Genien der Muth entsinkt, in denen ewig unerreichte Musterbilder für alle Kunstperioden gegeben sind", „nur ein hohler Name, zerbrechlich wo man ihn anfaßt, nirgends der sichere Kern einer waltenden Persönlichkeit"? Oder sind diese „unausmeßbaren Dichtungen" das Erzeugniß einer Volksdichtung, „des glücklichsten Volks in seiner glücklichsten Periode, in der höchsten Regsamkeit der Phantasie und der poetischen Gestaltungskraft"? „Sobald man sich aber diesem Gedanken nähern und in's Angesicht schauen wollte, so setzte man unwillkürlich an Stelle der dichtenden Volksseele eine dichterische Volksmasse", „eine Reihe von

urwüchsigen Genien, einer Zeit, einer Dichtgattung, einem Stoffe zugehörig." „Aber eine solche Vorstellung machte mit Recht mißtrauisch: sollte dieselbe Natur, die mit ihrem seltensten und köstlichsten Erzeugnisse, dem Genius, so karg und haushälterisch umgeht, gerade an einem einzigen Punkte in unerklärlicher Laune verschwendet haben? Hier kehrte nun die bedenkliche Frage wieder: ist nicht vielleicht auch mit einem einzigen Genius auszukommen und der vorhandene Bestand jener unerreichbaren Vortrefflichkeit zu erklären?" Er prüft darauf die Meinungen, die sich die verschiedenen Parteien über diesen Punkt gebildet haben, und kommt zu der Frage: „Giebt es charakteristische Unterschiede zwischen den Äußerungen des genialen Individuums und der dichterischen Volksseele?" Er hält die ganze Gegenüberstellung von Volksdichtung und Individualdichtung für unberechtigt und meint, daß ein solcher Gegensatz gar nicht existire: „vielmehr braucht alle Dichtung, und natürlich auch die Volksdichtung, ein vermittelndes Einzelindividuum." „Der große Dichter eines litterarischen Zeitalters ist immer noch Volksdichter und in keinem Sinne weniger als es irgend ein Volksdichter in einer illitteraten Periode war." Er meint sodann, daß, wenn wir all diese Sätze auf die Homerischen Dichtungen anwenden, wir mit der Theorie von der dichtenden Volksseele nichts gewinnen, sondern auf das dichterische Individuum verwiesen werden. Es entsteht nun die Aufgabe, das Individuelle zu fassen, und er kommt zu dem Resultat: „Homer als der Dichter der Ilias und Odyssee ist nicht eine historische Überlieferung, sondern ein ästhetisches Urtheil." Schließlich nach allen Prüfungen ergiebt sich: „Wir glauben an den einen großen Dichter von Ilias und Odyssee — doch nicht an Homer als diesen Dichter."

„Die Entscheidung hierüber ist bereits gegeben. Jenes Zeitalter, das die zahllosen Homerfabeln erfand, das den Mythus vom homerisch-hesiodischen Wettkampf dichtete, das die sämmtlichen Gedichte des Cyklus als homerische betrachtete, fühlte nicht eine ästhetische, sondern ein stoffliche Singularität heraus, wenn es den Namen „Homer" aussprach. Homer gehört für dies Zeitalter in die Reihe von Künstlernamen wie Orpheus, Eumolpus, Daedalus, Olympus, in die Reihe der mythischen

Entdecker eines neuen Kunstzweiges, denen daher alle späteren Früchte, die auf dem neuen Zweige gewachsen sind, dankbarlich gewidmet wurden. Und zwar gehört auch jener wunderbarste Genius, dem wir Ilias und Odyssee verdanken, zu dieser dankbaren Nachwelt; auch er opferte seinen Namen auf dem Altare des uralten Vaters der epischen Heroendichtung, des Homeros."

Mit einem kurzen Hymnus auf die Philologie, der Aufforderung ihr Dankbarkeit zu erweisen und mit einigen persönlichen ihn in Basel einführenden Worten schließt die Rede. —

Die Zuhörer lauschten mit der größten Spannung; die wohllautende Stimme, die angenehmen Bewegungen seiner kräftigen Gestalt, das edle Gesicht, die leuchtenden Augen (ein wagnerisch-angehauchter Basler Schüler der späteren Zeit nannte sie „Götteraugen" und citirte: „der gleißende Wurm glänzt auch ihm aus dem Auge") — Alles zusammen übte einen eigenen Zauber auf die Versammlung aus.

Gedankenvoll schritten die würdigen Rathsherren und Professoren nach Hause. Was war das eigentlich gewesen? — Ein junger Gelehrter betrachtet zuerst kühl-kritisch und zugleich philosophisch die Berechtigung seiner eigenen Wissenschaft, und schließlich wirft er soviel künstlerischen Glanz über sie hin, daß plötzlich die sonst so trockene und dürftige Philologie den gewiß nicht impressionablen alten Herrn beinahe wirklich wie eine „Götterbotin" erschien: „und wie die Musen zu den trüben, geplagten böotischen Bauern niederstiegen, so kommt sie in eine Welt voll düsterer Farben und Bilder, voll von allertiefsten und unheilbarsten Schmerzen und erzählt tröstend von den schönen, lichten Göttergestalten eines fernen, blauen, glücklichen Zauberlandes."

„Da haben wir uns ja einen seltenen Vogel eingefangen, Herr Rathsherr", sagte einer der Herren vom kleinen Rath, und der Andere stimmte froh und befriedigt zu, denn die Berufung war sein Werk gewesen.

Auch nach Leipzig wurde berichtet, die Antrittsrede habe einen außerordentlichen Eindruck hervorgerufen: „Nietzsche sei ebenso Künstler als Gelehrter" hätte Jacob Burckhardt gemeint. Geheimrath Ritschl erzählte es mir selbst und fügte lachend hinzu: „Das habe ich schon immer gesagt, er kann seine wissen-

schaftlichen Untersuchungen so spannend machen, wie ein französischer Romancier seine Romane."

Mein Bruder ließ die Homerrede zu Weihnachten 1869 als Manuscript drucken und schickte sie mir mit folgenden Zeilen:

„Noch ohne jegliches Gewand
Wird's Büchlein brühwarm schon versandt:
„Jacobi" wird schon weiter sorgen!
Und ist es schönstens dann geborgen
In festlich-schöne Deckelzier:
Dann, glaub' ich fast, gefällt es Dir.
Man legt es auf den Spiegeltisch,
Und fragt Jemand „was soll der Wisch?"
So sagt man stolz-gleichgültig vor sich hin:
Gewidmet ward es mir, der Inder-fererin!"

Das Büchlein selbst enthielt folgende feierliche gedruckte Widmung:

Meiner theuren und einzigen
Schwester Elisabeth
als der
fleißigen Mitarbeiterin
auf den Stoppelfeldern der
Philologie.

Auf der Rückseite der gedruckten Widmung stand folgendes für die Freunde bestimmte Verschen:

„In Basel steh ich unverzagt
Doch einsam da — Gott sei's geklagt.
Und schrei ich laut: Homer! Homer!
So macht das Jedermann Beschwer.
Zur Kirche geht man und nach Haus
Und lacht den lauten Schreier aus.

Jetzt kümmr' ich mich nicht mehr darum:
Das allerschönste Publicum
Hört mein Homerisches Geschrei
Und ist geduldig still dabei.
Zum Lohn für diesen Überschwang
Von Güte hier gedruckten Dank."

Unter der „Mitarbeit“ war meine Hilfe an der Zusammenstellung des Index der 22 Bände des Rheinischen Museums gemeint. In der kurzen freien Zeit vor dem Antritt seiner Professur und den darauf folgenden Herbstferien war mein Bruder mit der, wie er sie nannte, „unglückseligen Sclavenarbeit“ nicht fertig geworden, so daß ich mich erbot, sie zu vollenden. Es war nur noch das alphabetische Einordnen der einzelnen Stellen zu machen, was ich mit Hilfe eines im Griechischen gut bewanderten Primaners auch leidlich fertigbrachte. Die Bände 23—25 hat Fritz später noch selbst hineingearbeitet.

Ich habe diese kleine Geschichte so ausführlich erzählt, um ein Beispiel davon zu geben, wie überschwänglich dankbar mein Bruder jede Hilfsleistung aufnahm. Die Dankbarkeit, die schon der Freund Wilhelm in der Kinderzeit an dem kleinen Fritz hervorhob, ist sein ganzes Leben einer seiner Hauptzüge geblieben. Es wird seinen Freunden gewiß ebenso wie mir ergehen: wenn wir jetzt die alten Briefe und Bücherwidmungen lesen, so fragen wir uns: für welche Thaten wird denn eigentlich so viel Dankbarkeit ausgedrückt? Oft sind es ganz geringfügige Sachen, gewöhnlich Leistungen, an denen man selbst das größte Vergnügen gehabt hatte; aber mein Bruder verklärte dies Alles zu Thaten persönlicher Aufopferung. Ich muß also zur Vorsicht auffordern, aus solchen überschwänglichen Worten des Dankes und des Lobes irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Bin ich doch infolge der Lobeserhebungen meines Bruders längere Zeit für die alleinige Herstellerin des Index gehalten worden; was ich aber dabei wirklich gethan habe, ist sicher ohne selbständigen geistigen Werth gewesen.

Ich bat meinen Bruder dringend, die Homerrede ohne die obige Widmung an die Freunde zu versenden; denn zuviel hatte ich in gelehrten Kreisen gelebt, um nicht zu wissen, daß sie Anstoß erregen könnte. Fritz erfüllte zwar meine Bitte im Allgemeinen, verschenkte aber doch einige Exemplare mit der anstößigen Widmung, und gerade diese gelangten in Leipzig in fremde Hände. Als nun später die „Geburt der Tragödie“ erschien und so viel Erstaunen und Entsetzen erregte, äußerte sich einer der alten Professoren in Leipzig sehr würdig: „Er habe schon damals die Widmung zu der Homerrede mit Kopfschütteln

gelesen und sie für einen Gelehrten als geradezu leichtfertig bezeichnet, man sehe nun deutlich, wohin dieser erste leichtfertige Schritt geführt habe."

Wahrscheinlich war es aber die Widmung nicht allein, die das enge Philologen-Herz so mißtrauisch gemacht hatte: ich meine, daß bei einigen Sätzen der Homerrede den eigentlichen Stockphilologen ein ahnungsvolles Gruseln überkommen haben müßte. Sollten ihm nachfolgende Worte nicht recht mißtönend in die Ohren geklungen haben: „Auch einem Philologen steht es wohl an, das Ziel seines Strebens und den Weg dahin in die kurze Formel eines Glaubensbekenntnisses zu drängen; und so sei dies gethan, indem ich einen Satz des Seneca also umkehre:

„philosophia facta est quae philologia fuit."

Damit soll ausgesprochen sein, daß alle und jede philologische Thätigkeit umschlossen und eingehegt sein soll von einer philosophischen Weltanschauung, in der alles Einzelne und Vereinzelte als etwas Verwerfliches verdampft und nur das Ganze und Einheitliche bestehen bleibt." —

Es dauerte ziemlich lange Zeit, ehe sich mein Bruder in Basel etwas heimisch fühlte. So sehr ihm das in sich geschlossene festgegründete Gemeinwesen gefiel, so hohe Achtung er vor den Basler Männern und Frauen hatte: „Die haben Alle noch den Muth eigenartige Charaktere zu sein," so schwer wurde es ihm, gerade wie den Baslern selbst, sich schnell anzuschließen. Er hat viel Liebenswürdigkeit in Basel erfahren und dies immer auf's dankbarste anerkannt, aber er litt im ersten Jahr seiner Professur doch recht schwer unter der Einsamkeit, es fehlte ihm die vertraute Seele zum täglichen intimen Gedankenaustausch. Selbst die Reisen in der herrlichen Schweiz trösteten ihn damals nicht, sie machten ihn nur sehnsüchtiger nach den alten Freunden. Er schreibt Mitte Juli 1869 an Erwin Rohde:

„Mein lieber Freund, weißt Du schon, was der Basler „Bündlitag" ist? Jedermann schnürt sein Bündel und läuft nach der Eisenbahn, alle Schulen, auch die Universität, machen eine Erholungspause von 4 Wochen: und die Basler Klimatologen behaupten, während dieser Zeit sei es physisch unzuträglich, in Basel zu bleiben. Also hinaus in die weite Welt! Aber wohin? Die großen Eisberge locken mich, wie ich zu meinem Erstaunen

merke, gar nicht so sehr: und ich würde mit Wonne wieder das liebenswürdige Bairisch-Böhmische Gebirgsland aufsuchen, wenn es nur in Deiner Gesellschaft geschehen könnte, lieber Freund.

Leider bist Du jetzt nun gerade in Süditalien: sonst wäre ich Dir vielleicht bis zu einem der norditaliänischen Seen entgegengereist und wir hätten uns, in einem Kahne liegend, mit dem Blick nach dem blauen Himmel, schaukeln lassen können, trotz aller Einsamkeit in der allerbesten und ersehnenswerthesten Gesellschaft. Nun sitze ich hier in Basel und weiß nicht, warum ich fortwandern soll, finde ich doch nirgends so eine rechte wahre innerlich heilende und kräftigende Erholung. An meinen „Collegen" mache ich eine seltsame Erfahrung: ich fühle mich unter ihnen, wie ich mich ehedem unter Studenten fühlte: im Ganzen ohne jedes Bedürfniß mich mit ihnen näher abzugeben" . . .

Und am Schluß der Ferien, am 18. August, schreibt er:

„Der letzte Ferientag. Alte begrabne Empfindungen wachen auf. Mir ist zu Muthe, wie es dem Tertianer zu Muthe ist, der sentimental wird und Gedichte über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks macht, wenn er den Glockenschlag des letzten Ferientages hört. Ach lieber Freund, ich habe doch wenig Vergnügen und muß Alles so einsam in mich hineinkauen. Ja ich würde auch die böse Dysenterie nicht scheuen, wenn ich durch sie mir ein abendliches Gespräch mit Dir erkaufen könnte. Wie wenig sind Briefe. Da habe ich mir gestern eine schöne Stelle vom alten Goethe gemerkt:

„wie köstlich ist des *gegenwärt'gen* Freundes
gewisse Rede, deren Himmelskraft
ein *Einsamer* entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
des Liebenden entwickelte sie leicht."

Sieh, das ist es; wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die Meisten in's Wirthshaus oder zum „Collegen" und da purzeln denn wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Plänlein heraus. Wenn wir aber trächtig sind, da ist Niemand zu Hilfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht: und finster und morose legen wir dann unsere derben

ungestalten neugebornen Gedanken in irgend eine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihnen"

Auch an den Freund Freiherrn von Gersdorff schreibt er: „Ach, und wie sehr braucht man das Bewußtsein wahrer Freunde! Die Einsamkeit ist mitunter gar zu trostlos."

Doch bot ihm das Schicksal einen köstlichen Ersatz: es hatte ihn in die Nähe jenes erhabenen Genius geführt, dem er in seinem Herzen von nun an Altäre errichtete, sie mit den herrlichsten Blüthen des Geistes schmückte und mit Brandopfern der Selbstverleugnung ehrte.

II. Capitel.

Tribschen.

Motto: „Heil Dir, Freundschaft!
Meiner höchsten Hoffnung
erste Morgenröthe!
Ach, ohn Ende
schien oft Pfad und Nacht mir,
alles Leben
ziellos und verhaßt!
Zweimal will ich leben,
nun ich schau in deiner Augen
Morgenglanz und Sieg,
Du liebste Göttin!"
(Gedichte.)

„Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein Anderer das Bild dessen, was Schopenhauer „das Genie" nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies ist kein Anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urtheil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten u. s. w. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurtheilen, weil alle Welt auf einem andern Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabner Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle."

So schildert Anfang August 1869 mein Bruder an Freiherrn von Gersdorff seine Eindrücke und Empfindungen nach den ersten Besuchen bei Richard Wagner.

Er fuhr am Sonnabend vor Pfingsten 15. Mai 1869 zum ersten Mal nach dem Vierwaldstättersee, um einige Tage an der

Tellsplatte zu verbringen. In Luzern überlegte er, ob er es wohl wagen dürfe, auf jene Einladung vom Herbst zuvor Richard Wagner in seinem Landhaus „Tribschen" aufzusuchen. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen — unschlüssig wanderte er auf poetischen Wegen dem lieblichen Tribschen zu, das in einer bezaubernden See- und Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Pilatus am Vierwaldstättersee liegt. Vor dem Landhaus stand er lange still und hörte einen immer wiederholten schmerzlichen Accord. Endlich kam ein Diener aus dem Garten und sagte ihm: bis 2 Uhr arbeite Herr Wagner und dürfe nicht gestört werden. Darauf entschloß er sich, wenigstens seine Karte abgeben zu lassen. Wagner ließ schnell herausfragen, ob der Herr Professor derselbe Herr Nietzsche sei, den er bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus in Leipzig kennen gelernt habe? Auf die bejahende Antwort erhielt mein Bruder eine Einladung zum Mittagessen. Leider mußte er ablehnen, da er sich schon fest für die Tellsplatte versprochen hatte; so wurde er gebeten, den nächsten Montag in Tribschen zu verleben. Er notirt: „Inzwischen heitere Tage mit Osenbrüggen, Boretius, Exner und dessen Schwester in Pension Imhof." Am Pfingstmontag fuhr er früh nach Luzern, begab sich nach Tribschen und verlebte dann in Gemeinschaft mit Richard Wagner und Frau Cosima den ersten jener köstlichen Tage, die später das Glück seiner Seele und seine Trösteinsamkeit wurden. Wagner schenkte ihm seine Photographie und begleitete ihn zum „Rößli" zurück, ihn herzlich auffordernd, seinen Besuch zu wiederholen. Mein Bruder schrieb darauf an Freund Erwin:

„Wagner ist wirklich Alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstrieb u. s. w. Ich muß ein Ende machen: sonst singe ich einen Päan."

Kurze Zeit darauf lud ihn Frau Cosima zum Geburtstag Richard Wagner's ein, aber er that seinem Herzen Zwang an und lehnte, wie er schreibt, als „Docent vom Standpunkt der Tugend" die Einladung ab. Er stöhnte aber auch: „Ein Amt ist doch ein wunderliches Ding" und dann: „Ich empfinde recht deutlich, wie auch die erwünschteste Thätigkeit, wenn sie amtlich

und berufsmäßig betrieben wird, eine Fessel ist, an der Unsereiner oft ungeduldig zerrt." Er schrieb, anstatt zum Geburtstage zu kommen, einen verehrenden Brief an Wagner, der ihn auf folgende herzliche Weise beantwortete:

Geehrtester Freund!

Haben Sie — wenn auch etwas spät — großen und herzlichen Dank für Ihren schönen und bedeutenden Brief!

Hatte ich damals gewünscht, daß Sie mich besuchten, so wiederhole ich Ihnen heute eindringlich die frei gemeinte Einladung, welche ich bei unsrem Abschied vor dem „Rößli" mündlich an Sie richtete.

Kommen Sie doch — nur mit einer Zeile vorangehender Meldung — zum Beispiel Sonnabend Nachmittag, bleiben Sie Sonntag, und kehren Sie Montag früh zurück: das vermag doch etwa jeder Handwerker, um so viel mehr doch ein Professor.

Sie steigen dann bei mir ab, und schlafen die beiden Nächte im Tribschener Fideicommißhaus.

Nun lassen Sie sehen, wie Sie sind. Viel wonnige Erfahrungen habe ich noch nicht an deutschen Landsleuten gemacht. Retten Sie meinen nicht ganz unschwankenden Glauben an das, was ich — mit Goethe und einigen Andern — deutsche Freiheit nenne. —

Herzlichen Gruß von Ihrem

ergebnen

Richard Wagner.

Luzern, 3. Juni 1869.

Dieser zweiten Einladung folgte mein Bruder natürlich mit großem Eifer, er schreibt darnach: „Man ist in Tribschen vortrefflich eingerichtet, wir leben dort zusammen in der angeregtesten Unterhaltung, im liebenswürdigsten Familienkreise und ganz entrückt von der gewöhnlichen gesellschaftlichen Trivialität." Um seines Collegs willen kehrte er Montag sehr früh nach Basel zurück. Später hörte er, daß in dieser Nacht Wagner ein Sohn geboren worden war, was Beide, Wagner und mein Bruder, als ein glückbringendes Omen ihrer Freundschaft ansahen.

Nach den Sommerferien begann ein lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr; wenn jetzt das bittere Gefühl der Ein-

samkeit meinen Bruder überkam, dann stärkte ihn die Aussicht auf einen baldigen Besuch in Tribschen. Er schreibt Anfang September an Erwin Rohde: „Übrigens habe ich auch mein Italien wie Du; nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, vier Mal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Äschylus und Pindar leben noch, glaub es nur."

Eine Litanei über Einsamkeit schließt er, selbst unwillig über sein Jammern: „Dafür will ich Dir noch Etwas von meinem Jupiter erzählen, von Richard Wagner, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufathme und mich mehr erquicke, als sich meine ganze Collegenschaft vorstellen kann Er hat jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Kunst. Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigne Kraft, mit seinem Blick immer drüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne. Da hat er mir kürzlich ein Manuscript gegeben „über Staat und Religion", bestimmt als Memoire an den jungen Baiernkönig, von einer Höhe und Zeitentrücktheit, von einem Edelsinn und Schopenhauerischen Ernst, daß ich König zu sein wünschte, um solche Ermahnungen zu bekommen Als ich das erste Mal in Tribschen war, kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, „Siegfried" zubenannt. Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Composition seines „Siegfried" und war im üppigsten Gefühle seiner Kraft."

In allen Briefen forderte mein Bruder die Freunde auf, Wagner's Schriften zu studiren, er belehrte sie, wo er nur konnte und suchte die wärmsten Empfindungen für Wagner zu wecken. Doch beschränkte er seine Propaganda nicht auf den engsten Freundeskreis: es amüsirt mich noch jetzt, daß er in seiner leidenschaftlichen Verehrung es beinahe fertig gebracht hätte, die Großfürstin Constantin zu einem Besuch in Tribschen

zu veranlassen. Das wäre in jener Zeit ein ganz ungewöhnlicher Schritt gewesen, denn Wagner, obgleich vom König Ludwig II. begünstigt, war damals noch nicht an den Höfen von den Fürstinnen und Prinzessinnen acceptirt. Die Großfürstin (eine ehemalige Schülerin unseres Vaters) verlebte im Juli 1869 einen Tag in Basel: mein Bruder, vorher benachrichtigt, hatte sie am Bahnhof empfangen, durch die Stadt geleitet und den Abend im Hotel in angeregter Unterhaltung mit ihr verbracht. Sie war ungewöhnlich musikalisch und verstand deshalb mehr von der Größe Wagner's als die damalige öffentliche Meinung.

Das verehrende Herz meines Bruders hatte seine nächsten Freunde auch bald zur gleichen Verehrung geführt. Sehr glücklich schreibt er im März 1870 an Freund Gersdorff:

„Daß wir nun auch über Richard Wagner einig sind, ist mir ein überaus schätzenswerther Beweis unseres Zusammengehörens. Denn es ist nicht leicht und erfordert einen tüchtigen Mannesmuth, um hier nicht bei dem fürchterlichen Geschrei irre zu werden. Auch trifft man mitunter sehr wackere und intelligente Leute in der Gegenpartei. Schopenhauer muß uns über diesen Conflict theoretisch hinwegheben: wie es Wagner praktisch, als Künstler, thut. Zweierlei halte ich mir immer vor: der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Welt- und Kunstanschauung Wagner's, wie sie aus jedem Tone quillt, ist den meisten Menschen unsrer „Jetztzeit" ein Greuel, wie Schopenhauer's Askesis und Verneinung des Willens. Unsern „Juden" — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt die idealistische Art Wagner's, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf daß der „Tag dem Edlen" endlich komme, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Schließlich finde ich auch bei vortrefflichen Naturen oftmals eine Anschauung der Indolenz, als ob eine eigne Bemühung, ein ernstes eingehendes Studium, um einen solchen Künstler und solche Kunstwerke zu verstehen, gar nicht nöthig sei. Wie habe ich mich gefreut, daß Du „Oper und Drama" so angelegentlich studirst! Ich habe es sogleich meinen Tribschener Freunden berichtet. Überhaupt sind ihnen

meine Freunde keine Fremdlinge: und wenn Du etwa nach der ersten Meistersingeraufführung einen ausführlichen Brief an Richard Wagner schreiben willst, so wird dies große Freude erregen, und man wird bereits des genauern wissen, wer der Schreiber des Briefes ist. Auch versteht es sich, daß wir, wenn Du mich einmal besuchst, nach Tribschen reisen. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen. Für mich knüpft sich alles Beste und Schönste an die Namen Schopenhauer und Wagner, und ich bin stolz und glücklich, hierin mit meinen nächsten Freunden gleichgestimmt zu sein. — Kennst Du schon „Kunst und Politik"? Auch kündige ich Dir das Erscheinen einer kleinen Schrift von Richard Wagner an „über das Dirigiren", die am besten mit dem „Philosophie-professoren-Aufsatz Schopenhauer's" zu vergleichen ist."

Wagner lebte in Tribschen mit seiner Familie sehr einsam, unverstanden und weltabgeschieden; ich glaube, in Luzern hatte Niemand eine rechte Ahnung von seiner Bedeutung, mit Ausnahme vielleicht eines liebenswürdigen Paares, des Grafen B. und seiner Gemahlin, die, durch Familienangelegenheiten veranlaßt, dort eine Zeit lang lebten. Sonst hatten wohl auch die Hoteliers eine dunkle Vorstellung, daß dieser Herr Wagner etwas Merkwürdiges sein müsse: ein Mal war ein König incognito in Luzern geblieben, offenbar nur um ihn zu besuchen und mehrere Male hatten sich sehr vornehm aussehende Herren nach Tribschen begeben, von denen man nachher munkelte, daß es Prinzen und hohe Würdenträger gewesen wären. Unter allen Umständen schien es gerathen, Jemand mit Ehrfurcht zu behandeln, dem so hoher Besuch zu Theil wurde.

Auch Wagner klagte zuweilen bitter über seine Vereinsamung und bezeichnete meinen Bruder nach der „Einzigen" als seinen besten Trost. Meines Bruders Freunde, Professor Rohde und Freiherr von Gersdorff wurden sehr freundlich aufgenommen. Wagner sagte mir später: „Ihr Bruder ist ein Tribschener und seine Freunde sind meine Freunde", und bei einer anderen Gelegenheit: „Ihr Bruder und seine Freunde sind eine ganz neue, wundervolle Art Mensch, die ich bisher gar nicht für möglich hielt."

In all den köstlichen Tagen und Stunden weltentrückten Zusammenseins war allmählich eine tiefe und enge Freundschaft

zwischen Wagner, Frau Cosima und meinem Bruder entstanden. Man trug alle großen und kleinen Leiden und Freuden getreulich miteinander, man litt gemeinsam unter den verfrühten Aufführungen des „Rheingold" und der „Walküre" in München, unter all den indiscreten Veröffentlichungen und boshaften Angriffen gegen den Meister. Man freute sich aber auch von ganzer Seele am Fortschreiten seiner großen Arbeiten: der „Götterdämmerung", der „Selbstbiographie". Man nahm den wärmsten Antheil an meines Bruders Antrittsrede und an zwei Vorträgen, die er in Basel vor gemischtem Hörerkreis gehalten hatte, und die großes Interesse erregten. Alle drei Reden: „Homer und die classische Philologie", „Das griechische Musikdrama" und „Sokrates und die Tragödie" wurden in Tribschen mit großem Eifer gelesen und besprochen. Man theilte sich aber auch gegenseitig die einfachen Vorkommnisse des täglichen Lebens mit, vorzüglich die reizenden Geschichten, welche die liebliche, drollige Kinderschaar in Tribschen ausführte, und die den Erwachsenen großes Vergnügen bereiteten. Fritz wurde ein wirklicher Kinderfreund, wozu er früher weder Gelegenheit gehabt noch Talent gezeigt hatte. Als das Weihnachtsfest 1869 herankam, besorgte er den größten Theil der Tribschener Geschenke in Basel, nicht nur Dürersche Stiche, Antiquitäten und elegante Kunstsachen für den Haushalt, sondern auch Puppen, Puppentheater und anderes Kinderspielzeug. Frau Cosima äußert sich immer ganz beschämt, wenn sie mit neuen Bitten kommt, und behauptet, der Meister wäre entrüstet, daß sie meinen Bruder mit solchen Dingen quäle; sie findet den Muth zu ihren Bitten allein dadurch, daß sie ganz zu vergessen sucht, daß er Professor, Doctor und Philologe sei, und sich nur seiner 25 Jahre erinnert. Im übrigen machte sie es ihm, mit Rücksicht auf sein unpraktisches Wesen, recht bequem: er sollte in den Läden nur Zettel mit den ausführlichen Beschreibungen abgeben. Aber so leicht nahm Fritz seine Aufgabe nicht, er warf nicht nur prüfende Blicke auf die Kunstgegenstände, Bücher und andere Sachen, die er verstand, sondern auch auf das ihm so fernliegende Kinderspielzeug. Er hat zum Beispiel bei den Figuren des Puppentheaters auszusetzen, daß der König zu wenig echt aussehe, und der Teufel nicht so schwarz sei, als es wünschenswerth wäre;

auch entwickelt er eine eigene Meinung über das Gewand eines Weihnachtsengels, das er in Basel nicht ganz dem im Himmel vorgeschriebenen Brauch entsprechend fand und deshalb aus Paris verschrieb.

Er verlebte die Weihnachtsfeste 1869 und 1870 auf die glücklichste Weise in Tribschen. Das alte, trauliche Landhaus verwandelte sich in den Festtagen immer in ein liebliches Weihnachtsmärchen, in dem die beseligten Kinder mit Wonne und die Erwachsenen mit rührender Wehmuth Raum und Zeit vergaßen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand Schönem und Sinnigem und was dem Herzen besonders werthvoll war. Zum Beispiel erhielt mein Bruder von Frau Cosima eine wunderschöne Ausgabe des Montaigne. Da er von mir La Rochefoucauld, Vauvenargues und La Bruyère erhielt, so hatte er schon damals die meisten seiner moralistischen Lieblingsschriftsteller in guten Ausgaben beieinander. Stendhal's Promenades dans Rome kam ungefähr ein Jahr später dazu: seine Vorliebe für diesen Schriftsteller datirt von dieser Zeit.

Mit ungleich wichtigeren Angelegenheiten als Weihnachtseinkäufen wurde Fritz vom Meister betraut: Wagner schrieb damals an seiner Selbstbiographie, die als Manuscript in 12 Exemplaren gedruckt werden sollte. Er legte die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Bruders, der in Basel den Druck vermittelte. Im Anfang las Fritz sogar alle Correcturen mit, allmählich aber fand Wagner, daß er ihm bei seiner sonstigen großen Arbeitslast zu viel zumuthe, und besorgte die Correcturen allein. Nach wie vor blieb aber meinem Bruder die Einsicht in das Manuscript und die Druckbogen gestattet.

Weihnachten 1869 war die „Homerrede" bei demselben Buchdrucker als Manuscript gedruckt worden, später, im Jahre 1871 wurde ebendort der schon erwähnte Vortrag „Sokrates und die griechische Tragödie" gedruckt. Das Manuscript desselben hatte er bereits im Februar 1870 nach Tribschen geschickt. Dieser Vortrag erregte bei Wagner's eine ziemliche Aufregung. Mein Bruder entwickelte darin zum ersten Mal etwas ausführlicher und präciser als im Gespräch seine Gedanken über die Vernichtung der alten dionysischen Tragödie durch den rationalistischen Geist des Sokrates und Euripides. Der Meister theilte ihm mit, daß

er nach der Vorlesung lange Zeit gebraucht habe, um die Freundin zu beruhigen. Frau Cosima schreibt unter dem Einfluß des eben empfangenen lebhaften Eindrucks: „Alles Bedeutende ist unbequem", diesen Goetheschen Satz habe ich neulich bei der Anhörung Ihres Vortrages erlebt, lieber Herr Professor. Der Meister wird Ihnen gesagt haben, in welche Aufregung ich dabei gerathen bin, und daß er den ganzen Abend über mit mir das Thema hat ausspinnen müssen. Denn berührte mich Ihre Grundanschauung von vornherein sympathisch, ja selbst heimisch, so war mir die Kühnheit und Schlichtheit, mit welcher Sie sie durchführen, zuerst ganz überraschend; und bei einzelnen Sätzen (wie daß der Verfall der griechischen Tragödie mit Sophokles, ja mit Äschylus beginnt, und über die Form der Platonischen Gespräche) mußte mir der Meister beweisen, wie Recht Sie haben. Was mich aufregte, war auch nicht das, was Sie sagen und wie Sie es sagen, sondern die Kürze, in welcher Sie genöthigt waren, die tiefsten und weitgehendsten Probleme aufzustellen, was den Zuhörer zu einer gewaltigen Mitarbeiterschaft auffordert, ein immerhin aufregender Zustand. Wie ich nun beinahe jeden Satz mit dem Meister durchgenommen und Alles nach genauer Prüfung sich als vollständig richtig ergeben hatte, habe ich gestern für mich Ihre Arbeit noch einmal gelesen, und habe sie ruhig auf mich wirken lassen. Und diesmal war der Eindruck ein sehr großer und schöner; hatte mich Ihre Sicherheit zuerst förmlich geängstigt, so waltete sie jetzt ungemein befriedigend, indem ich in ihr die große Prägnanz eines mächtigen Eindruckes erkannte; die fernen Genien, denen ich nur mit ehrfurchtsvoller Scheu mich genaht, und deren Stimme wie die der Propheten und hohen Priester vernommen hatte, waren mir plötzlich individualisirt, und das große Schicksal der griechischen Kunst gieng in seiner erhebenden Tragik an mir vorüber."

Wagner schreibt an demselben Tage:

„Ich — für meine Person — rufe Ihnen zwar zu: So ist es! Sie haben das Rechte getroffen und den eigentlichen Punkt auf das schärfste genau bezeichnet, so daß ich nicht anders als verwunderungsvoll Ihrer ferneren Entwickelung, zur Überzeugung des gemeinen dogmatischen Vorurtheils, entgegensehe. — Doch habe ich Sorge um Sie, und wünsche von ganzem Herzen, daß

Sie sich nicht den Hals brechen sollen. Deshalb möchte ich Ihnen rathen, diese sehr unglaublichen Ansichten nicht mehr in kurzen, durch fatale Rücksichten auf leichten Effect es absehenden Abhandlungen zu berühren, sondern, wenn Sie so tief — wie ich es erkenne — davon durchdrungen sind, sich zu einer größeren, umfassenderen Arbeit darüber sammelten. Dann werden Sie gewiß auch das richtige Wort für die göttlichen Irrthümer des Sokrates und Platon finden, welche so überwältigend schöpferischer Natur waren, daß wir, obwohl uns von ihnen bekehrend, sie doch anbeten müssen. O Freund! Wo die hymnischen Worte hernehmen, wenn wir aus unsrer Welt auf jene unbegreiflich harmonischen Wesen blicken! Und wie hoch dann wieder von uns selbst denken und hoffen, wenn wir tief und klar fühlen, daß wir Etwas können, sollen und müssen, was Jenen versagt war!"

Bei dem obigen Rath wird mein Bruder wohl ein wenig, wenn auch in aller Ehrfurcht, gelächelt haben, denn schon seit Jahren „gährten in ihm eine Fülle von ästhetischen Problemen und Antworten", und er hatte die Gelegenheit öffentlicher Reden nur benutzt, um kleine Theile des Systems auszuarbeiten, das in einem großen Buch über die Griechen dargestellt werden sollte. Man läßt sich aber gern zu Etwas nöthigen, man freut sich eines Anstoßes von Außen, wenn man noch zögernd vor der Ausführung des Werkes steht. Es ist sehr bezeichnend, daß Wagner, trotz des innigen Verkehrs mit meinem Bruder, sich dem Irrthum hingeben konnte, als ob die kleinen Vorträge gewissermaßen nur erste Apercüs wären, daß er nicht begriff, wie sie nur das kleine Stück eines Gesammtergebnisses sein konnten, das durch jahrelange Studien und viele verborgene Gedankenarbeit vorbereitet sein mußte. Auf ähnliche Irrthümer sind später auch andere Leute verfallen, da mein Bruder, so beredt er im täglichen Verkehr war, mit seinen großen neuen Gedanken und Plänen erst hervortrat, wenn sie in der Stille reif geworden waren. Ob er sich, auf den Vorschlag Wagner's hin: seine neuen Ideen zu einem Buche zu vereinigen, über seine innersten Pläne ausgesprochen hat oder ob er es noch zu früh fand, kann ich leider nicht mehr feststellen, da seine Briefe an Wagner verloren zu sein scheinen.

Jedenfalls hat er sich, ganz im Sinne der Freundschaft jener Zeit, für den liebevollen Rath in zartester Weise dankbar ausgesprochen.

Übrigens hatte das Erstaunen und die Freude über die Neuheit und Kühnheit der Gedanken in meines Bruders Schriftchen eine erfreuliche Rückwirkung; Frau Cosima schreibt: „Ihre Sendung und die Beschäftigung damit bezeichnet eine Wendung der Stimmung auf Tribschen. Wir waren so trübgemuth, daß wir selbst nichts mehr Abends lasen; die Wallfahrt, die wir durch Sie zu den schönsten Zeiten der Menschheit unternehmen mußten, hat so wohlthätig auf uns gewirkt, daß am andren Morgen der Meister seinen Siegfried mit Begleitung der keckſten und übermüthigsten Violinfigur auf dem Rhein sein heiteres Thema blasen läßt, welches vernehmend die Rheintöchter freudig hoffend breit und stark ihr Motiv erklingen lassen. (Ouverture zu der Götterdämmerung, nach Brünnhildens und Siegfrieds Abschied.)"

Dieser gegenseitig erfrischende Einfluß, diese Wechselwirkung zweier großer Geister aufeinander, welche sie Beide mit so hohen Hoffnungen für die Zukunft erfüllte, ist gewiß das erhebendste und rührendste Zeugniß der innigen Freundschaft in der Tribschener Zeit.

Wagner schreibt als Antwort auf jenen oben erwähnten, verloren gegangenen Brief meines Bruders:

Lieber Freund!

Es ist doch gut, wenn man sich solche Briefe schreiben kann! Ich habe jetzt Niemand, mit dem ich es so ernst nehmen könnte, als mit Ihnen, — die Einzige ausgenommen. Gott weiß, wie ich es sonst noch anfange! Wenn ich, so recht vom Unmuth zernagt, schließlich doch immer wieder auf meine Arbeit zurückkomme, muß ich wohl öfters besonders guter Laune werden, weil ich es wirklich kaum begreifen kann und darüber dann lachen muß. Die Erkenntniß des Grundes hiervon geht mir dann wohl auch blitzartig auf, nur fühle ich dann sogleich, daß, wollte ich ihr nachhängen, um sie ganz in das „sokratische Wissen" umzusetzen, ich grenzenlos viel Zeit haben und nichts Besseres vorhaben müßte: denn — das Wissen solcher Gründe Anderen be-

greiflich zu machen, erfordert mindestens die Verzichtleistung auf alles Schaffen. Da ist nun aber Theilung der Arbeit gut. Sie könnten mir nun viel, ja ein ganzes Halbtheil meiner Bestimmung abnehmen. Und dabei giengen Sie vielleicht ganz Ihrer Bestimmung nach. Sehen Sie, wie elend ich mich mit der Philologie abgefunden habe, und wie gut es dagegen ist, daß Sie sich ungefähr ebenso mit der Musik abgefunden haben. Wären Sie Musiker geworden, so würden Sie ungefähr das sein, was ich geworden wäre, wenn ich mich auf die Philologie obstinirt hätte. Nun liegt mir aber die Philologie — als bedeutungsvolle Anlage — immer in den Gliedern, ja sie dirigirt mich als „Musiker". Nun bleiben Sie Philolog, um als solcher sich von der Musik dirigiren zu lassen. Was ich hier sage, ist ernstlich gemeint. Das habe ich von Ihnen selbst, wie unwürdig der Kreis ist, in welchem solch ein Fach-Philolog sich heute herumdrehen kann, — und von mir werden Sie kennen gelernt haben, in welchem Zahlen-Kram im Grunde ein absoluter Musiker (besten Falls!) jetzt sich verthut. Nun zeigen Sie denn, zu was die Philologie da ist, und helfen Sie mir, die große „Renaissance" zu Stande bringen, in welcher Platon den Homer umarmt, und Homer, von Platon's Ideen erfüllt, nun erst recht der allergrößte Homer wird. —

Das sind nun so Gedanken, die mir ankommen, aber — hoffnungsvoll, seit ich Sie lieb gewonnen habe, und nie so klar — und (wie Sie sehen) zur Mittheilung bestimmend — als seit Ihrer Vorlesung von den „Centauren". Seien Sie also nicht unsicher über den Eindruck, den mir diese Arbeit gemacht; er hat mir einen tiefen, ernstlichen Wunsch erweckt. Den werden Sie verstehen: denn wenn er nicht Ihr eigener ist, werden Sie ihn auch nicht erfüllen können. —

Aber schwatzen wollen wir etwas darüber. Darum denke ich — kurz und gut — Sie kommen nächsten Samstag nach Tribschen: die Schlafstube, die „Gallerie" — ist da, „der Rauchfang ist Dir auch gewiß" — also: auf Wiedersehen! —

Von Herzen Ihr

R. W.

Der Ausdruck „Centaur" bezieht sich wahrscheinlich auf eine in damaliger Zeit öfters gemachte Bemerkung meines

Bruders: „Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.“

Wagner's fanden Tribschen im Winter fast noch traulicher als im Sommer; ich selbst habe es nur im entzückendsten Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Das erste Mal Ende Juli 1870: ich war bei Basler Freunden in ihrem Luzerner Landhaus, Tribschen gerade gegenüber, zu Besuch und wurde, um Wagner vorgestellt zu werden, in einem kleinen Nachen von meinem Bruder und Hans Richter geholt und über den See gerudert. Das zweite Mal im Frühjahr 1871 lernte ich Tribschen näher kennen, da ich mit meinem Bruder mehrere Tage dort wohnte.

Das ganze Tribschen mit seinen Bewohnern war ein bezauberndes Idyll; das ideale Paar an der Spitze, die bildhübschen Kinder mit ihrer reichen Erfindungsgabe in drolligen Einfällen und Spielen, der biedere Diener Jacob, der bei dem üblichen Abschiedshändedruck sich jedes Mal erst ein bischen wehrte, treuherzig versichernd: „Herr Professor, ich thue es gern“, das alte winklige Haus, das so malerisch und traulich eingerichtet war und sich mit seinen einfachen Garten- und Parkanlagen schlicht und natürlich in die herrliche Landschaft einfügte — Alles war so harmonisch und doch so exceptionell.

Ich erinnere mich noch des letzten Abends, den ich dort verlebte: die Sonne war am Untergehen, aber schon stand der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis; wie nun allmählich die Sonnenbeleuchtung in das bleiche Licht des Mondes übergieng, wie der See und die so malerisch geformten, scharf umrissenen Berge immer zarter, duftiger und durchsichtiger wurden, sich gleichsam immer mehr vergeistigten, da stockte unser lebhaftes Gespräch, und wir versanken alle in ein träumerisches Schweigen.

Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima und mein Bruder, Cosima in einem rosa Cashmire-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgiengen, am Arm hieng ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner

und ich, Wagner in niederländischem Malercostüm: schwarzer Sammtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlascravatte reich gefältelt, mit feinen Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren. Ich sehe noch deutlich, wie das Licht durch die Bäume auf die verschiedenen Gestalten fiel, wie wir schweigend dahinwandelten und über den silberglänzenden See hinausschauten; wir lauschten dem sanften Rauschen der anschlagenden Wellen, und Jedem klang wohl aus dieser süßen eintönigen Melodie, wie aus dem Schall des Zauberhorns, das Lied seiner eigenen Gedanken entgegen.

Das Ziel unserer Wanderung war die Einsiedelei, ein Rindenhäuschen, das auf dem höchsten Punkt des Besitzthums lag und in dem fast tageshellen Mondenlicht einen köstlichen Blick weit über den See hinweg und die ihn umgebende Gebirgskette bot. — Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher oder nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; Jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft, und doch, welch prachtvolle Harmonie! Jede dieser eigenartigen Naturen war auf ihrer Höhe, leuchtete in ihrem eigenen Glanze und doch verdunkelte Keiner den Andern.

Cosima schrieb damals an meinen Bruder: „und indem ich unser friedseliges, durch des Meisters Genius wohl erhaben zu nennendes Leben betrachte, und dabei wohl empfinde, daß die vorangegangenen Leiden unauslöschlich in die Seele eingeprägt sind, sage ich mir, daß das höchste Glück auf Erden eine Vision ist, und daß diese Vision uns Armen zu Theil wurde."

Ja, Tribschen war eine Insel der Seligen, und wer es gekannt hat, gedenkt seiner in inniger Sehnsucht. Noch im Jahr 1888, kurz vor seiner Erkrankung, schreibt mein Bruder in seinen Lebensaufzeichnungen:

„Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nöthig, um meine Dankbarkeit für das aus-

zudrücken, was mich in ihm bei weitem am tiefsten und herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle, — der tiefen Augenblicke . . . Ich weiß nicht, was Andre mit Wagner erlebt haben: über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen." —

III. Capitel.

Kriegsjahre (1870—71).

Motto: „Der Krieg und der Muth haben mehr große Dinge gethan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten."
(Also sprach Zarathustra. I.)

Das Amt nahm meinen Bruder sehr in Anspruch, denn er machte es sich nicht leicht; er bot sich sogar leidenden Lehrern am Pädagogium zur Vertretung an. Eifrig war er bemüht für seine Schüler und sich selbst aus den Collegien und Lehrstunden den besten Nutzen zu ziehen. Er schreibt darüber Ende Mai 1869 an Freund Erwin:

„Hier nun in Basel . . . ist Alles im besten Zuge. Collegien alle Morgen um 7 Uhr (über Äschylus Choephoren und Geschichte der griechischen Lyrik), alle Montag Seminar, alle Tage ein oder zwei Schulstunden. Ich lese am Pädagogium mit einer verständigen Classe Plato und führe die glücklichen Bengels an milder Hand auf die philosophischen Fragen hin; das heißt nur, um ihnen Appetit zu machen. Auch habe ich zu meiner Beschwerde, doch zum erheblichen Nutzen der grammatischen Kenntnisse das griechische Extemporale eingeführt."

Und im Juli schreibt er an denselben Freund:

„Ich bin mit meiner akademischen Stellung zufrieden. Die Studenten haben Zutrauen zu mir, und ich suche sie bestens zu berathen, nicht bloß in philologicis. Übrigens habe ich jetzt schon das Vergnügen, daß Michaeli drei meiner bisherigen Zu-

hörer auf meinen Rath nach Leipzig gehen; dazu gerade die besten. — Für meine Vorlesungen in den nächsten Jahren habe ich mir einen Plan gemacht, ich lese alles das, was ich genauer lernen will oder lernen muß. Offenbar profitire ich dabei am meisten. Meine Choephoren und das Lyrikercolleg gerathen zu meiner Freude recht productiv, und jedenfalls besser, als ich voraussetzen konnte. Das nächste Semester lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophie und lateinische Grammatik, im Seminar Hesiod's Erga."

Kaum ein Jahr nach seiner Berufung nach Basel, im März 1870, machte man ihn schon zum ordentlichen Professor. Alle Freunde und Verwandte fanden seine Carrière merkwürdig schnell: mit 25 1/2 Jahren ordentlicher Professor! Es war wirklich wunderbar! —

Allmählich fühlte er sich in Basel auch heimischer, die Klagen über die Vereinsamung hörten auf, und Basel wurde mit allerhand freundlichen Lobsprüchen bedacht. Als er im Januar 1872 einen Ruf nach Greifswald erhielt, fühlte er sich schon so behaglich in Basel, daß er sich die Frage nur kurze Zeit überlegte und sofort endgültig absagte; er meinte: „Wozu so schnell wechseln, wozu in einen Glückstopf greifen, da es der Nieten so viele giebt?" Ich greife mit der Erzählung dieser Berufung in der Zeit voraus, weil sie am besten beweist, wie das anfängliche Gefühl des Unbehagens und Fremdseins sich in wenig Jahren ganz verloren und in ein aufrichtiges Wohlgefallen an Basel verändert hatte. Daß es Brauch war, einen solchen Ruf als Druckmittel zu verwenden, um irgend welchen Vortheil von der Regierung zu erlangen, wußte mein Bruder wohl, dachte aber nicht im entferntesten daran, diesen Brauch nachzuahmen. Auch einen Fackelzug, den ihm die Studenten bringen wollten, lehnte er freundlich dankend ab; er wünschte nicht für etwas gefeiert zu werden, das für ihn kein Opfer gewesen war. Später hörte ich, wie sich die Erziehungsbehörde im Stillen über seine kindliche Harmlosigkeit in Geldangelegenheiten verwundert hatte; aber es war ganz im Basler vornehmen Sinn gehandelt, daß man ihm kurz darauf, ohne sein Zuthun, den Gehalt erhöhte. Mit folgenden liebenswürdigen Worten zeigte ihm dies die Universitäts-Curatel unterm 29. Januar 1872 an:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Wir haben die angenehme Pflicht, Ihnen unsern besten Dank für die Art und Weise zu sagen, mit welcher Sie aus Liebe für Ihre hiesige Stellung und Wirksamkeit eine ehrenvolle Anfrage nach Greifswald abgelehnt haben. Wir zweifeln nicht daran, daß die geachtete Stellung, welche Sie als beliebter Lehrer an der Universität und dem Pädogogium einnehmen, Ihnen auch fernerhin zur Befriedigung gereichen wird. In Anerkennung Ihrer vortrefflichen Leistungen hat gemäß unserm Antrage die hohe Regierung beschlossen, vom Beginn dieses Jahres an Ihren Gehalt auf 4000 Francs zu erhöhen"....

Was ihn damals so besonders an Basel gebunden hat, war zunächst das liebenswürdige Entgegenkommen und die große persönliche Freiheit, die man ihm von Seiten der Behörden und der Collegenschaft gewährte; sodann aber auch die ungewöhnliche Verehrung, die er für Jacob Burckhardt empfand. Er hat dem Verkehr mit diesem ausgezeichneten Gelehrten und dessen überaus feinem und künstlerischem Geist immer den höchsten Werth beigelegt. Auch Frau Wagner schreibt meinem Bruder, als er ihr seine abschlägige Antwort nach Greifswald mitgetheilt hatte: „auf ihn kam es Ihnen wohl in Basel einzig an." Mein Bruder hörte bei Jacob Burckhardt verschiedene Vorlesungen und war entzückt davon. Er schreibt im November 1870 darüber an Gersdorff:

„Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor Allem gegönnt hätte. Jacob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe", und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus." „Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Colleg über das Studium der Geschichte und glaube der einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung, dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, selbst halten könnte." —

Ostern 1870 reisten meine Mutter, mein Bruder und ich nach dem Genfer See, wo wir in der Pension Ketterer in Clarens-au-Basset wundervolle Frühlingstage verlebten. Meine

Mutter und ich blieben dann in Basel, um mit Fritz und Freund Erwin die Pfingstferien im Berner Oberland und am Vierwaldstätter See zuzubringen. Es war eine wirkliche Vergnügungsreise mit schönem Wetter und jugendlichem Frohsinn, den ich noch jetzt aus den erhaltenen lustigen Knittelversen meines Bruders entgegenlachen sehe. Einer davon, an der Station Scherzligen gemacht, charakterisirt die Stimmung des ganzen fröhlichen Ausflugs:

„Herzlicher Scherz
Entfleußt dem scherzlichen Herz.“

Mitte Juni reiste unsere Mutter nach Deutschland zu einer erkrankten Schwester zurück; auf den dringenden Wunsch meines Bruders blieb ich noch in Basel, ohne zu ahnen, welche großen Ereignisse unsere schönen Sommer- und Reisepläne zerstören könnten. Am 19. Juli wurde der Krieg erklärt, und von dem Tage an herrschte in Basel eine unglaubliche Verwirrung: von allen Seiten strömten deutsche und französische Reisende, zur Armee Einberufene, der Heimath zu. Ein Nachtquartier in Basel zu bekommen, schien eine Woche lang für den größten Theil der Fremden unmöglich. Die Bahnhofshallen blieben alle Nächte hindurch dicht gefüllt, und Leute, die es in der Stickluft nicht aushalten konnten, mietheten sich für die ganze Nacht Droschken. Mein Bruder schloß schmerzlich bewegt einen Brief an unsere Mutter:

„Wir haben so heiter noch in der Abendröthe des Friedens gelebt. Nun bricht das gräßlichste Ungewitter aus Endlich auch bin ich betrübten Muthes, Schweizer zu sein! Es gilt unsrer Cultur! Und da giebt es kein Opfer, das groß genug wäre! Dieser fluchwürdige französische Tiger.“

Ja, er war sehr betrübt, aber es half nichts, er konnte als Soldat nicht mitziehen, denn vor Annahme der Basler Professur hatte er sich expatriiren lassen müssen. Um sich zu trösten und von den Folgen einer starken Fußverrenkung zu erholen, beschloß er nach dem Axenstein zu gehen; ich mußte ihn begleiten. Es war in jener Zeit fast unmöglich, ein junges Mädchen in die Verwirrung deutscher Eisenbahnen zu schicken. Alle Züge wurden für Truppen requirirt, und es war nur ein glücklicher

Zufall, wenn man weiter befördert wurde. Von dem herrlichen Axenstein wanderten wir dann mit einem Landschaftsmaler Mosengel in das Maderanerthal, das uns von verschiedenen Seiten sehr lebhaft gerühmt worden war; der lahme verrenkte Fuß meines Bruders war inzwischen wieder ganz hergestellt.

Fritz schrieb in jenem weltentrückten Gebirgsthal eine Abhandlung über „die dionysische Weltanschauung", und ich erinnere mich noch, daß, als er sie mir vorlas, einige Kanonenschläge ihn plötzlich unterbrachen. „Was ist los"? riefen die von allen Seiten herbeistürzenden Sommergäste. Der Wirth der Pension, ein Arzt, der früher in Deutschland studirt hatte, verursachte aus Sympathie für seine deutschen Gäste dieses Getöse, hißte eine Flagge auf und rief: „Große, herrliche Siege der Deutschen!" Eine Depesche war endlich auch in unsere Einsamkeit gedrungen und verkündete „Weißenburg und Wörth" — aber sie sprach auch von „ungeheuren Verlusten". Mein Bruder war ganz bleich geworden. Er wandelte darauf mit dem Maler Mosengel, der ein Hamburger war, längere Zeit auf und nieder und kam dann feierlich zu mir. Mir ahnte, was kommen würde, ich hatte schon Thränen in den Augen. „Was würdest Du jetzt thun, Lisbeth, wenn Du ein Mann wärest?" „Natürlich gienge ich mit in den Krieg, es käme ja auch gar nicht auf mich an, aber Du Fritz!" — und ich schluchzte fassungslos. Er setzte mir nun auseinander, daß es jedenfalls seine Pflicht geböte, den Versuch zu machen, als Soldat mit in den Krieg zu gehen; würde ihm das von Seiten der Schweiz nicht gestattet, so wolle er mit Mosengel wenigstens als Krankenpfleger nach dem Kriegsschauplatz ziehen. Wir reisten darauf schnell nach Basel; mein Bruder hatte schon vorher an die Erziehungsbehörde, zu Händen von Herrn Rathsherrn V. ein Gesuch gerichtet, von dem nur ein Entwurf erhalten ist:

„In der gegenwärtigen Lage Deutschlands kann Ihnen mein Entschluß nicht unerwartet sein, daß auch ich meinen Pflichten gegen mein Vaterland zu genügen suche. In dieser Absicht wende ich mich an Sie, um mir durch Ihre Fürsprache bei der wohllöblichen Erziehungsbehörde Urlaub für die letzten Wochen des Sommersemesters zu erbitten. Mein Befinden ist jetzt derart gekräftigt, daß ich ohne jede Bedenklichkeit als Soldat oder als

Krankenpfleger mich nützlich machen kann. Daß ich aber auch das geringe Scherflein meiner persönlichen Leistungsfähigkeit in den Opferkasten des Vaterlandes werfen möchte, das wird Niemand so natürlich und billigenswerth finden, als gerade eine Schweizerische Erziehungsbehörde. Wenn ich auch mir wohl bewußt bin, welcher Kreis von Pflichten in Basel von mir auszufüllen ist, so könnte ich mich — bei dem ungeheuren Ruf Deutschlands, daß jeder seine deutsche Pflicht thue — nur durch peinlichen Zwang und ohne wirklichen Werth in ihrem Banne festhalten lassen. Und ich wollte den Schweizer sehen, der sich in ähnlicher Lage überhaupt festhalten ließe." (Der letzte Satz ist durchgestrichen.) „So viel ich vor einer Woche gehört habe, ist Herr Mähly im Stande und gern bereit, seine Stunden im Pädagogium wieder zu übernehmen, und vielleicht werden sich Herr Hagenbach oder Herr Gelzer in diesem außerordentlichen Falle bewegen lassen, den griechischen Unterricht in der 3. Klasse in diesem Semester zu Ende zu führen: jedenfalls werde ich persönlich, falls Sie mir die Erlaubniß geben, diese Herren um Unterstützung bitten. Ich komme sofort nach Basel, um die Entscheidung einer wohllöblichen Erziehungsbehörde zu vernehmen und einige Anordnungen zu treffen. — Bis dahin empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, die mir hoffentlich auch in diesem Falle zur Seite stehen wird." rc.

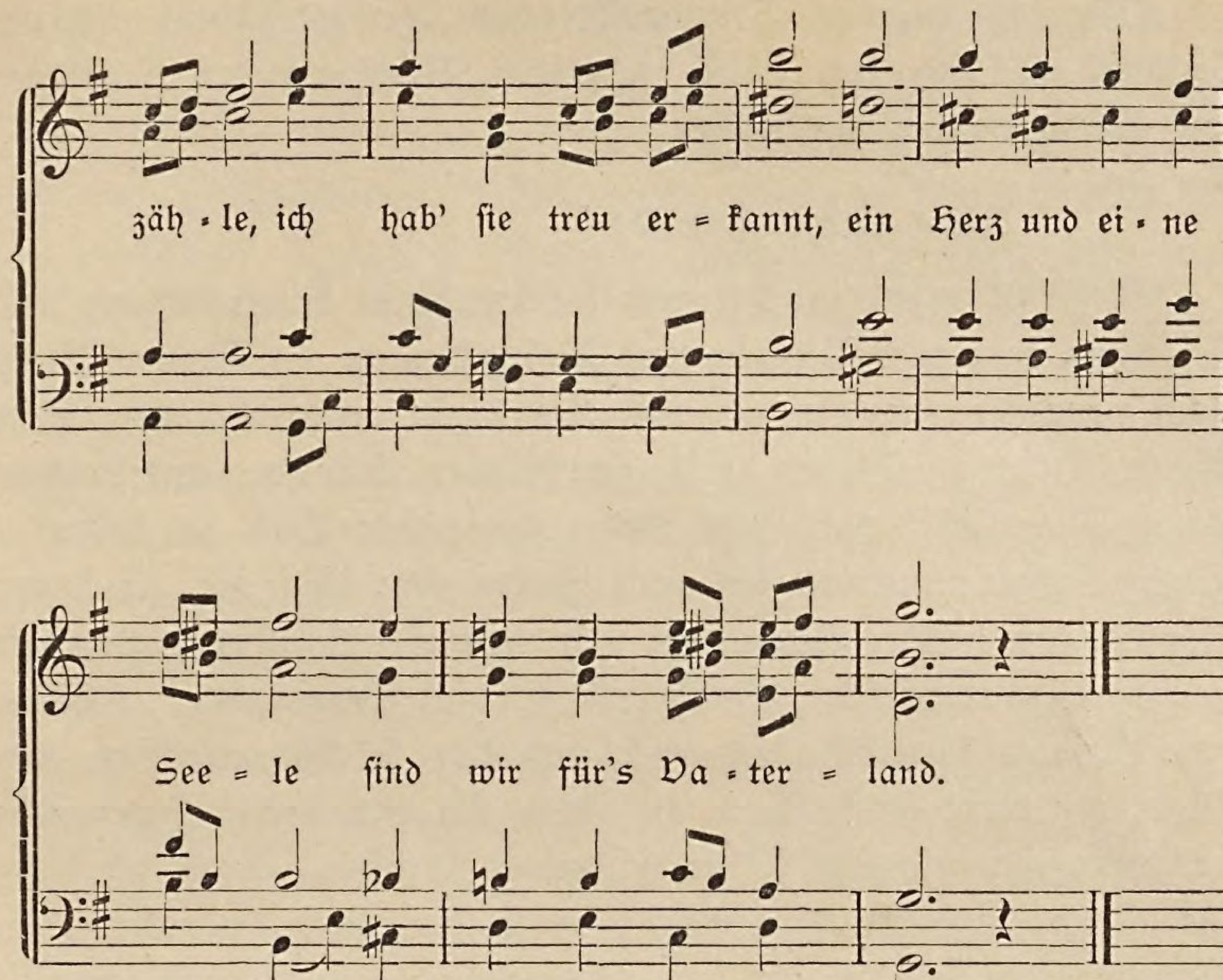
Der erbetene Urlaub wurde ihm bewilligt, aber nur für Krankenpflegerdienste; er wäre viel lieber als Krieger mitgegangen. Wir reisten am 12. August nach Lindau, trafen dort den befreundeten Maler Mosengel und fuhren am folgenden Tag nach Erlangen, wo sich die Beiden in der Krankenpflege ausbilden lassen wollten. Eine Notiz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hatte meinen Bruder und seinen Freund auf Erlangen aufmerksam gemacht. Die Fahrt von Lindau nach dieser Stadt ist mir unvergeßlich geblieben: Fritz war prachtvoll, strahlend von Gesundheit, überströmend von Geist und Thatenlust. Eigentlich befand er sich in der richtigen Recrutenstimmung, die sich, von geistiger Anmuth verklärt, auf die liebenswürdigste Weise zeigte. Wir sangen sogar; aber keines der gewöhnlichen Kriegslieder, sondern ein Lied, das mein Bruder soeben im Coupé componirt hatte. Es war das ernste Abschiedsgedicht

eines in den Kampf ziehenden Kriegers, das an der Spitze einer Kladderadatschnummer stand, die wir unterwegs kauften. Mir gefiel die Composition so gut, daß ich annahm, sie würde Volkslied werden. Bei späterer Betrachtung mußte ich freilich zugeben, daß weder die Verse noch die Composition ein Meisterwerk waren, aber als Zeugniß, daß mein Bruder vor dem Kriege wie jeder deutsche Mann und Soldat empfand, mag sie hier einen Platz finden.

Ade ich muß nun gehen.

Für Männerstimmen. F. Nietzsche.





13. August 1870.

Schließlich geriethen wir alle Drei in eine so gesteigerte übermüthige Stimmung, daß wir Thränen lachten; wir schämten uns schrecklich und fanden es so unpassend, dem Ernst der Situation so unangemessen; jedes Mal, wenn der Zug hielt, gab Einer das Commando: „Ernsthaft" und wir saßen dann steif und feierlich wie Götzenbilder. Aber sobald der Zug wieder in Bewegung gerieth, brach die stürmische Heiterkeit von neuem hervor. Ach! Jugend, Gesundheit, Thatenlust und der Blick auf bevorstehende Gefahren sind Ingredienzen, aus denen sich nur zu leicht Übermuth entwickelt, am heftigsten, wenn er sich durchaus nicht ziemt.

In Erlangen begann aber nun wirklich der bittere Lebensernst. Schon einige Stationen vorher hatten wir gemerkt, daß unserm Zuge in Nördlingen mehrere Wagen Verwundeter angehängt worden waren. Als nun die Verwundeten, ja Sterbenden, auf Tragen und Bahren aus den Wagen herausgeschafft wurden, da fühlten wir uns ganz vernichtet, kurz vorher im Gefühl froher Lebenskraft solche kindischen Späße gemacht zu haben.

Die nur geringe Zeit währenden Kriegserlebnisse meines Bruders will ich ihn selbst in einem Brief an den Freiherrn von Gersdorff erzählen lassen:

Mein lieber Freund!

Dieser Morgen brachte mir die freudigste Überraschung und Befreiung von viel Unruhe und Beängstigung — Deinen Brief. Noch vorgestern wurde ich auf das ärgste erschreckt, als ich in Pforta Deinen Namen mit zweifelnder Stimme aussprechen hörte; Du weißt, was jetzt dieser zweifelnde Ton zu bedeuten pflegt. Sofort requirirte ich vom Rector eine Liste der gefallenen Pförtner, die gestern Abend bei mir eintraf. Sie beruhigte mich in einem Hauptpunkte. Sonst gab sie viel Trauriges Alles, was Du mir schreibst, hat mich auf das stärkste ergriffen, vor Allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr, als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. Ich war nämlich doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Entrücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu thun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen. (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimathsrecht mehr.) Sofort reiste ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankendienste zu thun. Dieser Freund, mit dem ich durch 7 Wochen alles gemeinsam gehabt habe, ist der Maler Mosengel aus Hamburg, mit dem ich Dich in Friedenszeiten bekannt machen muß. Ohne seinen gemüthvollen Beistand hätte ich schwerlich die Ereignisse der nun kommenden Zeit überstanden. In Erlangen ließ ich mich von dortigen Universitätscollegen medicinisch und chirurgisch ausbilden; wir hatten dort 200 Verwundete. Nach wenigen Tagen wurden mir 2 Preußen und 2 Turkos zur speciellen Behandlung übertragen. Zwei von diesen bekamen bald die Wunddiphtheritis und ich hatte viel zu pinseln. Nach 14 Tagen

wurden wir Beide, Mosengel und ich, von einem dortigen Hilfsvereine ausgeschickt. Wir hatten eine Menge Privataufträge, auch erhebliche Geldsummen zur Besorgung an 80 früher ausgesandte Felddiakonen. Unser Plan war, in Pont-à-Mousson mit meinem Collegen Ziemsen zusammenzutreffen und uns dessen Zug von 15 jungen Männern anzuschließen. Das ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die Erledigung unserer Aufträge war sehr schwer, wir mußten, da wir gar keine Adressen hatten, persönlich in anstrengenden Märschen nach sehr unbestimmten Andeutungen hin die Lazarethe bei Weißenburg, auf dem Wörther Schlachtfelde, in Hagenau, Lüneville, Nancy bis Metz durchsuchen. In Ars-sur-Moselle wurden uns Verwundete zur Verpflegung übergeben. Mit diesen sind wir, da sie nach Carlsruhe transportirt wurden, wieder zurückgekehrt. Ich hatte sechs Schwerverwundete drei Tage und drei Nächte lang ganz allein zu verpflegen, Mosengel fünf; es war schlechtes Wetter, unsre Güterwagen mußten fest geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu thun und verband Vormittags 3 Stunden und Abends ebenso lange. Dazu Nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranken in ein ausgezeichnetes Lazareth abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechruhr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. Mosengel besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines, bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklystiren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeit lang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehen und m i t z u l e i d e n.

Ach, mein lieber Freund, welche Segenswünsche soll ich Dir

zurufen! Wir wissen Beide, was wir vom Leben zu halten haben. Aber wir müssen leben, nicht für uns. Also lebe, lebe, liebster Freund! und Lebe wohl! Ich kenne Deine heldenmüthige Natur. Ach, daß Du mir erhalten bliebest! Treulich

Naumburg, 20. October 1870.

Friedrich Nietzsche.

Diese Krankheit hatte meines Bruders Gesundheit auf das tiefste erschüttert, sie ist die erste und einzige Veranlassung für deren späteren schlechten Zustand. Ich will den Verlauf der Krankheitsgeschichte erst im nächsten Capitel ausführlich bringen, hier aber nur erwähnen, daß er viel zu früh in seine Amtsthätigkeit zurückkehrte. Er schreibt Anfang November an Gersdorff:

„Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufsthätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt Mein Brief ist einige Tage zu meinem Leidwesen liegen geblieben. Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturme, so daß Einem Hören und Sehen vergieng. Ich lese dieses Semester zwei neue Collegien, griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eigenen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Äschylus vornehme. Dazu kommen Regenz-, Facultäts- und Bibliotheksitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art“

Hätte er sich damals ein Jahr absolutes Nichtsthun und einen langen Aufenthalt im Süden verordnet, hätte er sich entschließen können, sein strenges Pflichtgefühl dem Amt gegenüber zu überwinden, vor Allem aber jedem Arzneimittel zu entsagen, so würde er sich sicherlich von den furchtbaren Erschütterungen, die das Kriegsjahr ihm gebracht hatte, dauernd und gründlich erholt haben. So aber eilte er halb genesen, von den traurigen Erinnerungen gequält, im Vertrauen auf seine kräftige Constitution schon Ende October wieder in sein Amt, um in

seinen Studien die Erholung von allem Erlittenen zu suchen. Er schreibt am 12. December an den Freund Gersdorff:

„Man darf nicht mehr an diese entsetzlichen Dinge denken, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Jetzt aber will ich Dir schreiben, in der Hoffnung, ja in der Voraussetzung, daß Du auch diesen fürchterlichen Gefahren entronnen bist, tapfer und glücklich, als ein Liebling des Kriegsgottes — doch ohne ihn wieder zu lieben."

Mein Bruder schien kein Liebling des Kriegsgottes zu sein, denn jedesmal, wenn er sich direct oder indirect in des waffenklirrenden Gottes Dienste begab, scheuchte ihn dieser mit einer schweren Erkrankung zu den Wissenschaften zurück.

IV. Capitel.

Die Ursachen der Krankheit.

Motto: „Das schnellste Thier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden.“
(Meister Eckhard.)

Wenn ich in diesem Capitel die Ursachen der Erkrankung meines Bruders vom einfachen Laienstandpunkt darstelle, so darf ich trotzdem einigen Glauben beanspruchen. Die Berechtigung dazu giebt mir der Umstand, daß mein Bruder stets behauptet hat, daß Niemand über seine Gesundheit und Krankheit so viel nachgedacht habe, als gerade ich. Außerdem bin ich die Person, mit welcher er am meisten zusammen gewesen ist, und da sich mein ganzes Sinnen und Denken während langer Jahre nur auf meinen Bruder concentrirt hat, ich auch eine Reihe seiner Versuche, „um wieder gesund zu werden“, mit durchlebt und sehr sorgfältig dabei beobachtet habe, so glaube ich, daß, was man überhaupt von den geheimnißvollen Ursachen von Krankheit und Gesundheit in Bezug auf meinen Bruder wissen kann, mir bekannt geworden ist.

Man gestatte mir hier einen zusammenfassenden Rückblick auf seine ganze Jugend. Er war ein kerngesundes Kind, die gewöhnlichen Kinderkrankheiten überwand er mit großer Leichtigkeit. Wenn er öfters an Husten, Schnupfen und Heiserkeit, vorzüglich in den Übergangsjahren vom Knaben zum Jüngling litt, so lag das nur daran, daß er sehr wenig Rücksicht auf sich selbst nahm. Immer aber sah er frisch und kräftig aus, und war zum Spiel ebenso wie zur Arbeit stets voller Eifer und

Luft. Nur seine Augen gaben schon vom zwölften Jahr an zur Beunruhigung Anlaß, da er ganz ungewöhnlich kurzsichtig war. Doch konnte bei einer Untersuchung durch einen berühmten Augenarzt in Jena nichts Krankhaftes oder irgend ein bestimmter Fehler entdeckt werden, außer daß der Augapfel, wie bei allen Kurzsichtigen, sehr gewölbt war. Ich glaube, daß ebenso wie der Bau des Auges unsre etwas düstre Kinderstube die Veranlassung zu unsrer starken Kurzsichtigkeit (denn auch ich habe sie) gewesen sein mag. Während seines Aufenthaltes in Pforta klagte er sehr über die außerordentlich schlechte Beleuchtung der Klassen und Zimmer, jedenfalls nahm die Kurzsichtigkeit dort noch bedeutend zu. Auch litt er dort zwei Mal längere Zeit an Kopfschmerzen, als deren Ursache Überanstrengung der Augen angegeben wurde. Man sah den ungewöhnlich großen, schönen und glänzenden Augen selbst nichts an, da sie niemals entzündet waren. Als Primaner schimpfte mein Bruder sehr, wie wenig in Pforta Rücksicht auf die Augen genommen würde, und nahm sich vor, als Student in Bezug auf ihre Pflege und Schonung das Möglichste zu thun, aber ich bezweifle, daß er dies bei seinem ungestümen Wissensdrang fertig gebracht hat. Die Unfälle seiner Jünglingszeit: der Stoß gegen den Sattelknopf als Artillerist und mehrfache Fußverrenkungen, hatten schließlich die Kurzsichtigkeit zur Ursache: er konnte die Distanzen nicht genau berechnen. Seine kräftige Natur trieb ihn dazu, zu turnen und mancherlei Sport zu treiben, doch meinte er immer, daß er sich dabei der Augen wegen mehr anstrengen müsse als jeder andre Mensch.

Seine gesunde Natur zeigte sich auch bei der heftigen Verletzung, die er sich während seines militärischen Dienstjahres zugezogen hatte. Die Ärzte versäumten damals, den abgestoßenen Knochensplitter zur rechten Zeit aus der Wunde zu holen, weshalb diese sich nicht schließen wollte, bis sich endlich die Natur selbst half und den Splitter mit dem Eiter ausstieß.

Mein Bruder war sehr kräftig, breit gebaut, durchaus nicht mager, von bräunlicher, gesunder, blühender Gesichtsfarbe, außerordentlich maßvoll in allen Dingen, von ruhiger Würde, zur Heiterkeit geneigt, — Alles in Allem das Gegentheil eines nervösen aufgeregten Menschen. Noch im Herbst 1888 schreibt er auf

sein Leben zurückblickend über seine eigene Natur: „Mein Blut läuft langsam. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: „Nein, an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös."

Sein Aussehen: der Bau des Kopfes, die hohe, breite Stirn, die großen Augen, die überhängenden, buschigen Augenbrauen, der starke Schnurrbart, die breiten Schultern machten ihn zu einer martialischen Erscheinung; doch milderte die sanfte Würde seines Wesens den Gesammteindruck so sehr, daß seine Photographien, die nur den äußern Menschen zeigen, mit wenigen Ausnahmen als mißlungen bezeichnet werden müssen. Er selbst schreibt darüber sehr ergötzlich an seine Freundin Fräulein von Meysenbug im December 1872:

„Sie haben mir eine große Freude gemacht, für die ich Ihnen auf der Stelle gedankt hätte, wenn es nicht nöthig gewesen wäre eine Photographie von mir beizulegen. Nun gab es aber keine — und wie Sie sehen — giebt es jetzt zwar welche, doch wieder vom alten Seeräuberstil, so daß ich zu der metaphysischen Annahme gedrängt werde, es möge das, was die Photographen so und immer wieder so darstellen, mein „intelligibler" Charakter sein; denn mein intellektueller ist es so wenig, daß ich Bedenken trug, Ihnen dies Conterfei meiner schlechteren Hälfte anzubieten . . . Ich reise jetzt für zwei Wochen nach Naumburg, um dort Weihnachten zu feiern: während dieser Zeit will ich meine Schwester dazu bringen, sich photographisch hinrichten zu lassen: wenigstens bezeichnet dieser Ausdruck meine Empfindung, wenn der einäugige Cyklop als deus ex machina vor mir steht. Während ich mich dann bemühe, dem Verderben Trotz zu bieten, geschieht bereits das Unvermeidliche — und ich bin von Neuem als Seeräuber oder erster Tenor oder Bojar et hoc genus omne äternisirt."

Mein Bruder war, ehe er seine gute Gesundheit verlor und auch nachher, ein großer Freund all der Forderungen der Naturheilmethode: kalte Abreibungen und Waschungen, Spazierengehen und Zimmergymnastik wurden fleißig geübt und selbst mit den Problemen der Ernährung hatte er sich schon zur Zeit, als sein Magen noch gesund war, eingehend beschäftigt, zum Beispiel lebte er einmal als Vegetarier. Wie er dazu kam und wie er es

wieder aufgab, zeigt manche seiner Charaktereigenschaften in so deutlichem Lichte, daß ich mir nicht versagen kann, den darüber handelnden Brief an den Freund Gersdorff, der ein ungewöhnlich gesunder und kräftiger Mann war, hier folgen zu lassen:

Basel, 28. Sept. 1869.

„Mein lieber Freund,

nun sollst Du hören, was Dein letzter Brief gewirkt hat: auch ich gehöre, seit dem Empfang desselben, nicht mehr zu den „Sarkophagen". Es kam mir in's Gedächtniß, wie ich in Leipzig selbst einmal einen schüchternen Versuch machte, nach der Lectüre Shelley's, Dir die Paradoxie der Pflanzenkost sammt ihren Consequenzen vorzuführen: leider an unpassender Stelle, bei „Mahn", während vor uns die bewußten Coteletts mit Allerlei standen. Verzeih das gemeine Detail der Erinnerung, über das ich selbst ganz erstaunt bin: aber der Contrast Deiner Natur und der Pflanzenkost-Weltanschauung erschien mir damals so kräftig, daß selbst jene Einzelheiten sich mir einprägten.

„Nach diesem ersten Bekenntniß nimm gleich das zweite: ich bin nämlich bereits wieder überzeugt, daß das Ganze eine Marotte ist, noch dazu eine recht bedenkliche. Doch zweifle ich, ob ich jetzt gerade alle Gründe bei der Hand habe, die mir inzwischen dagegen eingefallen sind. Ich verlebte nämlich wieder, wie ich es jetzt häufig thue, ein paar Tage bei Einem, der jahrelang dieselbe Abstinenz geübt hat und davon reden darf, nämlich bei Richard Wagner. Und er hat mir, nicht ohne wärmste Betheiligung seines Gemüths und mit kräftigster Aussprache, alle die inneren Verkehrtheiten jener Theorie und Praxis vorgeführt. Das Wichtigste für mich ist, daß hier wieder ein Stück jenes Optimismus mit Händen zu greifen ist, der unter den wunderlichsten Formen, bald als Socialismus, bald als Todtenverbrennung — nicht Begrabung, bald als Pflanzenkostlehre unter unzähligen Formen immer wieder auftaucht: als ob nämlich mit Beseitigung einer sündhaft unnatürlichen Erscheinung das Glück und die Harmonie hergestellt sei. Während doch unsre erhabne Philosophie lehrt, daß, wo wir hingreifen, wir überall in das volle Verderben, in den reinen Willen zum Leben fassen und hier alle Palliativcuren unsinnig sind.

„Gewiß ist die Achtung vor dem Thiere ein den edlen Menschen

zierendes Bewußtsein: aber diese grausame und unsittliche Göttin Natur hat eben mit ungeheurem Instinct uns Völkern dieser Zonen das Entsetzliche, die Fleischeskost angezwungen, während in den warmen Gegenden, wo die Affen von Pflanzenkost leben, auch die Menschen, nach demselben ungeheuren Instincte mit ihr sich genügen lassen. Auch bei uns ist, bei besonders kräftigen und stark körperlich thätigen Menschen, eine reine Pflanzenkost möglich, indeß nur mit gewaltigem Auflehnen gegen die Natur: die sich auch in ihrer Art rächt, wie es Wagner persönlich auf das allerstärkste empfunden hat. Einer seiner Freunde ist sogar das Opfer des Experiments geworden, und er selbst glaubt, längst nicht mehr zu leben, wenn er in jener Ernährungsart fortgefahren wäre. Der Kanon, den die Erfahrung auf diesem Gebiete giebt, ist der: geistig productive und gemüthlich intensive Naturen müssen Fleisch haben. Die andre Lebensweise bleibe den Bäckern und Bauern, die Nichts als Verdauungsmaschinen sind. — Der andre Gesichtspunkt ist eben so wichtig: es ist unglaublich, was eine so abnorme Lebensweise, die nach allen Seiten hin Kampf verursacht, an Kraft und Energie des Geistes aufzehrt, die somit edleren und allgemein nützlicheren Bestrebungen entzogen werden. Wer den Muth hat, für etwas Unerhörtes durch seine Praxis einzustehen, der sorge dafür, daß diese auch etwas Würdiges und Großes sei, nicht aber eine Theorie, bei der es sich um die Ernährung der Materie handelt. Und mag man auch Einzelnen ein Martyrium für solche Dinge zugestehen: ich möchte nicht zu ihnen zählen, so lange auf geistigem Gebiete wir noch irgend eine Fahne hochzuhalten haben. Ich merke wohl, daß in Deiner Natur, liebster Freund, etwas Heroisches ist, das sich eine Welt voll Kampf und Mühe schaffen möchte: aber ich fürchte, daß ganz unbedeutende Flachköpfe diese Deine edle Neigung mißbrauchen wollen, indem sie ihr ein solches Princip unterzuschieben suchen. Wenigstens halte ich jene vielverbreiteten litterarischen Productionen für berüchtigte Lügenfabricate, allerdings vom ehrlich-dummen Fanatismus dictirt. Kämpfen wir, und wenn es geht, nicht für Windmühlen. Denken wir an den Kampf und die Askese wahrhaft großer Männer, an Schopenhauer, Schiller, Wagner! Antworte mir, theurer Freund. F. N.

„Ich fange noch einen neuen Bogen an, weil es mich wirklich sehr bekümmert, mit Dir hierin nicht übereinstimmen zu können. Indeß um Dir meine wohlmeinende Energie zu zeigen, habe ich dieselbe Lebensweise bis jetzt eingehalten und werde dies solange thun, bis Du selbst mir dir Erlaubniß giebst, anders zu leben. — Warum muß man doch die Mäßigkeit gleich bis zum Extrem ausdehnen? Offenbar deshalb, weil es leichter ist, einen ganz äußersten Standpunkt festzuhalten, als auf jener goldnen Mitte ohne Fehl zu gehen. Das gebe ich ja zu, daß man in den Gasthöfen durchaus an eine „Überfütterung" gewöhnt wird: weshalb ich in ihnen nicht mehr essen mag. Ebenfalls ist mir ganz klar, daß eine zeitweilige Enthaltsamkeit von Fleisch, aus diätetischen Gründen, äußerst nützlich ist. Aber warum, um mit Goethe zu reden, daraus „Religion machen"? Dies liegt aber in allen solchen Absonderlichkeiten unvermeidlich eingeschlossen, und wer erst für Pflanzenkost reif ist, ist es meist auch für socialistisches „Allerlei". Auch in diesem Punkte hat Schopenhauer mit der unfehlbaren Sicherheit seines großen Instinctes das Richtige gesagt und gethan. Du kennst die Stelle."

Man sieht, wie klar und unterrichtet er sich über gesundheitliche Probleme äußert, und wie nur die Ungeduld seines vorwärtseilenden überreichen Geistes diese klare Einsicht trüben und ihn verhindern konnte, in seinem eigenen Fall die richtige Entscheidung zu treffen.

Die Leidensgeschichte meines Bruders beginnt mit jener im vorigen Capitel erwähnten schweren Krankheit, die er sich im Kriege geholt hatte. Die Behandlung mit allzuscharfen Mitteln, verbunden mit den schrecklichen Eindrücken der Schlachtfelder, hatten seiner Natur einen furchtbaren Stoß gegeben, so daß eine lange lange Zeit Müßiggang und irgend welche gründliche naturgemäße Cur nöthig gewesen wäre, um ihn wieder vollständig herzustellen. Er wollte aber nicht krank sein, er hatte keine Zeit dazu; sein productiver Geist verwünschte jede unthätige Stunde. Wer den IX. und X. Band der Gesammtausgabe gelesen und daraus ersehen hat, welche ungeheuren Pläne ihn damals beschäftigten, welche Fülle von Gedanken ihm zuströmten, wird diese Ungeduld begreifen. Mein Bruder wollte schnell gesund werden und glaubte dies durch den Ge-

brauch von Arzeneimitteln zu erreichen! Wer es nun so wie ich mit angesehen hat, wie er sich seine prachtvolle normale Natur allmählich ruinirte, der wird meinen leidenschaftlichen Wunsch begreifen, daß doch die gesammte medicinische Wissenschaft endlich einmal umlernen möchte; einzelne Ärzte haben das von jeher schon gethan. Mit Bitterkeit denke ich daran, wie wenig von dem außerordentlichen, ganz verschiedenartigen Einfluß von Ort, Ernährung und Klima auf den einzelnen Menschen gewußt und gelehrt wird. (Zum Beispiel halte ich das Klima von Basel für alle zu Migräne Disponirten besonders ungeeignet.) Was ich darin gelernt habe, lehrte mich das Leben und die Erfahrung, zu spät, um denen zu helfen, die ich am meisten geliebt habe.

Die scharfen Arzeneimittel zerstörten den guten Magen meines Bruders; es blieb, nachdem er sich äußerlich von den Folgen jener großen Erschütterung seiner Gesundheit erholt hatte, eine starke, alle zwei bis drei Wochen wiederkehrende Migräne zurück. Dieses Leiden hatte er früher gar nicht gekannt und suchte es nun wiederum durch allerlei Mittel zu bekämpfen, machte es aber dadurch nur schlimmer. Dazu kam noch ein heftiges Augenleiden, das sich zuweilen mit starken Schmerzen einstellte. Magenverstimmungen, Kopfschmerzen, Augenleiden, Schlaflosigkeit — das war nun seine Leidensgeschichte! Schließlich verlor er jeden Glauben an die Ärzte, aber leider nicht an die Mittel. In einem späteren Capitel wird nochmals von dem Verlauf der Krankheit und was er selbst darüber dachte, ausführlich die Rede sein.

Man darf aber nicht glauben, daß mein Bruder, selbst wenn er kerngesund geblieben wäre, nicht am Leben gelitten hätte. Seine tiefempfindende Natur litt allein schon genug durch die vehemente Entwicklung seines Geistes. Für ihn war eine Überzeugung kein Kleid, das man nach Belieben mit einem neuen vertauscht, sondern Etwas, das mit den innigsten Gefühlen und Gedanken verwachsen war. Nun zwang ihn aber sein Geist auf seinem Weg zur Freiheit und Wahrheit immer wieder zu neuen Ansichten und Einsichten; wieviel Schmerzen machte es ihm, von diesen alten, mit den wärmsten Empfindungen verknüpften Überzeugungen zu scheiden! Deshalb schreibt er auch an

Fräulein von Meysenbug im Sommer 1875 nach einer besonders starken Leidenszeit auf die wahre Ursache hindeutend:

„Unsereins (ich meine Sie und mich) leidet nie rein körperlich, sondern Alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen, so daß ich gar keinen Begriff habe, wie ich je aus Apotheken und Küchen allein wieder gesund werden könnte. Ich meine, Sie wissen und glauben das so fest wie ich und ich sage Ihnen etwas recht Überflüssiges!

„Das Geheimniß aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der Haut wegen der großen innerlichen Verwundbarkeit und Leidensfähigkeit zu bekommen. Von außen her darf uns wenigstens so leicht nichts mehr anwehen und zustoßen; wenigstens quält mich nichts mehr, als wenn man so auf beiden Seiten in's Feuer kommt, von innen her und von außen."

Später, im Sommer 1883, schreibt er nach einigen sehr unangenehmen Erlebnissen an eine Bekannte: „Ich habe Leib und Seele in solcher Beschaffenheit, daß ich mit beiden furchtbar leiden kann: und was die Seele betrifft, war ich voriges Jahr wie Einer, der viele viele Jahre lang keine Erlebnisse mehr erlebt hatte: weshalb jede Haut der Seele und jede natürliche Schutzmaßregel mir fehlten."

Ich habe den Geist und das Gemüth meines Bruders immer als ein wunderbar feines und zartes Uhrwerk bezeichnet, das einer außergewöhnlich starken Schale bedurfte, um nicht irritirt zu werden. Die Natur hatte ihm ursprünglich diese Schale in seinem robusten Körper verliehen; sobald dieser aber nicht mehr seine ursprüngliche Kraft und Stärke besaß, mußten sich auch die geistigen Kämpfe leidvoller und quälender gestalten.

Seine Natur war eine ungemein sensitive, alle Leiden Anderer, selbst die zartesten und verborgensten, empfand er auf das innigste mit, deshalb dünkte ihm auch die schwerste Versuchung, die Zarathustra zu bestehen hat, als der Nothschrei zu ihm dringt, und das Mitleid ihn zu überwinden droht. Man muß am Mitleid gelitten haben wie mein Bruder, um so Etwas überhaupt begreifen zu können. Wie Viele sind aus dem Krieg damals zurückgekehrt, ohne durch die Eindrücke bis in's tiefste Innere verwundet und ergriffen zu sein! Er aber war genöthigt, mit der ganzen philosophischen Kraft, die ihm zu Gebote stand,

gegen diese allzu schmerzlichen Empfindungen anzukämpfen. Man fühlt das aus allen Briefen jener Zeit heraus, auch aus dem folgenden an Gersdorff vom November 1870:

„Mein lieber Freund, hoffentlich erreicht Dich auch dieser Brief bei gutem tapferen Befinden und leidlicher Stimmung. Woher diese zwar kommen soll, ist mir fast unbegreiflich — es sei denn, daß man wisse, was das Dasein ist und zu bedeuten hat. Wenn sich einmal wie jetzt die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, der ganze unendliche Reichthum des Wehes sich ausschüttet, dann haben wir das Recht, als die Wissenden mitten hindurch zu schreiten. Dies giebt eine muthig resignirte Stimmung, man hält's damit aus und wird nicht zur Salzsäule"

Aber fast mehr noch als das reine Mitleiden war für meinen Bruder eine andere Gefahr schwer zu überwinden: nämlich an der Enttäuschung und dem Ekel, den ihm die Anderen verursachten, nicht zu Grunde zu gehn. Ich muß hier auf den ersten Band dieser Biographie hinweisen, auf die Schilderung der so verschiedenartigen Begabungen und Eigenschaften, die er in sich vereinigte: zuerst das verehrende künstlerisch schaffende Herz, das immer Menschen schuf nach seinem Bilde, ebenso gütig und liebreich, so rein, vom höchsten Wissensdrang und der strengsten Wahrheitsliebe erfüllt, sodann jene schärfste psychologisch-kritische Begabung, die, wenn nicht die Freundschaft ihre verklärende Hülle über den Menschen breitete, ihm bis in's tiefste Innere sah. Und wieviel Klägliches, ja Widerliches findet sich in der menschlichen Natur! Er schreibt im Herbst 1888 auf sich und sein Leben zurückblickend:

„Darf ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instincts, so daß ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die „Eingeweide" jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche . . . Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimniß betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht,

wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträglichen Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender . . . So wie ich mich immer gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen — schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Geduldsprobe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß ich ihn mitfühle . . . Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung."

Der Verkehr mit Menschen, denen er so in's Innere zu sehen vermochte, hatte in der That große Schwierigkeiten für meinen Bruder. Durch sein häufiges Unwohlbefinden ward er zu einem Pflegeobject, einer Beute der „Mitleidigen". Wie Wenige verstanden es aber, mit ihrer Pflege ihm wirklich wohl zu thun! Er, der von Natur so Dankbare, konnte dann geradezu erbittert werden, daß die Leute von ihrer sogenannten Fürsorge soviel Lärm machten, sich dabei aber wenig Mühe gaben, seine speciellen Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Sein „zweites Gesicht" zeigte ihm, wie diese Pflegenden eigentlich nur darnach trachteten, sich selbst als ausgezeichnete aufopfernde Wesen zu zeigen. Manches harte Wort gegen die Mitleidigen ist auf die beleidigende Gedankenlosigkeit derer, die ihn pflegen wollten, zurückzuführen

Wieviel mein Bruder unter dem eiteln, kleinlichen, unaufrichtigen, oberflächlichen oder sauertöpfischen, neidischen Wesen mancher Menschen litt, hat Niemand geahnt, am wenigsten die, unter denen er gelitten hat. Er wollte so gern „verehren", aber plötzlich zeigte ihm sein psychologischer Scharfblick den Menschen, wie er wirklich war, all seine kläglichen Untergründe. Er fühlte sich zuweilen, wie unter lauter Masken und Schauspielern („ach und so schlechten Schauspielern", wie er öfters seufzte) — seine große philosophische Geduld und Milde, im täglichen Leben eine Neigung zum Humor, machten ihm diese Art Leiden etwas erträglicher.

Sodann darf man nicht vergessen, daß er, wenn er sich

intensiv mit neuen Ideen beschäftigte, alle seine Gedanken auf geistige Productionen concentrirte, für seine Umgebung absolut blind wurde. Dadurch ist es ihm möglich gewesen, mit den ungeeignetsten Menschen zu verkehren: in seiner Schöpferstimmung schuf er auch sie um und schloß die Augen gegen das, was ihm peinlich sein mußte.

Und zu Alledem, was seine sensitive Natur zu überwinden hatte, kam nun noch das Riesenwerk des schaffenden Genius! Er hätte eine übermenschliche Kraft und Gesundheit nöthig gehabt, um alle seine Pläne auszuführen, es fiel ihm unglaublich viel ein! — Und er versuchte mit einer durch die inzwischen eingetretenen Leiden verminderten Arbeitskraft das ganze ungeheure Gebiet seines Wissens in Worte und Formen zu bringen. Man vergegenwärtige sich doch die Arbeitsfülle jener Jahre 1869 bis 1876. Eigentlich gab schon die tägliche Amtsthätigkeit genug zu schaffen: in den ersten Jahren seiner Professur waren lauter neue Collegien auszuarbeiten; daneben verfaßte er mehrere philologische Untersuchungen: „über das Florentiner Tractat" und „über die Quellenkunde des Laertius Diogenes", außerdem noch mehrere kleinere Abhandlungen. Jeder andere Universitätslehrer hätte geglaubt, damit genug gethan zu haben, aber mein Bruder empfand diese Arbeiten schließlich nur als das Nebenbei zu seiner eigentlichen großen Aufgabe. Man werfe nun einen Blick auf alle vollendeten und unvollendeten Werke seines eigensten Genius aus jenen sieben Jahren, und man wird staunen, wie es überhaupt möglich war, daß ein Geist während eines solchen Zeitraumes eine solche Fülle von Problemen durchdenken und theilweise aufzeichnen konnte. Die Nachberichte des Bandes IX und X geben von diesen einzelnen Werken ausführlich Kunde, ich möchte hier aber doch einmal die Production jener Jahre schlicht aufzählen, um Jedermann einen Begriff zu geben, welche enorme Kraft und Arbeitsfähigkeit meinem Bruder zur Verfügung gestanden haben muß, daß er selbst bei schwankender Gesundheit solche Werke und Pläne ganz oder theilweise zur Ausführung bringen konnte.

Homer und die classische Philologie.

Die Geburt der Tragödie mit allen Vorarbeiten und Nachträgen.

Entwurf eines Dramas Empedokles.

Homer als Wettkämpfer.

Die Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

Die Entwürfe zu den Bayreuther Horizont-Betrachtungen.

Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.

Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne.

Der Philosoph. Betrachtung über den Kampf von Kunst und Erkenntniß.

Die Philosophie in Bedrängniß.

Sodann die Unzeitgemäßen Betrachtungen mit ihren umfangreichen Vorarbeiten; davon ganz fertig:

Friedrich David Strauß.

Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.

Schopenhauer als Erzieher.

Richard Wagner in Bayreuth.

Halb fertig: Wir Philologen.

Entwürfe zu Deutsch und Afterdeutsch. Die Stadt. Der Weg zur Freiheit. Der Staat. Lesen und Schreiben. Über Religion u. s. w.

Klingt dies nicht wie die Arbeitsleistung eines langen Lebens? Dabei sind viele der theilweis ausgeführten Entwürfe und Pläne überhaupt gar nicht genannt! Mehrere der angeführten Productionen sind den Freunden damals ganz verborgen geblieben — trotzdem ängstigten sich die Treuen beständig, daß sich Fritz überarbeite. Da schreibt er einmal, offenbar etwas ungeduldig über ihr wiederholtes Mahnen und Klagen:

„Und furchtsam dürft Ihr auch nicht sein; ich meine, Ihr solltet an einen ordentlichen Fatalismus in Betreff Eures Freundes glauben und damit aller Sorgen für seine Gesundheit u. s. w. enthoben sein. Wenn er noch Etwas erreichen *soll*, muß er es auch erreichen *können*. Die Macht über die *Mittel* gehört zum Handwerk."

Um aber das zu erreichen, was er erstrebte, verstand er selbst seine Leiden zu Quellen der tiefsten Erkenntniß zu machen. Mit welcher Kraft schuf er aus seinen Schmerzen und Qualen die stärksten Förderungen auf dem gefährlichsten aller Pfade, auf dem Weg zur Wahrheit und Freiheit!

V. Capitel.

Die Entstehung der „Geburt der Tragödie".

Motto: „Aber im Mann ist mehr Kind als im Jünglinge und weniger Schwermuth: besser versteht er sich auf Tod und Leben."
(Also sprach Zarathustra. I.)

Weihnachten 1870 verlebte mein Bruder, wie ich schon früher erzählt habe, bei Wagner's in Tribschen. Er schenkte Richard Wagner einen alten Dürerschen Lieblingsstich, Ritter, Tod und Teufel, und Frau Cosima den im Maderaner-Thal geschriebenen Aufsatz: „Über die dionysische Weltanschauung". Diese drei während des Jahres 1870 den Freunden im Manuscript geschenkten Aufsätze: „Das griechische Musikdrama", „Sokrates und die Tragödie" und „Über die dionysische Weltanschauung" sind die drei ersten äußeren Zeugnisse seiner neuen Auffassung des Griechenthums und jener Fülle von ästhetischen Problemen, „die schon seit Jahren in ihm gährten", deren Reichthum ihn aber zögern ließ, damit an die Öffentlichkeit zu treten.

Im Frühjahr 1870 schreibt er darüber an Freund Erwin: „Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für meine Philologie: nur muß ich viele Jahre Zeit mir lassen. Ich nähere mich einer Gesammtanschauung des griechischen Alterthums, Schritt für Schritt und zaghaft erstaunt." Kurz darauf schreibt er, daß er das Programm für das Pädagogium über Laertius vollendet, sodann eine lateinische Adresse zu Ehren des fünfzigjährigen Lehrerjubiläums des Professor Dr. Gerlach verfaßt habe

und andre philologische Arbeiten für Mai fertig bringen wolle, dann fährt er fort:

„Wenn ich jetzt noch einige kleine Abhandlungelchen fertig habe (über alte Materien), will ich mich zu einem Buche sammeln, zu dem mir immer neue Einfälle kommen. Ich fürchte, daß es keinen philologischen Eindruck machen wird; aber wer kann wider seine Natur? Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeitlang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten bekannten Pantoffeln an hatte. Thema und Titel des Zukunftbuches: „Sokrates und der Instinct."

Im Juli und August 1870 vor und nach Ausbruch des Krieges war er tief in seine neuen Probleme versunken, seine kriegerischen Erlebnisse unterbrachen zwar die schriftliche Ausgestaltung, aber nicht die innerliche Arbeit, so daß er sich sogleich nach seiner Rückkehr aus dem Felde, kaum halb erholt von seiner Krankheit, wiederum auf's eifrigste mit diesen neuen Gedanken beschäftigte. Daß ursprünglich ein viel ausführlicheres Buch geplant war, sieht man aus der Fülle der halb und ganz ausgeführten Aufzeichnungen, die erst jetzt im Band IX der Gesammtausgabe gedruckt worden sind. Man möge auch den Nachbericht dieses Bandes darüber nachlesen. Daß aber schließlich nur dieses kleine Buch, dieser Torso eines großen Kunstwerks, veröffentlicht wurde, ist jenes größte Brandopfer der Selbstverleugnung, das mein Bruder seiner Freundschaft für Richard Wagner gebracht hat.

Immer war es sein innigster Wunsch gewesen, für Wagner etwas Entscheidendes thun zu können; sein Ziel war, die ganze Bewegung auf eine höhere Stufe zu heben und er glaubte dies auf keinem besseren Weg erreichen zu können, als indem er die Wagnerische Kunst mit der höchsten und besten Form aller Kunst, der hellenischen, verknüpfte. Ein ebenso kühnes als seltsames Beginnen! Dies in einem großen Griechenbuch zu thun, verbot ihm sein künstlerischer Instinct, vielleicht auch sein philologisches Gewissen, aber indem er sich auf die künstlerischen, durch das griechische Wesen zu erläuternden Grundprobleme beschränkte, war es möglich, die Griechen mit der neuen Kunst in Verbindung zu bringen.

Erst jetzt in den eben veröffentlichten Schriften aus jener

Periode sieht man, wie er bei seiner Gesammtauffassung des Griechenthums überall zu Antworten kam, mit denen die Kunst Wagner's durchaus nicht übereinstimmte. Ich denke mir, daß er dann oft von Herzen seufzend ausführliche, herrliche Auseinandersetzungen bei Seite gelegt hat, Auseinandersetzungen, die uns jetzt den ganzen einheitlichen Nietzsche so deutlich zeigen. Diese widerstreitenden Empfindungen erschwerten ihm den Abschluß seines Werkes und dessen Veröffentlichung. Er schreibt nach Beendigung des Buches, Anfang 1872, an Freund Erwin:

„Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Muth der Conception und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja Niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte, und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Contristationen verursacht hat." —

Jedenfalls hat er aber durch seine Aufopferung und Selbstbeschränkung das erreicht, was er wollte: durch die „Geburt der Tragödie" ist eine vertiefte Anschauung der Wagnerischen Kunst als der wiedererweckten dionysisch-griechischen hervorgerufen worden. Von da an gab es bei dem Namen Wagner neue Hoffnungen, Hoffnungen mit neuen Fernblicken, die im Anfang der siebziger Jahre weite Kreise der deutschen gebildeten Jugend ergriffen und mit Entzücken erfüllten. Der von diesem Vorgang am meisten Entzückte war Richard Wagner selbst: das apollinische und dionysische Problem als Kunstprincip hatte ihm vor der Anregung durch meinen Bruder vollständig fern gestanden.

Sehr richtig schildert Leo Berg in seinen „Charakteristiken" den Nietzsche der damaligen Zeit! „Er bietet uns in jenen Tagen den schönsten Typus eines deutschen, von Dankbarkeit und Pietät erfüllten Jünglings, voll glühender Leidenschaftlichkeit für seine Götter und Heroen, Artist durch und durch, der nicht anders verehren kann, als indem er das Verehrte verschönt und vergoldet, das heißt idealisirt, und voll jener geheimen Artisten-Ironie, die jeden Schenkenden insgeheim zum Beschenkten macht, die, indem sie dessen rechte Hand ergreift und sie für das Silberstück inbrünstig küßt, ihr auch schon in die linke ein Goldstück drückt!"

Das Entstehen der „Geburt der Tragödie" läßt sich in seinen Aufzeichnungen deutlich vom Herbst 1869 bis November 1871 verfolgen. Im Januar 1871 faßte er die Ideen ungefähr in der vorliegenden Form zusammen, aber mitten in der Ausarbeitung mußte er plötzlich abbrechen; seine Gesundheit, die seit seiner Rückkehr nach Basel sehr schwankend gewesen war, verschlechterte sich zusehends. Er bekam die Gelbsucht, eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wurde er von Schlaflosigkeit bitter gequält. Professor Liebermeister, der schon mit der verfrühten Aufnahme seiner Amtsthätigkeit recht unzufrieden gewesen war, bestand jetzt darauf, daß er einen längeren Urlaub an den italiänischen Seen verbringen sollte, und verordnete, „das heitere Schwesterchen" zur Pflege und Reisebegleitung mitzunehmen. Fritz hatte anfangs nicht ängstlich über seine Gesundheit geschrieben, war aber in Wirklichkeit so schwach, daß er, als aus irgendwelchen Gründen mein Kommen abgesagt und ihm ein andres Project vorgeschlagen wurde, in Ohnmacht fiel. Der Arzt schrieb noch einmal, und erst jetzt fühlten wir, daß seine Erkrankung doch ernster Art sein müßte; so reiste ich mitten in der Nacht bei 24 Grad Kälte von Naumburg ab. Doch erreichte mich noch vorher sein Brief mit dem Reiseprogramm:

„Liebe Lisbeth, nur wenig Worte. Komm doch ja noch! Also Montag Abend mit Schnellzug (so daß Du Sonntag um Mitternacht von Naumburg fortfährst). Am Bahnhof wird Dich Minna empfangen, und in meiner Wohnung wirst Du die Nacht wohnen, während ich allerdings schon Sonnabend von hier nach Tribschen fortreise. Ich will dann Dienstag um 2 Uhr in Luzern am Bahnhof sein ... Diesen Dienstag geht es dann noch bis Andermatt, wo wir übernachten. Mittwoch bis Bellinzona, und Donnerstag Mittag kommen wir in Lugano an. Wir reisen also langsam: so ist es mir gerathen. Richte Dich aber auf große Kälte ein ...

„Die Zusagebriefe kamen Mittwoch früh an, das Absagetelegramm einige Stunden später: Scherze, die ich jetzt schlecht vertrage. Ich zitterte und mußte mich erbrechen. Mein Brief war geschrieben, um Euch zu beruhigen: dabei ist er über's Ziel hinausgeschossen. Es geht mir nicht gut."

Die Reise verlief fast ganz programmmäßig, doch gelangten

wir am ersten Reisetag nur bis Flüelen, da erst am andern Morgen die Post ihre regelmäßige Tour, die sie wegen des ungeheuren Schneefalls 14 Tage unterbrochen hatte, wieder aufnehmen konnte. Mit uns wohnte in demselben Hotel, unter dem angenommenen Namen Mr. Brown, Mazzini mit einem jugendlichen Begleiter. Mein Bruder war zu angegriffen, um irgend welche Reisebekanntschaft machen zu wollen, dagegen war ich sehr dazu bereit, zumal dieser edle Flüchtling, der von Alter und Kummer gebeugt, sich dem heißgeliebten Vaterlande nur heimlich unter falschem Namen nahen durfte, mir als eine außerordentlich ergreifende Gestalt erschien. Diese ganze Gotthardreise, in winzig kleinen, nur für zwei Personen berechneten Schlittchen unternommen, von prachtvollstem Wetter begünstigt, das die düsteren Scenerien sowohl, als die in Gold-Blau-Weiß gehüllten Winterlandschaften in unbeschreiblicher Schönheit erscheinen ließ, die geistvollen Unterhaltungen Mazzini's, der sich an allen Stationen mit großer Liebenswürdigkeit zu uns gesellte, ein Unglücksfall, der uns erschreckte, als wir die steilen Zickzackwege von der schwindelnden Höhe des Gotthard in das Val Tremola wie auf Flügeln hinuntersausten, (ein kleiner Schlitten dicht vor uns stürzte mit Insassen, Kutscher und Pferd mehr als 200 Fuß in die Tiefe; glücklicherweise hatte in dem weichen Schnee Niemand Schaden genommen) — Alles, Alles zusammen gab dieser Reise einen eigenen, nie vergessenen Zauber. Ein Goethesches Wort, das Mazzini mit fremdartiger Betonung seinem jugendlichen Begleiter wiederholt citirte, blieb von da an eine Lieblings- und Lebensmaxime für uns Beide: „Sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben.“

Wir erreichten Lugano am 12. Februar und fanden dort schönes Wetter und gute Gesellschaft. Ich erwähne besonders den Bruder des Feldmarschalls von Moltke mit seiner Gemahlin und zwei reizenden, ganz jungen Töchtern. Wir verkehrten viel mit dieser ausgezeichneten Familie, und mein Bruder zeigte das lebhafteste Interesse, sich mit dem geistvollen Ehepaar zu unterhalten. Auch las er ihnen zuweilen aus seinen Manuscripten vor, zum Beispiel: „Über den griechischen Staat“, einen Theil der „Geburt der Tragödie“, der erst kürzlich nach 25 Jahren

zum ersten Mal gedruckt worden ist. Ich erinnere mich, daß sich Fritz damals sehr erfreut über die feinsinnigen Bemerkungen des Herrn von Moltke aussprach.

Der ganze Aufenthalt that meinem Bruder sehr gut. Wir waren bei dem beständig schönen Wetter sehr viel in der freien Luft, und da sich eine größere leidlich zu einander passende Gesellschaft zusammen gefunden hatte, so verlebten wir auch die Abende recht vergnüglich. Es wurde viel Musik gemacht, Aufführungen wurden veranstaltet und kindliche Spiele gespielt. Fritz nahm an Allem freudig theil und war vorzüglich bei den Gesellschaftsspielen so amüsirt und amüsant, daß eine ältere Dame, die schon öfters über den ordentlichen Professor von noch nicht 27 Jahren in Erstaunen gerathen war, ganz verwundert meinte: „Heute, Herr Professor, sind Sie aber nicht nur 26, sondern eigentlich 14 Jahre alt!“ Fritz aber behauptete wie schon oft, daß er in Lachen und Heiterkeit Viel nachzuholen habe, er wäre ein gar zu ernsthaftes Kind gewesen.

Ich erinnere mich noch vieler gemeinsamer schöner Ausflüge, besonders steht mir eine Wanderung nach dem Monte Bré deutlich und ergreifend vor Augen. Wir hatten uns auf dem Gipfel gelagert, zehn bis zwölf Personen, mein Bruder saß in der Mitte, ein wenig höher als wir Andern, zog den „Faust“ aus der Tasche und las uns, während unsre Blicke, trunken von dem „goldnen Überfluß der Welt“, über die zauberhaft schöne Frühlings-Landschaft schweiften, einige Scenen daraus vor, zum Beispiel: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“. Schließlich ließ er das Buch sinken und mit seiner melodischen Stimme begann er an das eben Gelesene und die Gegenwart, die uns umgab, Betrachtungen zu knüpfen: als ob wir jetzt Alle unsre nordische dumpfe Enge und Kleinlichkeit von uns geworfen hätten, so daß wir höherer Empfindungen, höherer Ziele fähig und würdig geworden wären, und nun muthiger und leichter beflügelt mit aller Kraft aufwärts, dem Gipfel zu, der Sonne entgegen wandeln könnten. Wir fühlten uns Alle in einem Zustand der Erhebung; eine Dame sagte mir nachher tief ergriffen: „Das vergesse ich nie, das war ja eine wahre Bergpredigt!“

Welch eine glückliche sorglose Zeit waren doch diese sechs Wochen in Lugano, voller Veilchenduft, Sonnenglanz und köst-

licher Berg- und Frühlingsluft! Wieviel Scherz und Lachen klingt mir noch aus jener Zeit entgegen: selbst an den italiänischen Carnevalsfreuden nahmen wir mit sorglosem Übermuth theil; zum Beispiel wurden wir zu Mitfasten von einem italiänischen Edelmann zum Carneval nach Ponte Tresa eingeladen. Wenn ich nun daran denke, daß wir Deutschen aus dem Hotel du Parc dort auf offenem Marktplatz untereinander und selbst mit den Italiänern getanzt haben (ich sehe Fritz noch deutlich sich frisch und fröhlich im Reigen schwingen), so erscheint mir das jetzt als ein wahrer Carnevalstraum.

Aber, wie nur zu oft, so schloß auch diese glückliche Zeit sehr wehmüthig: der verehrte Herr von Moltke erkältete sich bei einer Fahrt auf dem See, bekam die Lungenentzündung und starb, was uns Alle tief betrübte.

Während des ganzen Aufenthalts schrieb mein Bruder an der „Geburt der Tragödie" und las mir Stücke daraus vor. Am 10. April kehrten wir nach Basel zurück, und hier gieng das Schreiben, vorzüglich aber das Aussondern von neuem los. Am 26. April wurde das Manuscript zu einem Verleger geschickt. Fritz hatte als ganz junger Professor in Leipzig den Chef der Firma Engelmann kennen gelernt, der offenbar großes Wohlgefallen an ihm gefunden und sich ihm in aller Unschuld für sein zukünftiges erstes Buch als Verleger angeboten hatte, ahnungslos, was dieser liebenswürdige junge Mann, der so ganz danach angethan schien, eine correcte Zierde jeder Hochschule zu werden, ihm eines Tages für ein fragwürdiges Unthier präsentiren würde. Der Entwurf des Briefes an Herrn Engelmann ist noch erhalten:

„Sie haben sich mir einmal in gefälligster Weise zum Verleger angeboten: nun lassen Sie uns sehen, ob Ihnen nicht das gefällt, was ich Ihnen heute anbieten möchte. Ich habe eine etwa 90 Druckseiten füllende Brochüre ausgearbeitet, die den Titel haben soll: „Musik und Tragödie"; von ihr schicke ich Ihnen den Anfang im Manuscript. Wie Sie ersehen werden, suche ich auf eine völlig neue Weise die griechische Tragödie zu erklären, indem ich einstweilen von jeder philologischen Behandlung der Frage völlig absehe und nur das ästhetische Problem im Auge behalte. Die eigentliche Aufgabe ist aber dann, Richard Wagner,

das sonderbare Räthsel unsrer Gegenwart, in seinem Verhältniß zu der griechischen Tragödie zu beleuchten. Ich glaube versichern zu können, daß der ganze letzte Theil für unsre musikalische Öffentlichkeit von aufregender Bedeutung sein muß: vergleiche ich wenigstens das, was über das gleiche Problem etwa von Hanslick und Anderen neuerdings gesagt worden ist, und schließe ich nach den Wirkungen, die einzelne vorgelesene Stücke meiner Arbeit auf meine Freunde gemacht haben: so kann ich nicht anders glauben, als daß das allerweiteste denkende Publicum sich für diese Schrift interessiren muß. Um diesem mich verständlich zu machen, habe ich auf die stilistische Darstellung und Deutlichkeit besonderen Fleiß gewandt.

Ich wünsche aber, daß diese Schrift durchaus als schönwissenschaftliche Brochüre behandelt werde, und bitte Sie deshalb, im Falle, daß sie von Ihnen acceptirt werden sollte, selbige diesem Wunsch gemäß auszustatten. Um Einiges zu nennen, so ziehe ich zu diesem Betracht deutsche Lettern und zwar große deutsche Lettern vor, großes Octavformat mit keinenfalls mehr als 28—32 Zeilen, und vor Allem — schönes Papier. Falls Sie mit mir einverstanden sind, so schicken Sie mir recht bald eine Satz- und Papierprobe: und zugleich auch einen Vorschlag in Betreff des Honorars."

Nach einiger Zeit sandte Herr Engelmann das Manuscript zurück, sehr höflich den Druck ablehnend; durch seinen Brief klang Befremden und leiser Schauder. Natürlich war mein Bruder darüber betrübt, aber wir Beide besaßen zu viel Humor, und die Vorstellung, wie der würdige Herr Verleger und der zu Rathe gezogene Sachverständige kopfschüttelnd diesen „Centauren" anstarrten, weckte unsre Heiterkeit und gab zu vielen ergötzlichen Anspielungen Veranlassung. Schließlich ließ mein Bruder den Plan der Veröffentlichung eine Zeitlang ruhen, da schon neue Ideen seinen Sinn bewegten, Ideen, die sich nachher zu den Vorträgen „Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten" verdichteten.

Ich war auf den dringenden Wunsch meines Bruders das Frühjahr in Basel geblieben und gieng mit ihm auch noch in die Sommerferien, die wir von Mitte Juli bis Mitte August im Berner Oberland verlebten. Während dieser ganzen Zeit

sprach Fritz außerordentlich lebhaft über eine Fülle neuer Gedanken, in Beziehung zu unsrer heutigen Cultur, von einem Kampf gegen dieselbe und dem Sieg einer neuen Culturanschauung. „Fritz“, sagte ich eines Tages, „Du hältst jetzt lauter wundervolle Reden an die deutsche Nation“. Er lachte und meinte: „Nun ja, so Etwas wird's auch noch einmal werden.“ Der Commune-Aufstand und der Brand des Louvre bewegten ihn auf's tiefste und mögen manche dieser neuen Ideen ürbe seltsame Erscheinungen unsrer Cultur hervorgerufen haben. Er schreibt im Juni 1871 an den Freiherrn von Gersdorff:

„Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor Allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Civilisation“ den ungeheuren Schaden verräth, der unserer Welt anhaftet, wie wir Alle, mit aller unserer Vergangenheit, Schuld sind an solchen zu Tage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Cultur nur jenen Unglücklichen zu imputiren. Ich weiß, was es sagen will: der Kampf gegen die Cultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Thränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Werth der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im Stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die Viel zu denken ist! —

„Hier folgt eine Abhandlung, die von meinem philosophischen Treiben etwas mehr verräth, als es der Titel andeutet. Lies sie mit Wohlwollen; ich habe noch Vielerlei vor und bereite mich

auch auf einen Kampf vor, an dem, wie ich weiß, meine Freunde starken Antheil haben werden. Wieviel wäre mündlich zu besprechen, mein theurer Freund! Und wann darf ich einmal auf Deinen Besuch hoffen?"

Auf die weiteren dringenden Bitten meines Bruders entschloß sich Gersdorff zu kommen. Wir verlebten mit ihm eine wunderschöne Zeit in Gimmelwald bei Mürren. Fritz war sehr glücklich, den Freund nach beinahe fünfjähriger Trennung wieder zu haben und sich mit ihm innerlich noch ebenso verkettet und in allen großen Zielen eins zu fühlen, wie früher. Echt „deutsch" erscheint es mir, daß, während Fritz diese ganze Zeit wirklich so recht von Herzen froh war, er zwei Gedichte an die „Melancholie" verfaßte. Er schreibt am 18. September an den in die Heimath zurückgekehrten Freund:

„Ich danke Dir noch einmal für Deinen Besuch; es hätte mir in diesem Sommer nichts Angenehmeres und Tröstlicheres passiren können. Wir haben das Netz der Cultur wieder einmal gemeinsam über unsern Köpfen zusammengezogen, und es wird schwer halten, uns in dieser Gemeinsamkeit unsrer besten Absichten zu stören.

„Du bist überall im besten Andenken. Frau Wagner hat mir über Dich geschrieben, sehr erfreut und dankbar; Burckhardt und Vischer senden Dir ihre besten Grüße. Kurz -- mein Basel lob' ich mir; meine Freunde sind mit Basel, und Basel ist mit meinen Freunden zufrieden."

Der October 1871 brachte meinem Bruder ein wunderschönes heiteres Zusammentreffen mit den Freunden Rohde und Gersdorff, zuerst in Leipzig und dann in Naumburg; eine recht drollig gerathene Photographie, in einer Meßbude gemacht, verewigt diese glücklichen Tage. Am 15. October, dem Geburtstag meines Bruders, kamen die Freunde mit allerlei ernst- und scherzhaften Angebinden nach Naumburg; Rohde z. B. präsentirte ein winziges Kästchen mit folgenden Knittelversen:

„In Leipzig sucht' ich jüngst umher
Was wohl für Fritzen passend wär',
Zu schenken ihm, „als Angebinde,
Daß ihn nicht Ärgernuß nag' und schinde."
Nun dacht' ich: Fritz ist Musicus,

Professor und Philosophus.
Als Musicus könnt' ihn erfreu'n,
Ein dionysisch' Flötelein,
Doch lieh' mir auch Diogenes sein Licht,
Die rechte Zauberflöte fänd' ich nicht.
'Nen scheenen Schlafrock hat er schon
Als Professorensymbolon. —
So kam ich endlich zu dem Schluß:
Nimm Fritzen als Philosophus.
Ich sprach's und trat mit späh'ndem Blicke
In eine Trödelkrambutike.
Gar Vieles gab's da, billig und theuer:
Ein großes Loch aus Maja's Schleier;
Man guckt hindurch, und sieht sofort
Nicht Zeit, nicht Causalität, noch Ort.
In einer Spieluhr fand sich da
Praestabilirt' Harmonia.
Phan- und A-tome, ein ganzer Sack,
Doch Alles nicht nach Fritzens Geschmack.
Da endlich fiel mein Sucherblick
Auf ein fürwahr sehr rares Stück.
In einem Kasten, schlecht und gering,
Fand ich ein wunderselten Ding:
Das Ding, das die philosophi
Wie lang' schon suchen mit harter Müh',
Das Ding, das selbst der alte Kant
Von fern nur sah, wie das gelobte Land.
Damals war's stark und wohlgestalt;
Nun ist's verhuzzelt, klein und alt.
Herr Hartmann fand in den letzten Zügen
Es jüngst in einer Gosse liegen.
Der hat's mit plumper Faust gepackt,
Gedreht und gewendet, gezwickt und gezwackt.
Zuletzt nahm er ein Messer her,
Zu sehn, wie's wohl von innen wär'.
Da sprang das Ding in diese Truh',
Und hielt von drinnen den Deckel zu.
Doch unserm Fritz, als Sonntagskind,

Thut sich die Truhe auf geschwind.
Nun rath', o Fritze, kennst Du mich?" — —
(Hier öffnete sich das Kistchen, ein Teufelchen schnellte empor, in der Hand einen Zettel:)
Es gratulirt „das Ding an sich"! —

Fritz jauchzte über all diese köstlichen Scherze. Bei so viel glücklichem Jugendübermuth, der selbst die nüchternsten und abstractesten Dinge vergoldete, konnte man sich schon eine starke Dosis von Schopenhauerischem Pessimismus erlauben. — —

Die drei Freunde behaupteten in ihren damaligen Scherzen, daß gute, der Freundschaft günstige Dämonen ihr Zusammensein in jenem Herbst besonders schön und heiter gestaltet hätten. Nach Basel zurückgekehrt, schlug deshalb mein Bruder vor, diesen Dämonen, „die sich doch auf das wohlwollendste bemüht haben", an den drei verschiedenen Orten, wo die Freunde jetzt weilten, ein gemeinsames Dankopfer zu bringen: „Am nächsten Montag Abend um 10 Uhr wollen wir es so einrichten, daß ein Jeder von uns ein Glas dunkeln rothen Weins erhebt und die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinausgießt, mit den Worten: χαίρετε δαίμονες, die andre Hälfte aber trinkt!"

Dieses mehr der Freundschaft als irgendwelchen Dämonen dargebrachte Trankopfer, das für einen bestimmten Moment die Gedanken der Freunde, dankbar der Freundschaft, verbinden sollte, hat mir immer etwas außerordentlich Rührendes gehabt. Die „Dämonenweihe" wurde in Professor Jacob Burckhardt's Stube gefeiert: es dünkte mich sehr ergötzlich, daß dieser einsame Sonderling sich dem wunderlich-jugendlichen Weiheact anschloß. Sie gossen zwei große Biergläser tiefdunkeln Rhoneweins auf die Straße, und Fritz meinte immer: wenn sie das in früheren Jahrhunderten gethan hätten, so wären sie sicherlich, als der Zauberei verdächtig, angeklagt worden.

Während des Aufenthaltes in Leipzig „schleppten" die beiden Freunde Rohde und Gersdorff meinen Bruder zu dem Buchhändler Fritzsch, dem Verleger der Schriften Richard Wagner's, um ihm das Manuscript der „Geburt der Tragödie" anzubieten. Im November endlich acceptirte Fritzsch das Werk, und mein Bruder schrieb voller Befriedigung an Freiherrn von Gersdorff.

„Heute wurde ich recht an unser Leipziger Dasein gemahnt,

und in einem gewissen Sinne kann ich sagen: ich knüpfe an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang nun an, wie das lustige Lied heißt. Heute nämlich, erst heute! antwortete Fritzsch, der treffliche Verleger, auf meinen damaligen Besuch; weshalb ich Dir auch gerade heute Nachricht geben muß. Denn Du und Rohde, Ihr wart es, die mich zu dem trefflichen Fritzsch moralisch und körperlich brachten: was ich bis jetzt noch zu preisen habe. Er konnte nichts dafür, daß seine Antwort sich so lange verschob. Er hatte das Manuscript sofort einem Fachmann zur Beurtheilung übersandt, und dieser hat bis zum 16. November getrödelt Also die Ausstattung genau nach dem Muster von Wagner's „Bestimmung der Oper" ist beschlossen: freue Dich mit mir! Für eine schöne Vignette wird somit ein herrlicher Platz sein: sage dies Deinem künstlerischen Freunde (Rau), zugleich mit meinen theilnehmendsten Grüßen."

Mein Bruder schrieb noch vor Beginn des Druckes die jetzigen Schlußabschnitte neu hinzu, in denen er die Wagnerische Kunst direct behandelt. In der früheren Gestalt war die Zusammengehörigkeit Wagner's mit den Ideen des Buches hauptsächlich in einem, in Lugano geschriebenen, jetzt verworfenen Vorwort (IX. Band Seite 27) zum Ausdruck gekommen. Er schreibt darüber im December 1871 an Rohde:

„Der ganze letzte Dir noch unbekannte Theil wird Dich gewiß in Erstaunen setzen, ich habe viel gewagt und darf mir aber in einem ganz enormen Sinne zurufen: animam salvavi; weshalb ich mit großer Befriedigung der Schrift gedenke und mich nicht beunruhige, ob sie gleich so anstößig wie möglich ausgefallen ist, und von einigen Seiten geradezu ein „Schrei der Entrüstung" bei ihrer Publication laut werden wird."

In den letzten Tagen des Jahres 1871 erschien „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und wurde an die Freunde versandt. Alle begrüßten den Erstling mit den feierlichsten Empfindungen. Gersdorff plante ein Tauffest zu veranstalten, was aber schließlich doch nicht ausgeführt wurde. Mit bewegtem Herzen schreibt mein Bruder in sein Handexemplar:

Basel, am Neujahrstage 1872.
„Schaff, das Tagwerk meiner Hände
Großer Geist, daß ich's vollende!"

VI. Capitel.

Das erste Buch.

Motto: „Neue Wege gehe ich, eine neue Rede kommt mir; müde wurde ich, gleich allen Schaffenden, der alten Zungen. Nicht will mein Geist mehr auf abgelaufenen Sohlen wandeln.“
(Also sprach Zarathustra. II.)

Im Allgemeinen gieng es den Freunden und Bekannten meines Bruders, die das allmähliche Werden seines ersten Buches nicht mit erlebt hatten, wie dem würdigen Herrn Engelmann: voll grenzenloser Verwunderung, ja mit unverhohlenem Schauder betrachteten sie dies unclassificirbare Büchlein. Die älteren Herrn Protectoren, Geheimrath Ritschl in Leipzig und Rathsherr Vischer in Basel, fühlten sich im Grunde etwas compromittirt, wenn auch die schöne jugendliche Begeisterung für ihre alten Herzen etwas Rührendes hatte und sie versöhnlich stimmte. Was wäre auch das Genie, wenn es nicht die Macht hätte, die Andersgesinnten zu versöhnen und ganze Generationen zu seinen Ideen, ja zu seinen Irrthümern zu verführen!

Mein Bruder war so naiv, den geliebten Lehrer Ritschl um seines innersten Herzens aufrichtige Meinung zu bitten. Die Weisheit und Mäßigung, mit der Jener dieser Zumuthung des jugendlichen Stürmers nachkam, ist mir immer außerordentlich liebenswürdig und edelmüthig vorgekommen. Genau betrachtet war doch die „Geburt der Tragödie“ ein Attentat auf viele von Ritschl hochgehaltene Überzeugungen. Er antwortet:

„Wenn ich nun aber, trotz Ihres Wunsches, zu einer eingehenden Besprechung Ihrer Schrift, die für Sie irgend einen Werth haben könnte, mich auch jetzt noch außer Stande fühle und wohl auch weiterhin außer Stande fühlen werde, so müssen Sie bedenken, daß ich zu alt bin, um mich noch nach ganz neuen Lebens- und Geisteswegen umzuschauen. Meiner ganzen Natur nach gehöre ich, was die Hauptsache ist, der historischen Richtung und historischen Betrachtung der menschlichen Dinge so entschieden an, daß mir nie die Erlösung der Welt in einem oder dem andern philosophischen System gefunden zu sein schien; daß ich auch niemals das natürliche Abblühen einer Epoche oder Erscheinung mit „Selbstmord" bezeichnen kann; daß ich in der Individualisirung des Lebens keinen Rückschritt zu erkennen, und nicht zu glauben vermag, daß die geistigen Lebensformen und -potenzen eines von Natur und durch geschichtliche Entwickelung selten begabten, gewissermaßen privilegirten Volkes absolut maßgebend für alle Völker und Zeiten seien — so wenig wie eine Religion für die verschiedenen Völkerindividualitäten ausreicht, ausgereicht hat und je ausreichen wird. — Sie können dem „Alexandriner" und Gelehrten unmöglich zumuthen, daß er die Erkenntniß verurtheile und nur in der Kunst die weltumgestaltende, die erlösende und befreiende Kraft erblicke. Die Welt ist Jedem ein Anderes: und da wir so wenig, wie die in Blätter und Blüthen sich individualisirende Pflanze in ihre Wurzel zurückkehren kann, unsere „Individuation" überwinden können, so wird sich in der großen Lebensökonomie auch jedes Volk seinen Anlagen und seiner besondern Mission gemäß ausleben müssen.

„Das sind so einige allgemeine Gedanken, wie sie mir die flüchtige Durchsicht Ihrer Schrift eingegeben hat. Ich sage „Durchsicht", weil ich freilich bei meinen 65 Jahren nicht die Zeit und die Kräfte mehr habe, um die nothwendige Führerin Ihrer Entwickelungen, die Schopenhauerische Philosophie, zu studiren, und mir deshalb auch kein Urtheil darüber erlaube, ob ich Ihre Intentionen überall recht verstanden habe. Wäre mir Philosophie geläufiger, so würde ich mich ungestörter an den mannigfachen schönen und tiefsinnigen Gedanken und Gedankenvisionen erfreut haben, die mir nun wohl manchmal

durch eigene Schuld unvermittelt geblieben sind. Ist es mir doch in jüngern Jahren schon ähnlich ergangen mit der Lectüre Schellingischer Ideenentwickelung, um von den speculativen Phantasien des tiefsinnigen „Magus des Nordens" gar nicht zu reden.

„Ob sich Ihre Anschauungen als neue **Erziehungs**fundamente verwerthen lassen — ob nicht die große Masse unserer Jugend auf solchem Wege nur zu einer unreifen Mißachtung der Wissenschaft gelangen würde, ohne dafür eine gesteigerte Empfindung für die Kunst einzutauschen, — ob wir nicht dadurch, anstatt Poesie zu verbreiten, vielmehr Gefahr liefen, einem allseitigen Dilettantismus Thür und Thor zu öffnen: — das sind Bedenken, die dem alten Pädagogen vergönnt sein müssen, ohne daß er sich, meine ich, deshalb als „Meister Zettel" zu fühlen braucht. Daß mir so gut, wie Ihnen, das Griechenthum der ewig fließende Born der Weltcultur ist, zu dem wir immer wieder mit lebendiger Empfänglichkeit zurückkehren müssen, das bedarf wohl keiner Versicherung. Ob wir deshalb zu denselben Formen zurückgreifen müssen, ist eine Frage, deren Lösung wahrscheinlich das ganze Menschengeschlecht übernimmt. Und so, dünkt mich, liegt für die Masse in dem persönlichen Mit- und Füreinanderleben, in der liebevollen Hingebung, in den mannigfachen realen Formen tiefer Humanität, auch eine aus dem Herzen der Welt emporwachsende Kraft, welche die allzuenge Individuation überwindend, zu dem erlösenden Gefühl des Selbstvergessens führt: das ist die Kraft der unmittelbaren menschlichen That, deren auch der Geringste fähig ist." —

In jene Zeit, kurz nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie", fiel die schon früher erzählte Berufung meines Bruders nach Greifswald; auch in Dorpat war er zu einer Professur vorgeschlagen worden. Aber man berief ihn damals nur auf sein altes gutes philologisches Renommee hin, ehe die Herren Collegen etwas von der „Geburt der Tragödie" ahnten. Sobald dieses Buch in philologischen Kreisen bekannt wurde, war die Befremdung ungeheuer; rings herrschte dumpfes, ängstliches Schweigen, keine einzige Zeitschrift wagte eine Besprechung zu bringen.

Aber die Briefe und die Schilderungen des Eindrucks, den das Buch in Tribschen gemacht hatte, trösteten über alles befremdliche Schweigen. Wagner und Frau sandten wahrhaft herzbewegende Briefe; Einiges daraus soll hier folgen. Richard Wagner schrieb mit wendender Post:

„Lieber Freund!

Schöneres als Ihr Buch habe ich noch Nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lectüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. — Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat! Adieu! Kommen Sie bald auf einen Husch herüber, dann soll es dionysisch hergehen! —

Ihr R. W."

Und am 10. Januar schreibt er wieder:

..... „Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat. Jeder Einfluß, der etwa auf Sie ausgeübt worden wäre, ist durch den ganzen Charakter dieser Arbeit fast auf Nichts zurückgeführt: was Ihr Buch vor allen anderen auszeichnet, ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefsinnigste Eigenthümlichkeit darin kundgiebt. Wie anders hätte sonst mir und meiner Frau der sehnlichste Wunsch erfüllt werden können, einmal von Außen Etwas auf uns zutreten zu sehen, das uns vollständig einnehmen möchte? Wir haben Ihr Buch — früh jedes für sich — Abends gemeinsam — doppelt durchgelesen; wir bedauern, nicht bereits die uns verheißenen doppelten Exemplare zur Verfügung zu haben. Um das eine Exemplar streiten wir uns. Ich brauche es immer noch, um zwischen Frühstück und Arbeit mich in die rechte Stimmung zu bringen; denn seit der Lectüre componire ich wieder an meinem letzten Acte. Einsam, oder gemeinsam, ist unsre Lectüre stets von Exclamationen begleitet. Ich für mein Theil begreife nicht, wie ich so Etwas erleben durfte. — So etwa steht es bei uns." —

Cosima schreibt:

„O wie schön ist Ihr Buch! Wie schön und wie tief, wie tief und wie kühn! Wer soll es Ihnen lohnen, würde ich be-

klommen fragen, wüßte ich nicht, daß Sie in dieser Conception der Dinge den höchsten Lohn gefunden haben müssen. Und fühlen Sie sich belohnt, wie bringen Sie die innere großartig aufbauende Stimmung in Einklang mit der Außenwelt, in der Sie zu wirken haben; „wie ertrug ich's nur, wie ertrag ich's noch?" da hilft der Tag und vielleicht auch die Sylvesterklänge, nicht wahr?

„Sie haben in diesem Buche Geister gebannt, von denen ich glaubte, daß sie einzig unsrem Meister dienstpflichtig seien; über zwei Welten, von denen wir die eine nicht sehen, weil sie zu fern, die andere nicht erkennen, weil sie uns zu nahe ist — haben Sie den hellsten Schein geworfen, so daß wir die Schönheit fassen, die uns ahnungsvoll entzückte, und die Häßlichkeit begreifen, die uns beinahe erdrückte; und trostreich lassen Sie Ihre Leuchte in die Zukunft — die unsern Herzen Gegenwart ist — scheinen, daß wir hoffnungsvoll anflehen können: „Das Gute siege"! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie erhebend Ihr Buch mich dünkt, in welchem Sie so schlicht wahrhaftig die Tragik unsres Daseins feststellen; und wie ist Ihnen die schönste Anschaulichkeit in den schwierigsten Fragen gelungen! Wie eine Dichtung habe ich diese Schrift gelesen, die doch die tiefsten Probleme uns darthut, und kann ich mich von ihr ebenso wenig als der Meister trennen, denn sie giebt mir eine Antwort auf alle unbewußten Fragen meines Inneren. Sie denken sich wohl, wie Ihre Erwähnung von Tristan und Isolde mich ergriffen hat; die Vernichtung durch die Musik und die Erlösung durch das Drama habe ich, wie Sie es schildern, in diesem einzigen Werk am mächtigsten empfunden, doch mir nie sagen können, so daß Sie den gewaltigsten Eindruck meines Lebens mir auch erhellt haben. Und Schopenhauer als Dürerscher Ritter, wie schön empfunden und dargestellt." —

Auch mancher andre eigenartige Brief erfreute meinen Bruder nach dem Erscheinen des Buches. Er selbst erwähnt die Zuschriften von Liszt, Bülow, der Gräfin Schleinitz, von Professor Hagen in Bern, Freiherrn von Balligand in München, und Herrn Eduard Schuré. Einiges daraus mag hier Platz finden; es erscheint mir charakteristisch genug, um den verschiedenartigen Eindruck zu schildern, den die „Geburt der Tragödie" damals hervorrief. Liszt schreibt:

Verehrter Herr!

Unablässige Verbindlichkeiten behinderten mich, Ihnen früher meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Indeß habe ich Ihr fesselndes Buch „die Geburt der Tragödie“ zweimal gelesen. Darin braust und flammt ein gewaltiger Geist, der mich innigst ergriff. Zwar muß ich gestehen, daß mir die Vorbereitungen und Kenntnisse zur vollkommenen Würdigung Ihres Werkes fehlen; das Griechenthum und die Abgötterei, welche damit die Gelehrten betreiben, sind mir ziemlich fremd geblieben; als die höchste geistige That der Athenienser preiste ich die Errichtung des Altars: „Deo ignoto“: woran der ganze Olymp zerschellte, sobald Paulus den unbekannten Gott verkündigte; und nicht rings umher des Parnaß und Helikon schweift mein Blick, wohl aber haftet meine Seele am Tabor und Golgatha.

„Entschuldigen Sie also, verehrter Herr, wenn ich Ihnen nur eine mangelhafte — deshalb aber keineswegs spärliche oder verzagte — Bewunderung auszudrücken vermag. Ihre Exegesen des „Apollinischen und Dionysischen“, des Mythus und der Tragödie, bilden wahrhaft „Ernstes und Eindringliches“ in erstaunlicher Beleuchtung und herrlicher Sprache. Auch fand ich nirgends eine so schöne Definition der Kunst — „die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins“ — und Sprüche wie: „Gerade nur so viel ist ein Volk — wie übrigens auch ein Mensch — werth, als es auf seine Erlebnisse den Stempel des Ewigen zu drücken vermag“: wiederhallen in tiefster Seele.

„Nun helfe Gott, daß der Wahn und das Wehe der Welt von dem Willen immer mehr besiegt werde.

„Genehmigen Sie, verehrter Herr, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung und verehrungsvollen Ergebenheit.

Pest, 29. Februar 72. F. Liszt.“

Ein Brief von Bülow, in welchem dieser sich entzückt über das Buch ausspricht, ist leider nicht aufzufinden, aber von seinem Besuch schreibt mein Bruder: „Hans von Bülow, den ich noch gar nicht kannte, hat mich hier besucht und bei mir angefragt, ob er mir seine Übersetzung von Leopardi (das Resultat seiner italiänischen Mußestunden) widmen dürfe. Der ist so begeistert von meinem Buche, daß er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreist, um sie zu verschenken.“

Einer aus der gelehrten Zunft, Professor Hagen aus Bern, schreibt:

„Werther Herr!

„Unter dem Eindruck einer gewaltigen Empfindung richte ich diese Zeilen an Sie: ich komme von der Lesung Ihres Buches: Geburt der Tragödie. Nicht als ob ich dessen Inhalt schon ganz in mich hätte aufnehmen können! Wie wäre dies auch möglich bei einem Werke, das man die Frucht eines ganzen langen viel erfahrenen Lebens zu nennen befugt wäre, wenn nicht der feurige jubelnde Dithyrambenton, der durch das Ganze sich hindurchzieht und den Leser mächtig packt und fortreißt, den Beweis lieferte, daß der Sprecher noch in der Mitte des Lebens steht, noch nicht mit sich und dem Leben abgeschlossen hat, nicht seines Lebens und Strebens müde geworden ist. Da ist ja kein Rückblick, der einseitig nur das überschaute, was dahinten liegt, sondern lauter kühne, blitzende Ausblicke in die Zukunft voll der schönsten und edelsten Verheißungen. Wer Sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der weiß, daß Sie sich in einem Alter befinden, in welchem wir Andern noch vollauf zu thun haben, um nur das Allernothwendigste durchzukämpfen, der frägt sich voll Verwunderung, wie das herrliche Gebäude dieses Buches schon jetzt hat entstehen können, der dankt Ihnen aber auch dafür mit dem innigsten Gefühl, welches warme Begeisterung für antikes Geistesleben zu erzeugen vermag. Erst nach siebenstündiger fortgesetzter Vertiefung in dieses prächtige Werk vermochte ich mich davon zu trennen mit der Überzeugung, daß es fortan mein Lieblingsbuch sein wird. Welche Menge von neuen, bahnbrechenden Anschauungen! Gestatten Sie diese Huldigung

Ihrem Hermann Hagen.“

Durch den Zusammenhang mit Wagner war die „Geburt der Tragödie“ auch in solche Kreise gerathen, die diesen Ideen im Grunde recht fern standen. Sehr ergötzlich muß heute die Thatsache erscheinen, daß vornehme, übrigens geistreiche Frauen unter den Ersten gewesen sind, die für dieses in jeder Beziehung recht schwer verständliche Buch schwärmten. Durch sie bildete sich eine kleine begeisterte Gemeinde, die von Moskau über Berlin, München bis nach Paris, Genf und Florenz reichte.

In Berlin las es die Gräfin Schleinitz mit ihren Freunden, in München Frau von Muchanoff mit Freiherrn von Baligand, in Genf die Gräfin Diodati mit Herrn von Senger und mehreren Bekannten; diese begeisterte Frau begann sogar eine leider unvollendet gebliebene Übersetzung in's Französische, die, nach den Proben zu urtheilen, recht gut geworden sein würde. Ausführlich beschreibt Fräulein von Meysenbug in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" ihr Bekanntwerden mit diesem Buch:

„Im Jahre 1872 in Florenz lebend, wurde ich von Frau Cosima Wagner auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die soeben erschienen war und von einem jungen Professor in Basel herrührte, welcher mit der am Luzerner See lebenden Familie Wagner innig befreundet war. Die Schrift führte den Titel: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", der Verfasser hieß Friedrich Nietzsche. Es befand sich gerade ein kleiner Kreis bedeutender Menschen um mich. Wir lasen diese Schrift zusammen und waren Alle gleich davon begeistert. Die Beleuchtung der zwei Grundelemente des griechischen Lebens, welche der Verfasser mit den Namen: Dionysisches und Apollinisches bezeichnete, erschloß eine Fülle von geistvollen Gedanken darüber, wie das Wesen der Welt „an sich", das Dionysische, dessen Ursprache die Musik ist, aus der Schönheit der apollinischen Erscheinung das Kunstwerk der Tragödie erzeugt. Wir erfuhren zugleich, daß Nietzsche, ein grundgelehrter Philologe, schon als ganz junger Mann von dem ihn hochschätzenden, berühmten Professor Ritschl als ordentlicher Professor an die Universität Basel empfohlen worden sei. Was uns Alle aber noch mehr anzog als die Gelehrsamkeit des gründlich mit dem Alterthume Vertrauten, war die Geistesfülle und Poesie in der Auffassung, das errathende Auge des dichterischen Menschen, welcher die innere Wahrheit der Dinge mit seherischem Blicke begreift, da wo der pedantische Buchstabengelehrte nur die äußere Schale faßt und für das Wesentliche hält. Mit wahrer Wonne erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich wie schöpferisch hochbegabte junge Persönlichkeit neben dem Werke zu wissen, welches sich in Bayreuth vorbereitete, wohin Richard Wagner eben nach dem beendigten Kriege übergesiedelt war."

Dagegen schienen alle philologischen Kritiker aus der Welt

verschwunden zu sein; alle philologischen Zeitschriften verfolgten die Absicht, „die Geburt der Tragödie“ todtzuschweigen. „Nur von den wackeren Philologen höre ich Nichts, stumpf — dumpf — Mum! — Mum! wie es in der Shakespeare-Übersetzung heißt.“ Vielleicht fühlten die Philologen nicht mit Unrecht, daß „Die Geburt der Tragödie“ im schärfsten Gegensatz zu ihrer gewohnten Anschauungsweise stand; jedenfalls wurde sie als ein Angriff auf die herrschende Lehrweise betrachtet. Indessen fehlte es nicht an privaten Zustimmungen: es gab manche darunter, die ein vollkommenes Mißverständniß bewiesen, aber auch andere von solchen Philologen, die das griechische Alterthum in einem lebendigen und begeisterten Sinne auffaßten; einer von ihnen schreibt:

„Heute Abend kam mir durch die Buchhandlung Ihre Abhandlung über die Tragödie zur Hand. Eine flüchtige Durchsicht überzeugte mich sogleich von dem trefflichen Inhalte; Vieles ist mir wie aus der Seele gesprochen. So mochte ich mir die Freude nicht versagen, Ihnen, hochverehrter Herr Professor, sogleich diese meine Gefühle zu offenbaren, wobei mich die Ansicht trägt, daß es einem Manne, der mit Überzeugung einer bestimmten Richtung sich angeschlossen hat, nicht ganz gleichgültig sein kann, zu erfahren, daß seine Elaborate sich schnelle Wirkung zu verschaffen wissen.

„Sie fühlen sich von der heutigen Philologie, die in einer schneidenden Kritik, in scharfer, verstandesmäßiger Zergliederung, und — fügen wir doch auch dieses hinzu! — in Kenntniß von Buchstaben und Schnörkeln, unterzugehen droht, nicht befriedigt. Ich auch nicht. Sie beklagen, daß das Studium des Alterthums keine besseren Früchte trägt, nicht veredelnd auf die Zeit einzuwirken versteht und dem alles verschlingenden Materialismus keinen Damm entgegen zu setzen vermag. Die Gerechtigkeit dieser Klage erkennt die ganze Welt, mit Ausnahme derer, die eine von Bücherstaub derartig imprägnirte Lunge haben, daß kein frischer Luftstrom dieselbe mehr zu durchdringen vermag.

„Und die Verknöcherung geht immer weiter. Schon beginnt Euripides in immer weiterer Ausdehnung Schullectüre zu werden; Äschylus ist so gut wie ausgeschlossen.

„Und die akademische Wirksamkeit der meisten philologischen Professoren? Ich könnte Ihnen einen solchen namhaft machen,

der im ganzen Semester 60 Verse einer Tragödie besprach und im philologischen Seminar den Studenten die Aufgabe stellte, zu jedem Verse mindestens eine Conjectur zu liefern.

„Sie werden es begreifen, wenn diese authentische Nachricht mich mit unüberwindlichem Ekel und Abscheu erfüllte. Das ist geistiger Mord der Jugend, welcher die letzte Ehrfurcht vor den größten Geistern der Menschheit genommen wird!

„Und diese heutige Kritik, die maschinen- und fabrikmäßig betrieben wird, ermangelt aller und jeder höheren Weihe. Es ist die Kritik geistloser Schulmeister.

„Sie haben Recht — denn so fasse ich Sie auf, und so denke auch ich —: der wahre Gelehrte bildet sich aus der Intuition, aus lebendigem Erfassen des Lebens selbst."

Schließlich kam Freund Erwin kurz nach den Wonnetagen der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters mit einer sympathischen Anzeige in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung doch noch zu Worte. Mein Bruder schrieb hochbeglückt am 27. Mai 1872:

„Freund, Freund, Freund, was hast Du gemacht! So ein E. R. ist nicht zum zweiten Male zu erleben. Ich tauchte, ohne diese Buchstaben zu sehen, langsam, immer erstaunter lesend, in den Bayreuther Empfindungsabgrund, und endlich höre ich, daß die Stimme, die so feierlich und tief tönte, die des Freundes ist. Ach liebster Freund, das hast Du mir gethan!"

Freund Erwin war schon im April Professor in Kiel geworden; die Freude meines Bruders war außerordentlich, denn er hatte sich inzwischen den lebhaftesten Befürchtungen hingegeben, ob die treue Waffenbrüderschaft des Freundes diesem nicht schaden könne. Er schreibt froh und übermüthig:

„Jetzt aber, wo wir wie zwei Gewappnete mitten in der akademischen Zunft als treue Waffengefährten stehen, und die „Lebensnoth" einmal ihr Antlitz verhüllt hat, dürfen wir auch wieder Mancherlei mehr wagen, um die Leute zu erschrecken — nach dem Sprüchwort: Was ist schrecklicher als eine Flöte? — Zwei Flöten!"

VII. Capitel.

Freund und Feind.

Motto: „Alle Zeiten schwätzen wider einander in euren Geistern; und aller Zeiten Träume und Geschwätz waren wirklicher noch, als euer Wachsein ist!

Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahr-Träume und Stern-Zeichen — und glaubte an Glauben! —

(Also sprach Zarathustra. II.)

Inzwischen nahmen andre Ideen und Erlebnisse meinen Bruder in Anspruch. Er hielt im Anfang des Jahres 1872 von Januar bis März sechs Vorträge „Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten", deren Grundconception schon mehrere Jahre zurücklag. Weiterhin wird noch ausführlicher von ihnen die Rede sein. Die Vorträge wurden mit lebhaftestem Interesse aufgenommen: „Mit der hier erzielten Wirkung bin ich außerordentlich zufrieden, ich habe die ernsthaftesten und ergebensten Zuhörer, Männlein und Weiblein und so ziemlich die ganze Studentenschaft besseren Schlages."

Sodann kam der Abschied von Tribschen. Inzwischen war der Stern Wagner's über Bayreuth aufgegangen; Wagner reiste im Januar dorthin, um für seine Pläne Alles vorzubereiten, und fand warmes Verständniß und Entgegenkommen. Frau Cosima erzählt meinem Bruder am 18. Januar: „Ja, Bayreuth! (Tribschener Etymologie: beim Reuth,) „jetzt sollen wir tragische

Menschen werden." Gott weiß, ob diese neueste Idee gelingt, das ist aber beinahe gleichgültig, wir können nur für unser Wollen stehen, gelingt es aber, so erleben wir in Wilhelminens Gebäude das, wozu Sie uns laden. Hat der Meister Ihnen erzählt, daß Bürgermeister und Stadtrath von Bayreuth hier waren? Sie kamen plötzlich mit Bauplänen, und der Tag auf Tribschen war merkwürdig genug. April wird uns wahrscheinlich nach Wien schicken, und dann Lebewohl dem herrlichen Tribschen, darin auch die Geburt der Tragödie geboren ward, und so Manches, das vielleicht nie wiederkommen wird."

Der Abschied von Tribschen ist meinem Bruder außerordentlich schwer geworden, nur mit stockender Stimme vermochte er davon zu sprechen. Erst viel später erkannte ich, wie sich für ihn mit Tribschen eine ganze Lebensperiode: die schwärmerische, begeisterte Jünglingszeit, geschlossen hatte. Als er an einem Vorfrühlingstag Ende April zum Abschiednehmen nach Tribschen fuhr, fand er Frau Wagner mitten im Einpacken. Während sie nun hin und wieder gieng, phantasirte mein Bruder am Flügel: all sein Schmerz, unaussprechliche Hoffnungen und Befürchtungen, holde Erinnerungen und das Gefühl, daß hier etwas Unwiederbringliches verloren gieng, klang in seinen wunderbaren Melodien jubelnd und wehklagend durch die verödeten Räume. Noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, da sich alle Empfindungen der Freundschaft verändert haben, erinnert sich Frau Cosima jener seltsam fascinirenden, tief zu Herzen gehenden Phantasie: meines Bruders Abschiedslied von Tribschen, dieser Insel der Seligen! Schmerzerfüllt schreibt er an Gersdorff:

„Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern giengen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuscripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrificirt zu haben" . . .

Sodann kamen die köstlichen Tage der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters. Später, als er die Zeit der Nibelungen-Aufführung damit verglich, seufzte er: „die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte, und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit!" In der That war es eine kleine, ganz ausgewählte Gesellschaft, die sich dort in den Proben und bei der Aufführung der neunten Symphonie Beethoven's in der großen markgräflichen Loge des alten Roccocotheaters in Bayreuth versammelte.

Eine seltsame Welt! Alle Versammelten von wahrem echtem Enthusiasmus für den Künstler und sein Werk erfüllt, Alle von einer wunderbaren Hoffnung bewegt, als ob sie hier den Sonnenaufgang eines glorreichen Tages mit erlebten, der die Wonne und den Sieg einer neuen deutschen Cultur zu verheißen schien. Dabei schwebten unbestimmte Erinnerungen an die Vergangenheit in der Luft; ich glaube, Richard Wagner beschreibt selbst am besten die seltsam gemischten Empfindungen der Festversammlung an jenem Frühlingsabend in Bayreuth: „Wem wären aber die verwunderlichsten Gedanken fremd geblieben, als er am 22. Mai 1872 auf derselben Stelle Platz genommen, welche einst der markgräfliche Hof mit seinen Gästen, dem großen Friedrich selbst an der Spitze, erfüllte, um ein Ballett, eine italiänische Oper oder eine französische Comédie sich vorführen zu lassen, und von derselben Bühne her die gewaltigen Klänge dieser wunderbaren neunten Symphonie von deutschen Musikern, aus allen Gegenden des Vaterlandes zum Feste vereinigt, sich zutragen ließ; wenn endlich von den Tribünen herab, auf welchen einst gallonirte Hoftrompeter die banale Fanfare zum Empfange der durchlauchtigen Herrschaften von Seiten eines devoten Hofstaates abgeblasen hatten, jetzt begeisterte deutsche Sänger den Versammelten zuriefen: „seid umschlungen, Millionen!", wem schwebte da nicht ein tönend belebtes Bild vor, das ihn den Triumph des deutschen Geistes unabweisbar deutlich erkennen ließ?"

Ein Jahr nachher noch schreibt mein Bruder voll tiefer Ergriffenheit: „Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag Etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungreichstes."

Mein Bruder lernte dort all die liebenswürdigen Gönnerinnen der Wagnerischen Kunst, die Gräfin Schleinitz, Gräfin Dönhof und auch die durch so viel Kämpfe bewährte alte Freundin Wagner's, Fräulein von Meysenbug, kennen. Mit letzterer verband ihn später eine warme Freundschaft. Sie schreibt über ihr Bekanntwerden mit meinem Bruder: „In einer Pause der Generalprobe (der von Wagner dirigirten Aufführung der neunten Symphonie Beethoven's) kam Frau Wagner mit einem jungen Mann auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. „Wie, der Nietzsche?" rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: „Ja, der Nietzsche." Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte."

Auch manche andre Bekanntschaft machte er damals, waren doch alle jene aufopfernden edlen Menschen, die sich ganz in den Dienst der Wagnerischen Kunst, des großen Gedankens: Bayreuth gestellt hatten, dort versammelt. Natürlich waren die beiden Freunde Erwin und Gersdorff auch zugegen, nur ich hatte in einem Anfall thörichten Edelmuthes meinen Platz an jemand Anders abgegeben. Später schreibt er an Gersdorff:

. „Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig ernsten Erinnerungen wird uns Niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend, müssen wir nun durch's Leben gehen und vor Allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen."

Der Sommer brachte auch noch andere Freuden, zum Beispiel eine Tristan-Aufführung in München unter der Leitung Hans von Bülow's, zu der mein Bruder fuhr, um mit Gersdorff und Fräulein von Meysenbug den Tristan gemeinschaftlich zu genießen. Ich war seit Ende Mai wieder in Basel zu Besuch und erinnere mich noch sehr genau, wie schlau wir es einrichteten, um möglichst viel freie Zeit für diese Reise heraus zu bekommen, ohne daß Fritz seine Amtspflichten irgendwie vernachlässigte — das gab vorher und nachher viel Vergnügen. Bülow hatte meinen Bruder selbst zu dieser Aufführung einge-

laden, und es verlohnte wirklich, deshalb eine anstrengende Reise zu machen, da sie in der That ausgezeichnet gewesen sein muß. Von allen Werken Wagner's ist Tristan von Anfang an für meinen Bruder das bezauberndste gewesen und auch späterhin geblieben; noch im Jahr 1888 schreibt er:

„Von dem Augenblick an, wo es einen Clavierauszug des Tristan gab — mein Compliment, Herr von Bülow! — war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagner's sah ich unter mir — noch zu gemein, zu „deutsch". — Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Fascination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, — ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vinci's entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagner's; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden — das ist ein Rückschritt bei einer Natur wie Wagner. — Ich nehme es als Glück ersten Rangs, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um reif für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugierde des Psychologen. Die Welt ist arm für den, der niemals krank genug für diese „Wollust der Hölle" gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden."

Mein Bruder kehrte strahlend von München zurück. „Du kannst Dir nicht denken, wie wohl mir solch eine Tristan-Aufführung thut", versicherte er immer von neuem und, in der That, zwei Nachtreisen, zweimalige Aufführung des Tristan, den ganzen Tag in Gesellschaft — alles das hatte ihn gar nicht angegriffen. In jenem Frühjahr hatte er fast ganz seine alte dauerhafte Gesundheit wieder erlangt, und dies war ihm sehr nöthig, denn im Juni 1872 empfing er einen Stoß, der geeignet gewesen wäre, seine sehr sensitive Natur tief zu verletzen: die gekränkte Philologie wagte einen Angriff, und nicht gerade in erfreulicher Weise.

Anfang Juni schreibt der treue Gersdorff außer sich, daß der Philologe von Wilamowitz, ein ehemaliger ihm befreundeter Pförtner, eine kleine Brochüre: „Zukunftsphilologie! eine Erwidrung auf Friedrich Nietzsche's ord. Professors der classischen

Philologie zu Basel „Geburt der Tragödie" hätte erscheinen lassen. In dieser Schrift wurde mein Bruder recht gehässig, mit wenig Geist, aber mit viel scheinbarer Gelehrsamkeit, angegriffen. Gersdorff war in der tiefsten Seele verletzt, denn mit diesem Wilamowitz, der ihm jetzt wie ein Ungeheuer erschien, werth, sogleich von der Erde verschlungen zu werden, war er früher befreundet gewesen! Später haben wir Alle diesen Angriff als entschuldbaren Jugendstreich angesehen, aber damals empfanden wir freilich anders. Zunächst antwortete mein Bruder sehr milde auf diesen Schmerzensschrei Gersdorff's:

„Habe nur keine Besorgniß meinetwegen: das Sichervorauszusehende findet mich gerüstet. Nie werde ich mich in eine Polemik einlassen. Es ist Schade, daß es gerade Wilamowitz ist. Du weißt vielleicht, daß er mich noch im vorigen Herbst freundlicher Weise besuchte. Ich dachte mir damals, der sollte nur in richtiger Umgebung und unter gutem Einflusse stehen, dann würde er, bei seiner Begabung, bei seinem reinen Eifer, auch vielleicht für den Bildungsgrad reif werden, den nun allerdings mein Buch voraussetzt, und den es jetzt bei ihm nicht antrifft.

„Ich bitte Dich, mir das Schriftchen recht schnell zuzuschicken: unsere Buchhändler sind zu langsam.

„Auch Dich, mein lieber Freund, bedaure ich bei dieser unerwarteten Episode: warum mußte es nur gerade Wilamowitz sein?"

Später, nachdem mein Bruder das Büchlein gelesen hatte, war die Tonart freilich etwas schärfer. Der ausgezeichnete Waffengefährte Erwin bot sich, sobald er das Pamphlet gelesen hatte, voller Entrüstung zur Vertheidigung und Widerlegung an. Mein Bruder antwortete am 8. Juni:

„Siehst Du, mein lieber, lieber Freund, wie anstößig wir sind! Wir werden auch bald erfahren, wie einsam wir sind. Nun müssen wir ehrsam auf unserem Posten stehen bleiben. Wenn Du mir gerade jetzt zur Seite trittst, als kräftigster speerschwingender Waffengefährte, so erinnere ich Dich förmlich daran, daß κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος, sich schnell auch gegen Dich wenden wird. Doch darüber müssen wir uns gemeinsam trösten. Alles, was Du thun willst, sei von meiner Liebe gesegnet! Wir wollen treulich mit einander aushalten, lieber Freund, in ernsteren

Calamitäten als der gegenwärtigen. Denn dies ist nur ein unverschämtes Vorspiel, von ungeübter knabenhafter Hand gespielt — wir ahnen erst die „Weise", die uns aus dem Kreise der „Höheren" einmal entgegenklingen wird.

„Gersdorff benachrichtigte mich über den ungefähren Inhalt jenes Pamphlets: so nur halb belehrt und über die Form unsicher, war auch ich etwas nervös erregt; seit gestern habe ich die Schrift in den Händen und bin ganz ruhig. Ich bin weder so unwissend, wie mich der Verfasser darstellt, noch so bar der Wahrheitsliebe: die ärmliche Gelehrsamkeit, die er prunkend aufzeigt, muß man freilich etwas an den Schuhen abgelaufen haben, ehe man über solche Probleme mitreden darf. Nur durch die frechsten Interpretationen erreicht er, was er will. Dabei hat er mich schlecht gelesen, denn er versteht mich weder im Ganzen noch im Einzelnen. Er muß noch sehr unreif sein — offenbar hat man ihn benutzt, stimulirt, aufgehetzt — Alles athmet Berlin. Denke Dir, daß er mich im vorigen Herbst besuchte, in Naumburg, in der Form der Verehrung, und daß ich selbst ihm gerathen habe, meine demnächst zu erscheinende Schrift ernst zu nehmen. Das hat er, in seiner Art, gethan. —

„Es hilft nichts, man muß ihn schlachten, obwohl das Bürschchen gewiß nur verführt ist. Aber es ist wegen des bösen Beispiels und wegen des voraussichtlich enormen Einflusses einer solchen Lug- und Trugbrochüre nöthig. Zum Dank dafür, daß Du ihn schlachtest, wird er dann irgendwo eine Professur bekommen und glücklich sein."

Darauf fieng der treue Freund an, sich um das Befinden meines Bruders zu ängstigen, aber Fritz schrieb ihm wohlgemuth am 11. Juni:

„Heute schreibe ich Dir nur, mein lieber Freund, daß Du gänzlich unbesorgt um mich seist: ich befinde mich wirklich in der von Dir angewünschten μελιτόεσσα εἰδία, ja sogar in einer gewissen übermüthigen Spannung. Ich habe das Vergnügen, meine Schwester zu Besuch bei mir zu haben, und verlebe mit ihr das harmloseste Dasein, während mich in einsamern Stunden die Bilder besuchen, die ich in meiner nächsten Schrift zu bannen suchen werde. Dazu habe ich ein Wohlgefallen an meinen Collegien, zumal an dem über vorplatonische Philosophie" . . .

In der damaligen Zeit, da meines Bruders Feinde sicherlich glaubten, daß er mit Rachegelüsten über der Schrift von Wilamowitz brütete, hatte er sich ganz in jene ferne Welt zu seinen geliebten griechischen Philosophen des tragischen Zeitalters begeben; für sie fühlte er eine fast persönliche Zuneigung, besonders für Heraklit, und es schien, als ob er aus dem, was uns von jener Weisheit noch erhalten geblieben ist, mehr heraushörte als Andere. Er selbst schreibt im Jahr 1878:

„Wenn ich auf den Gesammtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte, so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. In wieweit dies an den Griechen, in wieweit aber auch nur an meinen sehr kunstbedürftigen Ohren lag — das kann ich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen."

Aber trotzdem, daß mein Bruder, der Gegenwart entrückt, mit seinen Gedanken in dem tragischen Zeitalter der Griechen lebte, empfand er doch den Angriff des Herrn von Wilamowitz sehr schwer, gerade weil er zu ihm, trotz seiner Jugend, ein besonders gutes Zutrauen gehabt hatte. Er selbst sprach sehr wenig davon, und wenn ich mich zuweilen in kleinen Entrüstungsreden ergieng, meinte er nur: „der ganze Angriff ist falsch und ungerecht, aber ich kann mich doch nicht selbst vertheidigen!" Dies wäre ihm unmöglich gewesen, — aber er hatte es auch nicht nöthig, denn die Freunde rüsteten sich zum Kampf gegen das Pamphlet.

Hier aber erlaube ich mir ganz im Allgemeinen einen Rath einzuflechten: man soll, wenn man nicht ein sehr geübter Kämpfer ist, Niemanden angreifen, der bedeutende und echte Freunde besitzt. Die Liebe ist zu allen Zeiten stärker gewesen als der Haß, und wenn ein entrüstetes liebendes Freundesherz losbricht, da muß man stark gewappnet sein, um nicht zu Boden geworfen zu werden.

Den Kampf gegen den jungen Wilamowitz eröffnete Richard Wagner in einem „Brief an Friedrich Nietzsche", der am 23. Juni 1872 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Aufnahme fand. Durch Gersdorff erhielt mein Bruder die erste Nachricht, er antwortete freudig bewegt:

„Dein Brief, mein lieber Freund, ist immer noch eher in meine Hände gekommen als die Norddeutsche Allgemeine mit ihrer Sonntagsfreude. Ich danke Dir von Herzen für die mir bewiesene warme Theilnahme und Liebe: die ganze Angelegenheit ist ja allmählich aus einer Schande eine Ehre geworden, und Niemand dürfte zufriedener sein als der gute Fritzsch. Wenn nun noch Rohde als philologischer Würgeengel sich des „Wilamowitzschen Wisches“ gegen „Fritz Nietzschens Fritzsch-Witz“ annimmt (— zur Übung im Sprechen anempfohlen! —) so werden wir heil und gesund, ja mit Blumen und Bändern geschmückt, den Kampfplatz verlassen. Heute ist gerade:

„Johannistag, Johannistag!
Blumen und Bänder, so viel man mag!“

Dieser Brief Wagner's (Schriften 9. Band Seite 350) war, wie man jetzt sieht, ganz unter dem Einfluß der Vorträge: „Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten“ geschrieben, die Wagner schon seit Anfang 1872 kannte. Mein Bruder hatte die Manuscripte nach Tribschen zum Vorlesen geschickt. Wagner erzählt in diesem Brief, daß er ein für das classische Alterthum begeisterter Knabe und Jüngling gewesen wäre, und wie es seinen Lehrern gelungen sei, diese Anlagen und Neigungen gänzlich in ihm auszurotten. Es habe ihm eine Zeit lang so geschienen, als ob diese Anlagen nicht sehr tief begründet sein könnten, da sie in ihr volles Gegentheil auszuarten schienen: „Nur im weiteren Gange meiner Entwickelung kam an dem steten Wiederaufkeimen wenigstens jener Neigungen es mir zum Bewußtsein, daß unter einer tödtlich falschen Zucht wirklich Etwas in mir unterdrückt worden war.“

„Dagegen behauptet nun aber der Dr. phil. U. W. von Möllendorff, daß es ganz ernstlich der Zweck der philologischen Wissenschaft sei, Deutschlands Jugend dahin abzurichten, „daß ihr das classische Alterthum jenes einzig Unvergängliche gewähre, welches die Gunst der Musen verheißt, und in dieser Fülle und Reinheit allein das classische Alterthum geben kann, den Gehalt in ihrem Busen und die Form in ihrem Geist.“ Nun sieht sich Wagner „von diesen herrlichen Schlußworten noch ganz entzückt“ in Deutschland und seinen verschiedenen

Berufsarten um und kommt da freilich zu andern Resultaten als sie Herr von Wilamowitz verheißt: die Philologen scheinen nur für sich selbst da zu sein, um wieder Philologen hervorzubringen. „Man sieht, die indischen Brahmanen waren nicht erhabener gestellt, und darf man daher von ihnen wohl dann und wann ein Gotteswort erwarten. Und wirklich erwarten wir dies: wir erwarten nämlich, daß einmal aus dieser wundervollen Sphäre ein Mensch heraustrete, um ohne Gelehrtensprache und gräßliche Citate uns zu sagen, was denn die Eingeweihten unter der Hülle ihrer uns Laien so unbegreiflichen Forschungen gewahr werden, und ob dieses der Mühe der Unterhaltung einer so kostbaren Kaste werth sei. Aber das müßte dann etwas Rechtes, Großes und weithin Bildendes sein."

Als so ein rechtes und großes Wort mitten aus dieser mit Geheimniß umgebenen Sphäre heraus scheint Wagner „die Geburt der Tragödie" empfunden zu haben. Nun betrachtet er die Schrift des Herrn von Wilamowitz als die Rache der Kaste der Philologen, die einem der Ihren nicht erlaubt, aus dieser Verhüllung heraus mit andern Worten und Tönen zu reden, als es sonst bei den Eingeweihten gebräuchlich ist. Wagner spricht sich weiterhin sehr erstaunt aus, wie ungebildet solch ein Philologe sein kann, erörtert es durch Beispiele und richtet zuletzt folgende ernste Frage an meinen Bruder: „Wie steht es um unsere deutschen Bildungsanstalten?" Gerade mein Bruder soll dazu berufen sein, die Antwort zu geben. Wagner schließt den Brief: „Was wir von Ihnen erwarten, kann nur die Aufgabe eines ganzen Lebens sein, und zwar des Lebens eines Mannes, wie er uns auf das höchste noththut, und als welchen Sie allen denen sich ankündigen, welche aus dem edelsten Quelle des deutschen Geistes, dem tiefen innigen Ernste in Allem, wohin er sich versenkt, Aufschluß und Weisung darüber verlangen, welcher Art die deutsche Bildung sein müsse, wenn sie der wiedererstandenen Nation zu ihren edelsten Zielen verhelfen soll."

Wie man sich denken kann, und wie wir's aus dem Brief an Herrn von Gersdorff sehen, war mein Bruder durch das treue Einstehen Wagner's für seine Ideen voll dankbarster Ergriffenheit. In dieser Empfindung schrieb er an Wagner und erhielt folgende rührende Zeilen als Antwort:

„O Freund!

„Nun machen Sie mir eigentlich nur noch Sorge, und zwar, weil ich auf Sie so viel gebe! Genau genommen sind Sie, nach meiner Frau, der einzige Gewinn, den mir das Leben zugeführt: nun kommt zwar glücklicher Weise noch Fidi dazu; aber zwischen dem und mir bedarf es eines Gliedes, das nur Sie bilden können, etwa wie der Sohn zum Enkel. Für Fidi habe ich keine Angst, aber für Sie, und insofern auch für Fidi. Und diese Sorge ist recht gemein bürgerlich: ich möchte Ihr recht ordinäres Wohlergehen, da das Übrige mir vollkommen bei Ihnen gesichert scheint. Ich habe jetzt gerade Morgen für Morgen die „Geburt" noch einmal recht aufmerksam durchgelesen; und da sagte ich mir nur immer: „wenn er nur recht gesund wird und bleibt, und dabei es ihm sonst recht gut geht, — denn, sehr schlecht darf es ihm nicht gehen." Da möchte man nun gern Etwas dazu beitragen.

„Wie das anzufangen wäre, darüber denkt man dann wieder nach, und — das sind eben die Sorgen. Aber: — halten Sie eben nur noch eine Zeitlang tüchtig aus; das Rechte findet sich am Ende gewiß. Ich werde grenzenlos zuversichtlich, und meine Sorgen gehen schließlich immer in Hoffnungen über, zumal wenn ich erfahre, daß Sie rechtes Vertrauen zu sich selbst haben, über Ihre Gesundheit beruhigt sind, und Sie gutes Muthes sind.

„Daß ich Ihnen die Wege bräche, habe ich aus meinem „Briefe" gerade nicht ersehen, und muß vermeinen, Ihnen weiter Nichts, als eine schöne Last auf den Hals geladen zu haben; auch meinte ich nicht, daß Sie für Ihre Aufgabe „reifen" sollten, sondern eben nur, daß Sie Ihr Lebenlang vollauf damit zu thun haben würden.

„Nun, „Tristan" wird Ihnen doch interessant sein: nur: Brille ab! — Nichts als das Orchester dürfen Sie hören. — Adieu! Lieber, theurer Freund! Bald sehen wir uns doch wohl auch wieder? —

Ihr

Fantaisie, 25. Juni 1872. Rich. Wagner."

In diesem Brief zeigt sich Wagner's Herzensgüte und Liebenswürdigkeit; überhaupt ist er ein schönes Zeugniß der gegenseitigen Fürsorge und Ehrfurcht, die eine echte Freundschaft immer hervorruft.

Jedoch die Philologen höhnten nach wie vor. Professor U. in Bonn sagte seinen anfragenden Schülern, daß „die Geburt der Tragödie" reiner Unsinn sei. Ritschl dagegen blieb meinem Bruder herzlich zugethan, und als dieser ihm für das „Rheinische Museum" eine Fortsetzung seiner Artikel über das Florentinische Tractat über den Wettkampf Homer's und Hesiod's schickte, schrieb er warm erfreut, daß Fritz jetzt wieder „in das alte vertraute sympathische Fahrwasser eingelenkt sei". Daß ihm „die Geburt der Tragödie" gerade nur verziehen wurde, war immerhin etwas kränkend für meinen Bruder, war er doch überzeugt, daß darin zum ersten Mal neue und große Ideen ausgesprochen wurden, die noch Jahrhunderte weiter wirken sollten.

Für die Herbstferien plante Fritz eine wenn auch nur kurze italiänische Reise, auf der ich ihn begleiten sollte. Da mich aber dringende Einladungen wieder zurück nach dem Norden führten, so reiste er allein, versprach mir aber alltäglich Aufzeichnungen zu machen, damit ich die Reise nachher noch mit genießen könnte. Aber er hielt sein Versprechen nur die ersten Tage; immerhin will ich diese kurzen Notizen hier bringen, da sie ihn so deutlich in seiner liebenswürdigen Theilnahme allen, selbst den schlichtesten Leuten gegenüber zeigen. Er begegnete auf seinen Reisen immer nur „guten, gefälligen, braven" Menschen, das heißt: er machte sie so, die Leute fühlten sich durch die sanfte Liebenswürdigkeit seines Wesens bezaubert, so daß sie sich versucht fühlten, ihre allerbesten Seiten herauszukehren, ihre Leiden und Ambitionen ihm anzuvertrauen. Die Notizen beginnen am Abend des 28. September 1872:

„Samstag. Mit einem Basler Ehepaar, das ich nicht kannte, aber zu kennen scheinen mußte. Von Baden aus an Lisbeth telegraphirt (die Depesche lautete: Innigsten Gruß zuvor. Heute reinste Herbstschönheit, nun fort in's Erhabene — Dein Bruder.) Gefälligkeit des Herrn Haller aus Bern, der mir seine Karte giebt.

„In Zürich fast angelangt, entdecke ich als Wagengenossen den guten Götz, der mir von seiner durch Kirchner's Weggang vermehrten musikalischen Thätigkeit in Zürich sowie von seiner in Hannover aufzuführenden Oper berichtet.

„Von Zürich an fahre ich dritter Classe bis Rappersschwyl

in guter bescheidener Gesellschaft, aber frostig, so daß ich den Muth verliere, bis Chur durchzufahren. In Rappersschwyl nahm ich wieder zweite Classe bis Weesen. Hier finde ich den Wagen des Hotel Schwert und fahre mit ihm. Hübsches behagliches, doch recht leeres Hotel, in dessen Speisesaal ich allein esse.

„Am ganzen Nachmittag klare goldne Herbstverklärung: die fernsten Schneeberge sind sichtbar. Abends vor Zürich erschien die ganze Kette in herrlichstem Stahlgrau.

„Etwas Kopfschmerzen augenblicklich. Zweifelhafte Nacht mit gewaltsamen Träumen.

„Sonntag. Ich erwache mit Kopfschmerzen. Mein Fenster führt auf den Wallensee: die Sonne geht auf seinen theils beschneiten Gipfeln auf. Ich frühstücke und gehe noch etwas an den See. Dann auf den Bahnhof, sehe mir aber noch die höher gelegene und neuer erscheinende Pension Speer an. Reiner Morgen. Ich fahre nach Chur, zweiter Classe, aber mit fortwährend wachsendem Unbehagen, trotz der besonders reichen Aussicht — See, Ragatz u. s. w. In Chur merke ich, daß ich unmöglich weiter fahren kann, refüsire die Anfrage der Postbeamten und ziehe mich schnell in das Hotel Lukmanier zurück. Dort giebt man mir ein Zimmer mit guter Aussicht, aber schnell lege ich mich zu Bett. Drei Stunden habe ich geschlafen, fühle mich besser und esse. Ein besonders gefälliger und kluger Kellner macht mich auf Bad Passug aufmerksam: ich orientire mich. In Stadt Chur ist Sonntagsruhe und Nachmittagstimmung. Ich steige ganz bequem die Landstraße empor; herrlicher Rückblick, fortwährend sich erweiternde und wechselnde Umsicht. Nach einer Viertelstunde kleiner abführender Pfad, Tannenwald, schöner Schatten, — denn es war bis dahin ziemlich warm. Die Schlucht, durch die die Rabiusa braust, kann ich nicht genug preisen, Brücken führen bald an das rechte, bald linke Ufer. Der Weg über Wasserfälle in die Höhe führend. An Ort und Stelle erwartete ich irrthümlich ein Pensionshaus, fand aber nur eine ländliche Wirthschaft, doch mit Sonntagsgästen, schmausenden und kaffeetrinkenden Familien. Zuerst trinke ich an der Sodaquelle drei Gläser, oben auf einem Balcon eine Flasche weißen Asti und ebenfalls

jenes Wasser, dazu esse ich bereits mit verändertem Kopf und leidlichem Appetit, Ziegenkäse. Ein Mann mit chinesischen Augen, der an meinem Tisch sitzt, bekommt auch ein Glas Asti: er dankt und trinkt mit sehr geschmeichelten Empfindungen. Dann händigt mir die Wirthin eine Anzahl Analysen und Schriftchen ein, und zum Schlusse führt mich der Wirth Sprecher herum und läßt mich von allen Quellen trinken; zeigt den Reichthum der noch nicht gefaßten Hauptquelle und bietet mir, mein Interesse gewahrend, eine Genossenschaft zur Gründung eines Hotels u. s. w. an. Das Thal ist äußerst anziehend, für einen Geologen von unergründeter Mannigfaltigkeit, ja Wunderlichkeit. Es finden sich Graphite, dann Oker mit Quarzen, vielleicht Goldlager u. s. w., man sieht die Steingänge auf das seltsamste gebogen, abgelenkt, zerstückt wie etwa beim Axenstein am Vierwaldstättersee, nur viel kleiner und wilder. — Spät, gegen Sonnenuntergang, gehe ich zurück: die fernsten Spitzen glühen. Endlich tritt Glück und innige Zufriedenheit ein. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht sich Nüsse und ist drollig. Endlich holt mich ein altes Paar ein, mich anredend und somit auch von mir Gegenrede empfangend. Er, ein alter Graukopf, der Tischlermeister ist oder war und vor 52 Jahren auch in Naumburg auf seiner Wanderschaft an einem heißen Tage war. Sein Sohn ist Missionar in Indien, seit 1858 und wird für nächstes Jahr in Chur erwartet, um seinen Vater noch einmal zu sehen. Die Tochter ist mehrere Male in Ägypten gewesen und war in Basel mit Pastor Riggenbach befreundet. Im Hotel angelangt, schreibe ich etwas und esse. Ein Italiäner, der mir gegenüber sitzt, redet mich an: mangelhafte Verständigung, da er nicht deutsch spricht. Er war in Baden und wollte sich erholen."

Weiteres über diese Reise hören wir durch einen Brief an Freiherrn von Gersdorff aus den ersten Tagen des October 1872. Er schreibt von „Hotel Bodenhaus" Splügen:

„Hierher, an die Paßgrenze der Schweiz und Italiens, habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkst) sehr zufrieden, sehr glücklich! Wunderbare reiche Einsamkeit, mit den herrlichsten Straßen, auf denen ich stundenlang gehen kann, in meine Gedanken versunken, ohne

in einen Abgrund zu fallen: so bald ich aber um mich sehe, ist etwas Neues und Großes zu sehen. Die Menschen kommen nur mit den Posten hier durch, ich esse mit ihnen zu Tisch — meine ganze Berührung mit ihnen! — sie sind wie die Platonischen Schatten vor meiner Höhle.

„Wenn Du diesen Brief heraus conjicirst, so bist Du ein ordentlicher Philologe.

„Wenn ich dann einmal weiter reise, so werde ich Brescia in's Auge fassen, um auch dort wieder auszuruhen, das heißt wahrhaft zu reisen, wahrhaft zur Erholung zu reisen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers studiren, des Moretto, und nur diese: so werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben."

Er hatte sich auch auf den eben genannten Maler mit Hilfe von Burckhardt und dessen Cicerone sehr gut vorbereitet, aber Kunstgenüsse und Italien hielten doch nicht den Vergleich mit der Höhenluft aus. Er kehrte nach einem eintägigen Aufenthalt in Bergamo wieder nach dem Splügen zurück. Nach den Ferien schreibt er mir von Basel aus:

„Meine liebe Lisbeth, nun Du weißt, was Bergluft ist — man ist darin heiter und voller Menschenliebe, öfters aber sogar großartig und verwegen gestimmt.

„Was ich eigentlich Dir damit sagen will, habe ich bereits wieder vergessen — vielleicht nur, daß ich nicht in Bergluft schreibe, aber daß Du das Ebenen-Erzeugniß mit Bergluft-Empfindung empfangen und verklären magst. Sela

„Meine Reise war, im allerweltsmännlichen Sinne, sehr verunglückt, in meinem männlichen Sinne unvergleichlich geglückt. Zu erzählen ist Nichts — Höhenluft! Hochalpenluft! Centralhochalpenluft! — Ein Versuch, nach Italien zu reisen, mißlang — ekelhafte weichliche Luft, keine Beleuchtungen! Ich kam bis Bergamo (Mitte bis Venedig) und reiste von dort spornstreichs, Hals über Kopf, zurück nach dem Splügen. Denke Dir, von drei Tagen zwei, sammt ihren Nächten, verreist, den einen hin, den dritten zurück nach dem Splügen, das ist doch energisch, kurz gefaßt — und theuer! Am letzten Tage der Gesammtreise habe ich einen himmlischen Herbsttag in Ragatz zugebracht."

Nach meiner Erinnerung und nach Handschrift und Tinte

zu schließen, schrieb mein Bruder in jenen rauhen Herbsttagen auf dem Splügen die Abhandlung: „Das Verhältniß der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur".

Der Gesundheitszustand meines Bruders war während des Jahres 1872 sehr günstig, die Kopfschmerzen kamen selten und nur auf kurze Zeit, die Augen waren nicht kurzsichtiger als gewöhnlich, sondern eher besser — kurzum, wir betrachteten ihn als einen Wiederhergestellten. Im November traf mein Bruder mit Wagner's in Straßburg zusammen und erregte durch seine Heiterkeit und Ausdauer im Ertragen der Amtsbürden, Musik und Reisen lebhafte Freude. Frau Cosima schreibt nachher: „Wie haben wir uns gefreut, Sie so wiederzufinden, wie wir Sie gesehen, lieber werther Freund! Sie erfüllen wirklich die Goethe-Mazzinische Maxime und sind so resolut und gesund, daß es eine Freude ist."

Inzwischen hatte Freund Erwin sein Rüstzeug zu Kampf und Sieg gesammelt: im Herbst 1872 erschien das Schriftchen:

Afterphilologie.
Zur Beleuchtung
des
von dem Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff
herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie!"
Sendschreiben eines Philologen
an
Richard Wagner.

Wer jemals dieses Büchlein gelesen hat, dem wird wohl der zürnende Achill in den Sinn gekommen sein, der prachtvoll siegreich daherfährt und Hector, den Feind seines Freundes, erbarmungslos um das wehklagende Ilion schleift. Die ganze Schrift ist eine schneidend scharfe Widerlegung all der jugendlichen Irrthümer des Herrn von Wilamowitz. Man versteht den rücksichtslosen Ton der Gegenschrift, wenn man das Pamphlet selbst gelesen hat; es ist in einer ungewöhnlich verletzenden Form geschrieben, und man wundert sich mit Wagner, „daß es im Dienste der Musen so grob hergeht".

Die ganze Schrift des Herrn von Wilamowitz scheint mehr beleidigen als Irrthümer nachweisen zu wollen, obgleich gerade dieses von ihm als das einzige Ziel hingestellt wird. Er will nichts mit dem Metaphysiker und Apostel Nietzsche zu thun haben: „wäre er nur das, ich würde schwerlich als „neuer Lykurgos" gegen den dionysischen Propheten aufgetreten sein, denn ich hätte dann wohl kaum von seinen Offenbarungen Kunde erhalten. Herr Nietzsche ist aber auch Professor der classischen Philologie, behandelt eine Reihe der wichtigsten Fragen der griechischen Litteraturgeschichte, bildet sich ein (41), durch ihn habe die Orchestra aufgehört, ein Räthsel zu sein; bildet sich ein (93), „ihm rede die Entstehung der Tragödie mit lichtvoller Klarheit", bringt eine völlig neue Auffassung des Archilochos, Euripides u. dgl. welterschütternde Entdeckungen mehr. Das will ich beleuchten; und leicht ist der Beweis, daß auch hier erträumte Genialität und Frechheit in der Aufstellung von Behauptungen genau im Verhältniß steht zu Unwissenheit und Mangel an Wahrheitsliebe." Solche Liebenswürdigkeiten wie „Frechheit", „Unwissenheit" und „Mangel an Wahrheitsliebe" kehren beständig wieder, dazu werden die „Freunde" meines Bruders mit höhnischen Seitenbemerkungen bedacht.

Rohde antwortet darauf in seiner Gegenschrift: „Ich durfte mich zu einer solchen Abwehr für berechtigt, ja für verpflichtet halten, nicht nur durch mein philologisches Bewußtsein von der festen Begründung der Nietzsche'schen Ansichten, sondern ganz besonders noch durch den kümmerlichen Spott, mit dem der Pasquillant gelegentlich auf die in dem Buche wiederholt angeredeten Freunde des Autors hinzublicken sich erlaubt hat. Ich bin stolz und glücklich, mich zu diesen Freunden zählen zu dürfen, und denke meinerseits einem solchen Freunde Treue zu halten trotz aller scheelsüchtigen Verleumder. In Wahrheit müssen durch einen solchen Angriff auch die Freunde des Autors sich mitbeleidigt fühlen, falls man nicht unter Freundschaft jene lauwarmen, klug temperirten Empfindungen versteht, die sich so oft wohl gar für die „wahre" Freundschaft ausgeben möchten."

Rohde bringt das Ganze in der Form eines Schreibens an Richard Wagner, Anfang und Schluß wenden sich direct an den Meister, das große mittlere Stück ist allein der Widerlegung und Polemik gewidmet. Der vernichtende Schluß, in dem Rohde

noch einmal seine ganze Entrüstung zu einem letzten Stoß zusammenfaßt, verursachte das lebhafteste Ergötzen im Freundeskreis. Selbst mein Bruder, sonst kein Freund starker Polemik, hat über diesen Schluß oftmals herzlich gelacht. Deshalb mag er hier folgen:

„Nun aber genug und übergenug von dieser unerquicklichen Widerlegung des Pasquillanten. Ich mußte, unsern Freund rechtfertigend, die angemaßten Ansprüche des Dr. phil. auf besseres Wissen als das erweisen, was sie wirklich sind, nämlich die Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und Unredlichkeit nicht eines urtheilsfähigen, methodischen Philologen, sondern eines vollkommenen Zerrbildes kritischer Methode, eines wirklichen Afterphilologen. Habe ich dabei noch kaum die Hälfte der Mißverständnisse, absichtlichen Mißdeutungen und entstellenden Insinuationen berühren können, die derselbe, neben den sachlichen, von mir als nichtig erwiesenen „Erwiderungen", durch seine ganze Schmähschrift in ununterbrochenem Flusse heraussprudelt, so will ich mich schließlich auch nicht lange bei der Verwunderung darüber aufhalten, was nur diesen Dr. phil. bewegen konnte, so völlig ohne Noth eine freiwillige Ausstellung seiner eignen Dürftigkeit und Unwissenheit zu veranstalten. Zu der naiven Eitelkeit zuversichtlicher Ignoranz scheint noch ein besondrer Antrieb hinzugekommen zu sein, den uns seine schließliche Aufforderung an unsern Freund enthüllt, doch gefälligst von dem ihm anvertrauten Lehrstuhle herabzusteigen, nachdem er den Beifall des Dr. phil. von Wilamowitz so völlig verscherzt habe. Ich überlasse einem Jeden die moralische Qualificirung einer so freundlichen Zumuthung; wir, die Freunde, werden sicherlich nur lächeln über die Naivetät, mit der in ihr die denunciatorische Beflissenheit des strebsamen Dr. phil. ihre eigentlichen Motive selbst aufdeckt. Wir wollen uns aber erlauben, demselben, als Gegengeschenk, ebenfalls einen guten Rath zu geben. Es hat ja den Anschein, als ob ihm sein Elaborat nicht ganz ohne Rath und Antrieb gewisser guter Freunde gelungen sei. Falls er nun ein andres Mal sich wieder aufgefordert sehn sollte, durch eine Ausstellung seiner historisch-kritischen Ignoranz die „wahre Wissenschaft" zu retten, so dürfte es doch gerathen sein, wenn er, vor der Herausgabe solcher „Rettung", sich recht sorgfältig mit irgend

einem jener Freunde beriethe, der wenigstens die ersten Kinderschuhe philologischer Kenntnisse ausgetreten hat. Wenn sich ihm nicht etwa, in einer erleuchteten Stunde, der Rath des weisen Heraklit, als ganz besonders für seinen Fall geeignet, vor allen andern empfehlen sollte: „besser ist es, die eigne Unwissenheit zu verbergen, als sie prunkend zur Schau zu stellen.“

— Ja, ein entrüsteter Freund ist ein furchtbarer, alles vernichtender Streiter! Nach dieser „Abschlachtung“ gelüstete es vor der Hand keinen Philologen wieder, einen Kampf gegen die „Geburt der Tragödie“ zu wagen. Herr von Wilamowitz versuchte zwar in einem weiteren Schriftchen sich zu rechtfertigen, aber es war verlorene Liebesmüh — der Sieg blieb auf der Seite der beiden Waffenbrüder Nietzsche und Rohde.

Wie mein Bruder selbst über die Rohde'sche Schrift empfand, mögen wir aus folgenden Worten sehn:

„Nun deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — sie werden nicht müde, Einzelnes und Allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch“ — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädicate wollen. Mir gefällt vor Allem, immer den tiefen dröhnenden Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mitzuhören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Muth, Kraft, Schmerz, Sieg und Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert — und als Du von den „Freunden“ sprachst, vermochte ich lange nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagner's Seele heraus bin ich stolz und glücklich — denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die Nationalzeitung so frech gewesen sein, mich unter die „litterarischen Lakaien Wagner's“ einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du dich zu ihm bekennst! Das ist wohl

etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst? Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das, macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt, ich sehe, was Du in Deiner Freundesthat für mich, für Wagner gethan hast!"

Später schreibt er darüber an Fräulein von Meysenbug:

„Sie haben gewiß noch nicht die Apologie von Prof. Rohde in Kiel gelesen, die er, ebenso mit dem Schwert als der Feder, und mit großer Überlegenheit über seinen Gegner geschrieben hat. Ich habe es nämlich durch meine Geburt der Tragödie dazu gebracht, der anstößigste Philologe des Tages zu sein, für den einzutreten ein wahres Wunderwerk der Kühnheit sein mag, da Alles einmüthig ist, über mich den Stab zu brechen. Abgesehn von der Polemik, mit der ich Sie nicht belästigen würde, enthält aber die Rohdesche Schrift vielerlei Gutes über die philologischen Fundamente meines Buches und wird dadurch bei Ihnen einige Theilnahme finden können. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß der großmüthige Schritt Rohde's ihn in ein wahres Nest von Mißgunst und Bosheit hineinführen wird! Jetzt sind wir Beide zusammen auf dem Index!

„Im Grunde ist es ja eine Verwechselung; ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese — wenn sie nur könnten — mancherlei selbst Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermöchten. Nun wenden sie sich erbittert an mich, und es scheint, sie meinen, ich habe ein Verbrechen begangen, weil ich nicht zuerst an sie und ihr Verständniß gedacht habe. Auch Rohde's That wird erfolglos bleiben, denn Nichts vermag die ungeheure Kluft zu überbrücken. Nun ziehe ich ruhig weiter auf meiner Bahn und hüte mich den Ekel zu empfinden, zu dem man sonst auf Schritt und Tritt Veranlassung fände."

Die wahrhaft aufopfernde Handlungsweise Rohde's erfüllte meinen Bruder immer und immer mit der innigsten Dankbarkeit. Man darf nicht vergessen, daß es von Seiten des Freundes ein wirkliches Wagniß war: er mußte fürchten, sich seine Universitätscarriere zu verderben. Später, in den Jahren von meines Bruders schlimmster Vereinsamung, als die beiden treusten Jugendfreunde ihm durch Mißverständnisse fremd geworden waren, wie sehnte er sich, daß einer der Wenigen, die ihm

damals noch nahe standen, ihn mit solcher warmen treuen Leidenschaft in der Öffentlichkeit vertheidigen möchte; ach mit welcher Bitterkeit empfand er es: da war Keiner, der es wagte. Mit schmerzlichster Entrüstung schreibt er darüber an Freiherrn von Seydlitz (Februar 1888):

„Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften — gelehrten und ungelehrten — aber wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt? Daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe.“ —

Mein Bruder vermochte sich nicht selbst zu vertheidigen, er war zu stolz und zu sensitiv dazu. Deshalb verletzten ihn litterarische Angriffe mehr als es nöthig war, sie fanden ihn wehrlos. Er beklagt sich selbst über diese „absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hilflosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede *schöpferische* That, jede That aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die *kleinen* Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fließt ihnen keine Kraft mehr zu.“

Im späteren Leben verbat er sich die Zusendung aller Kritiken auf das strengste, er bekam unfreiwillig schon übergenug zu Gesicht. Aber damals in den Jugendtagen hielt er es für seine Pflicht, dergleichen Angriffe selbst zu lesen und nach der Stärkung durch die Rohdesche Schrift hatte er auch ihnen gegenüber das heiterste Gleichgewicht gefunden. So schreibt er einmal sehr ergötzt über eine Kritik der „Geburt der Tragödie“:

„Neulich habe ich in einem „evangelischen Anzeiger“ über mich Einiges gelesen, was mir auf Wochen hinaus Heiterkeit verschafft, ich wurde „der in's Musikalische übersetzte Darwinismus“ genannt, meine Theorie sei der „Developpismus des Urschleims“ u. s. w., kurz die vollendete Tollheit.“

Übrigens wurde mein Bruder von den Philologen trotz der glänzenden Vertheidigung Rohde's in Acht und Bann gethan. Den Studenten wurde der dringende Rath gegeben, nicht in Basel zu studieren, so daß es im Wintersemester 1872—1873 dort

keine Philologen gab. Das kränkte meinen Bruder sehr, und er schreibt mißvergnügt an Rohde im März 1873:

„Wenn wir nur noch eine andre Kunst gelernt hätten, theuerster Freund, um zusammen durch die Welt zu ziehen! Denn als Conjecturen-Dachshund hat man wahrlich kein ehrliches Gewerbe. Orgeldrehen ist besser. In diesem Semester hatte ich es zu zwei Zuhörern gebracht, der eine war Germanist, der andere Jurist, Beiden trug ich Rhetorik vor! Es kommt mir so unglaublich verdreht vor, besonders wenn ich bedenke, daß der Eine ein persönlicher Enthusiast von mir ist und ebensogut für mich Stiefeln wichsen, als von mir Rhetorik hören würde." —

Die ihm Wohlgesinnten unter den Philologen gedachten seiner nur noch in einem sanften wehklagenden Tone. Er hatte doch wirklich sonst recht Anerkennenswerthes in der Philologie geleistet — wie bedauerlich, daß er sich auf so seltsame Bahnen begeben hatte! Doch ließ man noch nicht alle Hoffnung schwinden; ein Kritiker schließt seine Besprechung der oben erwähnten Artikel über „das Florentinische Tractat" mit folgenden Worten: „Wir scheiden von der Abhandlung, die eine bedeutende Stellung in der Hesiod-Litteratur einnimmt, mit der Hoffnung, daß der begabte Verfasser seine am Schluß ausgesprochenen Pläne in Betreff einer Auseinandersetzung der hesiodisch-homerischen Verwandtschaftslisten recht bald realisiren und seiner jetzigen Zukunftsmusik und Zukunftsphilologie den Rücken kehren möchte."

VIII. Capitel.

Selbstkritiken über die Geburt der Tragödie.

> Motto: „Eines Tages erreichen wir unser Ziel — und weisen nunmehr mit Stolz darauf hin, was für lange Reisen wir dazu gemacht haben. In Wahrheit merkten wir nicht, daß wir reisten. Wir kamen eben dadurch so weit, daß wir an jeder Stelle wähnten, zu Hause zu sein."
>
> (Die fröhliche Wissenschaft.)

Urtheile und Meinungen wechseln und entwickeln sich mit den zunehmenden Jahren und Erfahrungen — so hat auch mein Bruder zu verschiedenen Zeiten andre Ansichten über sein Erstlingswerk geäußert, wenn auch die Grundempfindung im Allgemeinen geblieben sein mag und sich nur weiter entwickelt hat. Daß er mit diesem Buch eine Pflicht gegen den geliebtesten und verehrtesten Freund Richard Wagner erfüllte und dafür alles Andre zurückgedrängt und manches Werthvolle geopfert habe — dies ist wohl die Meinung gewesen, die er zuerst nach dem Erscheinen des Buches und auch die folgenden Jahre noch gehabt hat. Hätte er nur seinen eigenen Wünschen nachgehen dürfen, so würde er sicherlich noch längere Zeit gezögert haben, ehe er mit einem Buch über die Griechen an die Öffentlichkeit getreten wäre. Wie oft hatte er es früher ausgesprochen: „Ich wünsche nichts mehr, als daß mir Zeit gelassen wird ordentlich auszureifen und dann etwas aus dem Vollen produciren zu können." Daß er aber trotz des Verschweigens und Zurückdrängens von Vielem, was er ohne die Beziehung zu Wagner

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

noch langsam in der Stille hätte reifen lassen, um es dann erst mit dem großen Problem des Griechenthums zu verbinden — daß er trotzdem zum ersten Male hier eines der seltsamsten Phänomene zu erklären versucht hatte, wobei griechisches Wesen und Ursprung der Kunst plötzlich von einem neuen Licht erhellt wurden — dessen war er sich vollkommen bewußt und deshalb blieb ihm der feste Glaube an den dauernden Werth dieses Buches.

Er hatte von Seiten der Gelehrten und Ungelehrten eine ganz andre Aufnahme erwartet; er begriff nicht, warum dieses „schwärmerisch gutmüthige" Buch so wenig verstanden wurde und so viel unnöthige Gehässigkeit erregte. Er schreibt einmal an Gersdorff sehr enttäuscht über die Gegenwart, aber hoffnungsvoll für die Zukunft: „Meinem Buche wird es doch schwer sich zu verbreiten! Jetzt erwarte ich Nichts oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen stillen langsamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Überzeugung ausspreche. Denn gewisse ewige Dinge sind hier zum ersten Male ausgesprochen: das muß weiterklingen."

Im Stillen sagte er sich damals schon, daß er durch das Hineinziehn der Wagnerischen Musik sein Buch noch schwerer verständlich gemacht habe, aber zugleich empfand er auf das stärkste, daß eine so tiefe und große Freundschaft, wie die seine für Richard Wagner, ernste Pflichten auferlege, daß er in dieser Empfindung Genüge und Entschädigung finden müsse — ja, daß eine solche Freundschaft auch in gewisser Hinsicht ein sacrifizio dell' intelletto fordern darf. Er schreibt:

„Im Übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsre Pflicht zu thun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsre Pflicht ist." Damals war er sicher darüber nicht im Zweifel; aber später nach 1876 kam eine bedeutende Wandlung seiner Gefühle: er segnete durchaus nicht mehr weder sich noch die Pflicht, die ihn dazu verleitet hatte, Wagner mit der griechischen Kunst vermengt zu haben. Eine Zeitlang sprach er sich überhaupt nicht gern über das Buch aus, nur im Sommer 1878, als er Aufzeichnungen zu einem Buche über Wagner und Schopenhauer machte und darin seiner bis dahin erschienenen Schriften gedenkt, erwähnt

er sein erstes Buch in unbestimmter Weise. Er charakterisirt es an einer Stelle: „Darstellung der Geburt der Tragödie: schwebende Wolkenguirlanden, weiße bei Nachthimmel, durch welche Sterne hindurchschimmern — undeutlich allzudeutlich geisterhaft erhellt das Thal.“ Später kommen noch folgende mißbilligende Worte: „der Vergleich der Symphonie III. Act Tristan in der „Geburt der Tragödie“ ist undeutlich und hochtrabend, wie ich damals nach Wagner's Vorbilde mich auszudrücken liebte.“

Die sehr richtige Vorstellung, daß er sich eines der merkwürdigsten Probleme des Griechenthums durch Einmischung nicht dazu gehöriger Gedanken geradezu verdorben hatte, mag wohl seine Empfindungen Jahre lang beherrscht haben. Doch gedenkt er noch in den ebenerwähnten Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878 seiner Anschauungsweise aus der Zeit „der Geburt der Tragödie“ ohne Mißstimmung:

„Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Vorstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem Irrthum verdankt werden — und wie insofern der Ursprung einer schlechten Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei, wobei ich meinte, daß einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne der christlichen (welche den Gott des Guten und der Liebe aufstellt) gebühre und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inoculirt ist, auch gewaltsam wieder entrissen werden könnte. Dabei meinte ich in Wagners Kunst einen Weg zu einem deutschen Heidenthum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer specifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend, und sie verdienen den Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine schönere Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind“ — so werde ich damals mein Glaubensbekenntniß formulirt haben. Damals glaubte ich, daß die Welt vom ästhetischen Standpunkt als ein Schauspiel von ihrem Dichter gemeint sei, daß sie aber als moralisches Phänomen ein Betrug sei: weshalb ich zu dem Schlusse kam, daß nur als ästhetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse.“

Später empfand er fast Abneigung gegen sein erstes Buch, und er lieh ihr Worte, indem er im Jahre 1886 bei einer Neuauflage der „Geburt der Tragödie" eine Vorrede oder Nachrede dazu schrieb, aus welcher ich einige Stellen hier anführen möchte:

„Was auch diesem fragwürdigen Buche zu Grunde liegen mag: es muß eine Frage ersten Ranges und Reizes gewesen sein, noch dazu eine tief persönliche Frage, — Zeugniß dafür ist die Zeit, in der es entstand, trotz der es entstand, die aufregende Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Während die Donner der Schlacht von Wörth über Europa weggiengen, saß der Grübler und Räthselfreund, dem die Vaterschaft dieses Buches zu Theil ward, irgendwo in einem Winkel der Alpen, sehr vergrübelt und verräthselt, . . . und schrieb seine Gedanken über die Griechen nieder, — den Kern des wunderlichen und schlecht zugänglichen Buches, dem diese späte Vorrede (oder Nachrede) gewidmet sein soll"

„. . . . Was ich damals zu fassen bekam, etwas Furchtbares und Gefährliches, ein Problem mit Hörnern, nicht nothwendig gerade ein Stier, jedenfalls ein neues Problem: heute würde ich sagen, daß es das Problem der Wissenschaft selbst war — Wissenschaft zum ersten Male als problematisch, als fragwürdig gefaßt. Aber das Buch, in dem mein jugendlicher Muth und Argwohn sich damals ausließ — was für ein unmögliches Buch mußte aus einer so jugendwidrigen Aufgabe erwachsen! Aufgebaut aus lauter vorzeitigen übergrünen Selbsterlebnissen, welche alle hart an der Schwelle des Mittheilbaren lagen, ... ein Jugendwerk, voller Jugendmuth und Jugend-Schwermuth, unabhängig, trotzig-selbstständig auch noch, wo es sich einer Autorität und eignen Verehrung zu beugen scheint, kurz ein Erstlingswerk auch in jedem schlimmen Sinne des Wortes, trotz seines greisenhaften Problems mit jedem Fehler der Jugend behaftet, vor Allem mit ihrem „Viel zu lang", ihrem „Sturm und Drang": andererseits, in Hinsicht auf den Erfolg, den es hatte (in Sonderheit bei dem großen Künstler, an den es sich wie zu einem Zwiegespräch wendete, bei Richard Wagner) ein bewiesenes Buch, ich meine ein solches, das jedenfalls „den Besten seiner Zeit" genug gethan hat. Darauf hin sollte es

schon mit einiger Rücksicht und Schweigsamkeit behandelt werden; trotzdem will ich nicht gänzlich unterdrücken, wie unangenehm es mir jetzt erscheint, wie fremd es jetzt nach sechzehn Jahren vor mir steht," —

„. . . . Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt! Oder mindestens als Philologe: — bleibt doch auch heute noch für den Philologen auf diesem Gebiete beinahe Alles zu entdecken und auszugraben! Vor Allem das Problem, daß hier ein Problem vorliegt, — und daß die Griechen, so lange wir keine Antwort auf die Frage „was ist dionysisch?" haben, nach wie vor gänzlich unerkannt und unvorstellbar sind"

„. . . . Aber es giebt etwas viel Schlimmeres an dem Buche, das ich jetzt noch mehr bedauere, als mit Schopenhauerischen Formeln dionysische Ahnungen verdunkelt und verdorben zu haben: daß ich mir nämlich überhaupt das grandiose griechische Problem, wie mir es aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb!" (Gesammtausgabe Bd. I. S. 1 ff.).

In diesen Auseinandersetzungen herrscht die Mißstimmung vor, aber schon zwei Jahre später betrachtet er auch dieses Buch mit dem ihm eigenen amor fati und der daraus erwachsenden reinen Freude. Er schreibt in der „Götzen-Dämmerung":

„Ich war der Erste, der zum Verständniß des älteren, des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instincts, jenes wundervolle Phänomen ernst nahm, das den Namen des Dionysos trägt: es ist einzig erklärbar aus einem Zuviel von Kraft. Wer den Griechen nachgeht, wie jener tiefste Kenner ihrer Cultur, der heute lebt, wie Jakob Burckhardt in Basel, der wußte sofort, daß damit Etwas gethan sei: Burckhardt fügte seiner „Cultur der Griechen" einen eignen Abschnitt über das genannte Phänomen ein."

Aber das Beste und Zusammenfassendste, was jemals über „die Geburt der Tragödie" gesagt worden ist, schreibt er im Spätjahr 1888. Getreu seiner von Kindheit an geübten Gewohnheit, bei einem besonders großen Fortschritt in seinem Werden und Schaffen auf seine ganze Entwicklung von neuem zurückzublicken, thut er dies auch noch einmal, ach! zum letzten

Mal, in jenem an Productionen so überreichen Herbst und gedenkt dabei mit aller Wärme und Ausführlichkeit seines ersten Werkes:

1.

„Um gegen „die Geburt der Tragödie" (1872) gerecht zu sein, wird man Einiges vergessen müssen. Sie hat mit dem gewirkt und selbst fascinirt, was an ihr verfehlt war — mit ihrer Nutzanwendung auf die Wagnerei, als ob dieselbe ein Aufgangs-Symptom sei. Diese Schrift war eben damit im Leben Wagner's ein Ereigniß: von da an gab es erst große Hoffnungen bei dem Namen Wagner. Noch heute erinnert man mich daran, unter Umständen mitten aus dem Parsifal heraus: wie ich es eigentlich auf dem Gewissen habe, daß eine so hohe Meinung über den Cultur-Werth dieser Bewegung obenauf gekommen sei. — Ich fand die Schrift mehrmals citirt als „die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik": man hat nur Ohren für eine neue Formel der Kunst, der Absicht, der Aufgabe Wagner's gehabt, — darüber wurde überhört, was die Schrift im Grunde Werthvolles barg. „Griechenthum und Pessimismus": das wäre ein unzweideutigerer Titel gewesen: nämlich als erste Belehrung darüber, wie die Griechen fertig wurden mit dem Pessimismus, — womit sie ihn überwanden. — Die Tragödie gerade ist der Beweis dafür, daß die Griechen keine Pessimisten waren: Schopenhauer vergriff sich hier, wie er sich in Allem vergriffen hat. — Mit einiger Neutralität in die Hand genommen, sieht die „Geburt der Tragödie" sehr unzeitgemäß aus: man würde sich nicht träumen lassen, daß sie unter den Donnern der Schlacht bei Wörth begonnen wurde. Ich habe diese Probleme vor den Mauern von Metz, in kalten September-Nächten, mitten im Dienste der Krankenpflege, durchgedacht; man könnte eher schon glauben, daß die Schrift fünfzig Jahre älter sei. Sie ist politisch indifferent — „undeutsch" wird man heute sagen —, sie riecht anstößig Hegelisch, sie ist nur in einigen Formeln mit dem Leichenbitter-Parfüm Schopenhauer's behaftet. Eine „Idee" — der Gegensatz dionysisch und apollinisch — in's Metaphysische übersetzt; die Geschichte selbst als die Entwicklung dieser „Idee"; in der Tragödie der Gegensatz zur Einheit aufgehoben; unter dieser Optik Dinge,

die noch nie einander in's Gesicht gesehen hatten, plötzlich gegenüber gestellt, aus einander beleuchtet und begriffen: die Oper zum Beispiel und die Revolution. — Die zwei entscheidenden Neuerungen des Buchs sind einmal das Verständniß des dionysischen Phänomens bei den Griechen (es giebt dessen erste Psychologie, es sieht in ihm die Eine Wurzel der ganzen griechischen Kunst —); sodann das Verständniß des Sokratismus: Sokrates als Werkzeug der griechischen Auflösung, als typischer Decadent zum ersten Male erkannt. „Vernünftigkeit" gegen Instinct! Die „Vernünftigkeit" um jeden Preis als gefährliche, als leben-untergrabende Gewalt! — Tiefes feindseliges Schweigen über das Christenthum im ganzen Buche: es ist weder apollinisch noch dionysisch; es negirt alle ästhetischen Werthe (— die einzigen Werthe, die „die Geburt der Tragödie" anerkennt —) es ist im tiefsten Sinne nihilistisch, während im dionysischen Symbol die äußerste Grenze der Bejahung erreicht ist. Einmal wird auf die christlichen Priester wie auf eine „tückische Art von Zwergen", von „Unterirdischen" angespielt." —

2.

„Dieser Anfang ist über alle Maßen merkwürdig. Ich hatte zu meiner innersten Erfahrung das einzige Gleichniß und Seitenstück, das die Geschichte hat, entdeckt, — ich hatte ebendamit das wundervolle Phänomen des Dionyschen als der Erste begriffen. Insgleichen war damit, daß ich Sokrates als Decadent erkannte, ein völlig unzweideutiger Beweis dafür gegeben, wie wenig die Sicherheit meines psychologischen Griffs von Seiten irgend einer Moral-Idiosynkrasie Gefahr laufen werde: — die Moral selbst als Decadence-Symptom ist eine Neuerung, eine Einzigkeit ersten Rangs in der Geschichte der Erkentniß. Wie hoch war ich mit Beidem über das erbärmliche Flachkopf-Geschwätz von Optimismus contra Pessimismus hinweggesprungen! — Ich sah zuerst den eigentlichen Gegensatz: — den entartenden Instinct, der sich gegen das Leben mit unterirdischer Rachsucht wendet (— Christenthum, die Philosophie Schopenhauer's, in gewissem Sinne schon die Philosophie Plato's, der ganze Idealismus als typische Formen) und eine aus der Fülle, der Überfülle, geborne Formel der höchsten Bejahung, ein Jasagen ohne Vorbehalt, zum

Leiden selbst, zur Schuld selbst, zu allem Fragwürdigen und Fremden des Daseins selbst. — Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermüthigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die tiefste, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene. Es ist Nichts, was ist, abzurechnen, es ist Nichts entbehrlich; — die von den Christen und andern Nihilisten abgelehnten Seiten des Daseins sind sogar von unendlich höherer Ordnung in der Rangordnung der Werthe, als das, was der Decadence-Instinct gut heißt, gut heißen durfte. Dies zu begreifen, dazu gehört Muth und, als dessen Bedingung, ein Überschuß von Kraft: denn genau soweit als der Muth sich vorwärts wagen darf, genau nach dem Maß von Kraft nähert man sich der Wahrheit. Die Erkenntniß, das Jasagen zur Realität, ist für den Starken eine ebensolche Nothwendigkeit, als für den Schwachen, unter der Inspiration der Schwäche, die Feigheit und Flucht vor der Realität — das „Ideal" . . Es steht ihnen nicht frei, zu erkennen: die Decadents haben die Lüge nöthig, — sie ist eine ihrer Erhaltungs-Bedingungen. — Wer das Wort „dionysisch" nicht nur begreift, sondern sich in dem Worte „dionysisch" begreift, hat keine Widerlegung Plato's oder des Christenthums oder Schopenhauer's nöthig, — er riecht die Verwesung." —

3.

„Inwiefern ich ebendamit den Begriff „tragisch", die endliche Erkenntniß darüber, was die Psychologie der Tragödie ist, gefunden hatte, habe ich zuletzt noch in der Götzen-Dämmerung Seite 139 (1. Aufl.) zum Ausdruck gebracht. „Das Jasagen zum Leben, selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im Opfer seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — das nannte ich dionysisch, das verstand ich als Brücke zur Psychologie des tragischen Dichters. Nicht um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affect durch eine vehemente Entladung zu reinigen — so mißverstand es Aristoteles: sondern um, über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust des Werdens selbst zu sein, jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt. —" In diesem Sinne habe ich

das Recht, mich selber als den ersten tragischen Philosophen zu verstehn — das heißt den äußersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen. Vor mir giebt es diese Umsetzung des Dionysischen in ein philosophisches Pathos nicht: es fehlt die tragische Weisheit, — ich habe vergebens nach Anzeichen davon selbst bei den großen Griechen der Philosophie, denen der zwei Jahrhunderte vor Sokrates, gesucht. Ein Zweifel blieb mir zurück bei Heraklit, in dessen Nähe überhaupt mir wärmer, mir wohler zu Muth wird, als irgendwo sonst. Die Bejahung des Vergehens und Vernichtens, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, zum Werden, mit radicaler Ablehnung auch selbst des Begriffs „Sein", — darin muß ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist. Die Lehre von der „ewigen Wiederkunft", das heißt vom unbedingten und unendlich wiederholten Kreislauf aller Dinge — diese Lehre Zarathustra's könnte zuletzt auch schon von Heraklit gelehrt worden sein. Zum mindesten hat die Stoa, die fast alle ihre grundsätzlichen Vorstellungen von Heraklit geerbt hat, Spuren davon." —

4.

„Aus dieser Schrift redet eine ungeheure Hoffnung. Zuletzt fehlt mir jeder Grund, die Hoffnung auf eine dionysische Zukunft der Musik zurückzunehmen. Werfen wir einen Blick ein Jahrhundert voraus, setzen wir den Fall, daß mein Attentat auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenschändung gelingt! Jene neue Partei des Lebens, welche die größte aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit, in die Hände nimmt, eingerechnet die schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen, wird jenes Zuviel von Leben auf Erden wieder möglich machen, aus dem auch der dionysische Zustand wieder erwachsen muß. Ich verspreche ein tragisches Zeitalter: die höchste Kunst im Jasagen zum Leben, die Tragödie, wird wiedergeboren werden, wenn die Menschheit das Bewußtsein der härtesten, aber nothwendigsten Kriege hinter sich hat, ohne daran zu leiden. — Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, daß, was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe,

Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; daß, wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich das beschrieb, was ich gehört hatte, — daß ich instinctiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren mußte, den ich in mir trug"

Wenn ich Alles zusammenfasse, was in diesem und den vorangegangenen Capiteln über die „Geburt der Tragödie" erzählt worden ist, so empfinde ich besonders deutlich, wie recht mein Bruder damals im Januar 1872 hatte, als er schrieb: „Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei Allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vorhabe, errathe. Dieses Leben wird noch sehr schwer."

Die Erlebnisse, welche sich um das Erscheinen seines ersten Buches gruppirten, sind gewissermaßen typisch zu nennen, deshalb sind sie auch hier so ausführlich geschildert worden. Bei jedem energischen neuen Schritt auf der Bahn seiner Entwicklung und seiner schriftstellerischen Thätigkeit wiederholten sich dieselben Erscheinungen: ungeheures Befremden jener Kreise, die ihn bis dahin ganz und gar als zu ihnen gehörig betrachteten, — man sucht einer bestimmten Persönlichkeit die Schuld der Änderung aufzubürden, sie als den Verführer zu bezeichnen, — einige der alten Gesinnungsgenossen werden entschiedene Feinde, — andre, die ihm persönlich besonders zugethan sind, versuchen, selbst contre cœur, wohl oder übel ein Verständniß zu finden, — ein paar treue Freunde folgen durch Dick und Dünn, — es treten neue begeisterte Verehrer auf, die ihn zum größten Theil mißverstehen, — und nur einigen Wenigen kommt die Ahnung seiner wahren Größe. Alles in Allem ist jeder große Schritt vorwärts für ihn mit vielen Leiden und Enttäuschungen verknüpft gewesen; dieses steigerte sich am Ende seines Schaffens bis in's Ungeheure und veränderte seine Empfindungen bei seiner Leidensfähigkeit oft zur herbsten Erbitterung. In der Mitte seiner Thätigkeit schreibt er aber einmal wehmüthig: „Man muß nur etwas Gutes und Neues vollbringen, dann erlebt man an seinen Freunden, was es heißt, zum guten Spiel eine böse Miene machen".

IX. Capitel.

Im Lande der Bildung.

Motto: „So kam ich zu euch, ihr Gegenwärtigen, und in's Land der Bildung.
Zum ersten Male brachte ich ein Auge mit für euch, und gute Begierde; wahrlich, mit Sehnsucht im Herzen kam ich.
Aber wie geschah mir? So angst mir auch war, — ich mußte lachen! Nie sah mein Auge etwas so Buntgesprenkeltes!"
(Also sprach Zarathustra. II.)

Um die Entstehung der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" zu schildern, muß ich auf die Empfindungen nach den Kriegsjahren zurückgreifen. Als damals durch die Kriege und Siege von 1864, 66 und 70 schließlich auch der Deutsche, vor Allem der Preuße stolz wurde, schien er es auf etwas Falsches zu werden. Von wem eigentlich diese Meinung ausgegangen war, kann ich mich nicht mehr erinnern, aber es gieng durch alle Welt: der deutsche, richtiger der preußische Schulmeister habe im Grunde alle diese Siege gewonnen. Man verwechselte einen Nebenumstand mit der Hauptsache: Preußen, das Land, wo man noch befehlen und gehorchen konnte, siegte; die preußische Regierung hatte die Macht gehabt, ihren Unterthanen neben vielem Andern auch das fragliche Glück des Schulzwangs zu befehlen. Aus diesem Nebenumstand machte man die Hauptursache, man verallgemeinerte ihn und sagte sich brüstend: die deutsche allgemeine Bildung hat gesiegt. Und auf allen deutschen Bierbänken, in allen Clubs und Trinkstuben breiteten sich diese gebildeten „Siegreichen", die meistens Nichtcombattanten waren, in all ihrer Behäbigkeit und Süffisance aus — man kann nicht sagen,

daß dies den Deutschen besonders gut gestanden habe. Außerdem ist Krieg und Sieg für eine im Grunde doch noch etwas barbarische Nation nicht gerade die Schule der Bildung; es kommt Manches unter solchen Einflüssen zum Vorschein, was besser im Verborgenen bliebe.

Wir Deutschen haben eine Specialität vor andern Ländern voraus. Unsre studierten Männer stammen oft aus den niedern Klassen, sie haben das Studium irgendeiner Wissenschaft nicht aus innerm Herzensdrang in Folge einer großen Begabung ergriffen, die ja weit über alle Schranken der Stände erhebt, sondern sich nur, bei der Leichtigkeit, mit der jetzt überall Gymnasialbildung zu erwerben ist, eine bessere Art Broterwerb damit ausgesucht. Sie betreiben ihre Wissenschaft, wie der Vater sein Handwerk, seine Tagelöhnerarbeit betrieb, ohne jeden Drang nach innerer geistiger Vertiefung und vergessen nur Eins dabei, daß das Einlernen eines bestimmten Quantums von Wissen zum Zweck eines Brotstudiums noch längst nicht gebildet macht. Wir haben deshalb eine Erscheinung, die in andern Ländern fast unbekannt ist: studierte Männer in höheren Lebensstellungen, welche aber doch der Atmosphäre nach, aus der sie stammen, im Grunde ungebildet sind. Mit etwas bescheidner Zurückhaltung war diese Art Deutscher gerade noch erträglich, aber nach dem Krieg schien die schöne deutsche Tugend Bescheidenheit absolut verloren gegangen zu sein; mit frechem Behagen brüsteten sie sich: So wie wir sind, sind wir die siegreiche Nation!

Noch im Jahr 1878 schreibt mein Bruder sich erinnernd: „Nach dem Kriege mißfiel mir der Luxus, die Franzosenverachtung, das Nationale (so wie Wagner über die Franzosen), wie weit zurück gegen Goethe! (Goethe über Franzosen und Griechen), die ekelhafte Sinnlichkeit.“

Ein kleines Erlebniß gab Veranlassung, daß sich Fritz mit der Bildungs- und der Erziehungsfrage lebhafter zu beschäftigen begann. Im Kriegswinter 1870—71 mußte er eine Nacht in einem kleineren Bahnhof Süddeutschlands (wenn ich nicht irre, Oos) mehrere Stunden liegen bleiben. Er hörte dort in dem sonst verödeten Wartesaal das Gespräch mit an, das zwei junge, von dem Schlachtfeld heimkehrende Ärzte, erst mit einem

Officier und dann unter sich allein führten. Solange der Officier dabei war, hatte sich die Unterhaltung in schicklichen Grenzen gehalten, aber mit dem Weggang des Kriegers verschwand der ernste, gehaltene Ton. Die plumpen Burschen enthüllten die ganze Gemeinheit ihrer Seele: wie sie mit roher Süffisance und wieherndem Lachen über die mörderischen Kämpfe, die Art der Verwundungen, über ihren Aufenthalt unter den Franzosen witzelten mit all dem Mangel an Delicatesse und Discretion, die den Menschen aus gemeiner Atmosphäre eigen ist — das erregte einen tiefen Ekel in meinem Bruder. Dieser brutal sich brüstende Deutsche, der nicht durch die strenge Soldatenzucht seine plumpe Roheit zu Kraft und Tapferkeit verwandelt hat, durch seine Lebensstellung aber sich zu den Gebildeten rechnen und über die tiefsten Probleme des Lebens mit all seiner platten Gemeinheit mitreden zu dürfen glaubt, war meinem Bruder die widerlichste Erscheinung, welche Deutschland darbietet. „Der Deutsche ist prachtvoll als Krieger, verehrungswürdig als feinsinniger, der Welt abgewandter Forscher und Gelehrter, aber sonst mäßig erfreulich", meinte er oft kopfschüttelnd, „natürlich die deutschen Genies ausgenommen", fügte er dann mit leuchtenden Blicken hinzu. Wie stimmte er Richard Wagner bei: „Wo sich der Deutsche nicht in's Große erheben kann, macht er einen weniger als mittelmäßigen Eindruck."

Was meinem Bruder an dem Deutschen sonst noch unerquicklich erschien, war sein dürftiges, formloses, unlebendiges Leben, seine Schwerfälligkeit, seine moralische Kleinlichkeit und Bosheit. Alles das zeigte sich im Siegestaumel in einer wahrhaft naiven Schamlosigkeit und Selbstverständlichkeit. Aus solchen Empfindungen heraus schrieb er die nachfolgende Betrachtung, sie kennzeichnet so recht sein ganzes damaliges Denken und Fühlen und die Stimmung, aus der später die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" entstanden sind.

„Auf die Beschränktheit, im Leben Erkennen und Beurtheilen, verstehen sich die Deutschen als wahre Virtuosen des Philisterhaften; will sie Einer über sie hinaus in's Erhabene tragen, so machen sie sich schwer wie Blei, und als solche Bleigewichte hängen sie an ihren wahrhaft Großen, um diese aus dem Äther zu sich und zu ihrer dürftigen Bedürftigkeit herab-

zuziehen. Vielleicht mag diese Philister-Gemüthlichkeit nur Entartung einer echten deutschen Tugend sein: einer innigen Versenkung in das Einzelne Kleine Nächste und in die Mysterien des Individuums — aber diese verschimmelte Tugend ist jetzt schlimmer als das offenbarste Laster; besonders seitdem man sich nun gar dieser Eigenschaft, bis zur litterarischen Selbstglorification, von Herzen froh bewußt geworden ist. Jetzt schütteln sich die „Gebildeten", unter den bekanntlich so cultivirten Deutschen, und die „Philister", unter den bekanntlich so uncultivirten Deutschen, öffentlich die Hände und treffen eine Abrede miteinander, wie man fürderhin schreiben dichten malen musiciren und selbst philosophiren, ja regieren müsse, um weder der „Bildung" des Einen zu ferne zu stehen, noch der „Gemüthlichkeit" des anderen zu nahe zu treten. Dies nennt man jetzt „die deutsche Cultur der Jetztzeit", wobei nur noch zu erfragen wäre, an welchem Merkmale jener „Gebildete" zu erkennen ist, nachdem wir wissen, daß sein Milchbruder, der deutsche Philister, sich jetzt selbst, ohne Verschämtheit, gleichsam nach verlorner Unschuld aller Welt als solchen zu erkennen giebt." (Gesammtausgabe Bd. IX 366 f.)

Ich erinnere mich noch, daß er mir damals erzählte, wie er fast die ganze Nacht in Oos, in dem Bahnhof auf- und niederwandelnd, über die Fragen nachgedacht habe: was nützt dem Deutschen seine Erziehung auf Gymnasien und Universitäten, sie lehrt ihn irgend ein gelehrtes Handwerk, aber sie bildet ihn nicht, sie läßt den Kern seines Wesens unberührt. Wer nicht durch Abstammung oder ganz besondere Beanlagung ein gebildeter Mensch geworden ist, durch seine Gymnasialbildung allein wird er es sicher nicht. Das ist eine Weisheit, die jetzt die Spatzen von den Dächern zwitschern, selbst Regierungserlasse bringen sie zum Ausdruck, aber vor 25 Jahren war es noch eine neue böse Weisheit, die fast Niemand theilte: man lese nur die damaligen Reden bei den Inaugurationen von Gymnasien und der Universität Straßburg! Mein Bruder hatte die schlimmsten Befürchtungen für die kommende Cultur. Aus dieser Stimmung heraus schreibt er mehrere Male an Freund Gersdorff. Er seufzt:

„Vor dem bevorstehenden Culturzustande habe ich die größten

Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Cultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen, mit den religiösen Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zu Gunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mag's ein Anderer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer, aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Thaten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.

„Für die kommende Culturperiode sind die Kämpfer von Nöthen: für diese müssen wir uns erhalten. Lieber Freund, mit den größten Besorgnissen denke ich immer an Dich — möge Dich der Genius der Zukunft, in dem Sinne wie wir sie erhoffen, geleiten und schützen!"

Schon seit seinen Studienjahren hatte sich mein Bruder oft gefragt: was ist deutsche Bildung, was ist deutsche Cultur; manche Aphorismen aus dem Anhang des ersten Bandes der Biographie legen davon Zeugniß ab. Nun kamen ihm von allen Seiten neue Anregungen, diese Fragen von neuem aufzuwerfen. Tief aufwühlende Lebensereignisse: seine Freundschaft mit Wagner und die Kriegsjahre bestätigten seine alten Zweifel und gaben ihm auf die alten Fragen neue Antworten. „Was ist Bildung, was ist der Zweck der Bildung?" fragte er sich — „Verständniß und Förderung seiner edelsten Zeitgenossen, Vorbereitung der Werdenden und Kommenden."

„Was ist Aufgabe der Bildung? — Zu leben und zu wirken in den edelsten Bestrebungen seines Volkes und der Menschheit. Nicht also nur recipiren und lernen, sondern leben. Seine Zeit und sein Volk befreien von den verzogenen Linien, sein Idealbild vor Augen zu haben.

„Die Aufgabe des Gebildeten ist: wahrhaftg zu sein und sich wirklich in ein Verhältniß zu allem Großen zu setzen.

„Bildung ist das Leben im Sinne großer Geister mit dem Zwecke großer Ziele."

„Alles kommt darauf an, daß das Große richtig gelehrt wird, darin beruht das Bilden. — Das ist der Maßstab, an dem unsere Zeit zu messen ist."

Er fragt sich dann: „Ist Veredelung möglich? — Der intelligible Charakter unwandelbar: das ist aber praktisch ganz gleichgültig, denn jene Ureigenschaft des Individuums können wir nie erfassen: erst eine Menge dazwischen geschobener Vorstellungen färben diese Eigenschaften als gut und böse. Die Vorstellungswelt ist aber sehr zu bestimmen. Gewöhnung am allerwichtigsten."

„Veredelung durch wachsende Erhöhung des Ziels."

„Begabung ist nur die Voraussetzung für die Cultur, die Hauptsache ist die Zucht nach Mustern." (Gesammtausgabe Bd. IX S. 345 f.)

Er schrieb damals folgende, bisher nicht gedruckte Notiz nieder: „Es fehlt an einer imperativen Behörde der Cultur. Selbst Goethe stand ewig allein. So konnte sich ein Kreis von der Universität emancipiren, ein andrer vom Gymnasium; Verehrung des Wirklichen, als Gegensatz zu der Zucht des Classischen: doch ist das Wirkliche allmählich transmutirt: in der Spießbürgerei und der Plattdeutschelei (die größte Gemeinheit ist natürlich ein gemeiner Dialect)."

Aber ach, der Deutsche hat ja noch keine Cultur, er muß sich selbst erst bilden, mein Bruder verlangt, daß diese neue Bildung sich „weder auf seine Tugenden noch auf seine Laster" zu gründen habe:

„Nicht deutsche Bildung auf nationaler Grundlage, sondern Bildung des Deutschen, nicht Bildung nach dem Deutschen ist unser erstes Ziel. Bildung des deutschen Stils im Leben, Erkennen, Schaffen, Reden, Gehen u. s. w." (Gesammtausgabe Bd. IX S. 360).

Mit ungeheurer Macht drangen alle diese Fragen auf meinen Bruder ein; er nahm sie so schwer und ernst wie möglich, denn was auch die Leute sagen mögen, mein Bruder liebte damals sein deutsches Vaterland. Aus seinen leidenschaftlichen Anklagen spricht nur das liebende Herz: er möchte die Deutschen wirklich groß, von einer wahren Bildung erfüllt und verklärt sehen, er möchte eine deutsche Cultur heraufbeschwören. Der

Deutsche soll sich nichts vormachen, er soll kühn der Wahrheit in's Auge sehn, seine eigne Unvollkommenheit erkennen und den Kampf mit seinen Schwächen und Verkehrtheiten nicht scheuen. Und das kann der Deutsche, denn der Deutsche ist tapfer. Mit welchem Glücksgefühl knüpft mein Bruder an diese Eigenschaft seine hohen und höchsten Hoffnungen, die er für die Deutschen hegt. Er schreibt mit innigem Stolz an den aus dem Kriege heimgekehrten Freund:

„Nun winken neue Pflichten und wenn Eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmüthige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unserm Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen: unsre deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin muthiger als je: denn noch ist nicht Alles unter französisch-jüdischer Verflachung und „Eleganz" und unter dem gierigen Treiben der „Jetztzeit" zu Grunde gegangen. Es giebt doch noch Tapferkeit und zwar deutsche Tapferkeit, die etwas innerlich Anderes ist als der élan unsrer bedauerungswerthen Nachbarn."

Allmählich gewannen die Betrachtungen über Bildung und Cultur festere Formen. Immer mehr kam ihm zum Bewußtsein, daß es den Deutschen zu ihrer Bildung an den Bildnern fehle, denn die Erziehung eines Volkes zur Bildung ist wesentlich Gewöhnung an gute Vorbilder. Mein Bruder setzte seine ganze Hoffnung auf die Lehrer und Erzieher des Volkes: „Erzieher erziehen! Aber die ersten müssen sich selbst erziehen! Und für diese schreibe ich."

Anfang des Winters 71—72 wurde er von der „akademischen Gesellschaft" in Basel aufgefordert, einige Vorträge zu halten. Er verfaßte darauf, hauptsächlich in den Weihnachtsferien 1871, die er deshalb in Basel verlebte, auf Grund vieler früheren Aufzeichnungen seine Vorträge: „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten". Sie sind mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen worden, der sich von Vortrag zu Vortrag steigerte. Leider ist mir nur noch eine einzige Besprechung aus der „Grenzpost" zu Händen, und zwar über den ersten Vortrag,

bei dem die Leute noch nicht recht wußten, woran sie waren. Mein Bruder schickte uns diese Recension mit den Worten: „es ist Alles falsch verstanden — das ist das Amüsante daran," aber sie ist uncharakteristisch, und giebt den damaligen Eindruck nicht wieder. Auch in den Briefen Wagners findet sich Nichts; da mein Bruder zwischen den Vorträgen Besuche in Tribschen machte, so wurden die Meinungen zumeist mündlich ausgetauscht. Frau Cosima schreibt Ende März: „Sie bringen die zwei letzten Vorträge mit, und wir lesen dieselben zusammen. Wir freuen uns sehr, mit Ihnen über die Vorträge zu sprechen, denn wir gehören auch zu den „Ergriffenen"; mich haben vorzüglich der zweite und der vierte gefesselt."

Im Anfang des Jahres 1872 wurde sehr viel über meinen Bruder in Basel gesprochen. Das Erscheinen der „Geburt der Tragödie", die wunderbaren Vorträge erweckten das verschiedenartigste Interesse und ein allseitiges Erstaunen. Diese Vorlesungen enthielten die stärksten Ketzereien gegen altbegründete Einrichtungen, auf die man glaubte stolz sein zu dürfen; und sicherlich hätten diese Angriffe allgemeine Entrüstung erregt, aber sie wurden so liebenswürdig eingekleidet, daß man sich der Ketzereien kaum bewußt wurde.

Mein Bruder versetzt sich selbst sieben Jahre zurück, er ist noch einmal Student geworden und schildert die eigenen Kämpfe und ernsten Fragen, die sich ihm damals aufdrängten. Manche der kleinen Erlebnisse, die er in den Vorträgen schildert, sind selbst erlebt, nicht gerade in Bonn, sondern in Leipzig, Naumburg, Pforta. Da er es nicht schicklich fand, als Professor von 27 Jahren den würdigen Rathsherrn und Collegen der Universität Basel so außerordentlich bittere Wahrheiten über altbegründete hochgehaltene Institutionen in's Gesicht zu sagen, so kleidete er seine Gedanken in ein poetisches Gewand und fingirte die Gestalt eines greisen Philosophen (Schopenhauer), dem er dann die scharfen Urtheile, die leidenschaftlichen Ergüsse seines Herzens in den Mund legte. Diese Fiction, daß das Alter urtheilt und nicht die Jugend, nahm den Vorträgen alle Schärfe.

Leider konnte mein Bruder die letzte Vorlesung nicht halten. er erkältete sich, als er nach dem fünften Vortrag aus der über-

heizten Aula in die kalte Luft hinauskam. Ehe er wieder hergestellt war, trat der Schluß des Semesters ein, und machte die letzte Vorlesung unmöglich. Von diesem nicht gehaltenen sechsten Vortrag liegen nur flüchtige Skizzen des Gedankenganges in zwei widersprechenden Entwürfen vor; meine Erinnerung konnte ein wenig zur Reconstruirung nachhelfen. Der Nachbericht zu Band IX. bemerkt darüber:

„Der erste optimistische Plan (S. 340) malt, in der Verbrüderung des Philosophen und des Künstlers Zukunftshoffnungen vorwegnehmend, ein Bild der deutschen Cultur, die aus der Vereinigung der Schopenhauerischen Philosophie mit der Wagnerischen Kunst hervorblühen soll. In dem zweiten pessimistischen Entwurfe (S. 342) hat sich der Künstler in den Litteraten verwandelt, den entarteten Vertreter der heutigen Tagesbildung, der alle Hoffnungen des Philosophen bekämpft. Der erste Plan ist früher, der pessimistische später: ihm würde Nietzsche gefolgt sein, wenn er den sechsten Vortrag ausgeführt hätte. Über die Gründe dieser Umwandlung läßt sich folgendes vermuthen. Die Anticipation einer so idealen Zukunft erschien ihm zu optimistisch, er selbst fühlte mit wachsender Bitterkeit, wie weit die damalige Gegenwart von solchen Idealen entfernt war: es schien ihm also angemessen, sie durch den Vertreter der Zeit und die ihm zufallende studentische Jugend nachdrücklich verwerfen zu lassen. Und so formulirt er in der lärmenden Schlußscene des zweiten Entwurfes zum ersten Mal den feindseligen Gegensatz zwischen seinen unzeitgemäßen Hoffnungen und aller zeitgemäßen Bildung, eine Feindschaft, die sich in den folgenden Schriften bis zu den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" stetig verschärft. Auch mag ihn der leidenschaftliche Protest Schopenhauer's gegen Wagner's Kunst abgehalten haben, in den idealen Masken des Philosophen und des Künstlers jene Beiden freundbrüderlich nebeneinander zu stellen."

Wäre der zweite Plan zur Ausführung gekommen, so würde der Raum eines Abends nicht für den zu bewältigenden Stoff ausgereicht haben. Mein Bruder beabsichtigte deshalb noch zwei Vorträge zu halten: „Der entartete Bildungsmensch" und „Die zukünftige Schule". Aber dazu war im Sommer in Basel keine Gelegenheit, und im darauf folgenden Winter war er bereits in seiner Entwicklung und der Ausarbeitung seiner Ideen so weit

fortgeschritten, daß ihm die Form der Vorträge sehr mißfiel und er auf einer solchen Basis nicht weiter bauen wollte. Er schreibt im Spätherbst 1872 an Fräulein von Meysenbug, der er die Vorträge im Manuscript geschickt hatte:

„Nun werden Sie die Vorträge gelesen haben und erschreckt worden sein, wie die Geschichte plötzlich abbricht, nachdem so lange präludirt war und in lauter negativis und manchen Weitschweifigkeiten der Durst nach den wirklichen neuen Gedanken und Vorschlägen immer stärker sich eingestellt hat. Man bekommt einen trocknen Hals bei dieser Lectüre und zuletzt Nichts zu trinken! Genau genommen paßte das, was ich mir für den letzten Vortrag erdacht hatte — eine sehr tolle und bunte Nachtbeleuchtungsscene — nicht vor mein Basler Publicum, und es war gewiß ganz gut, daß mir das Wort im Munde stecken blieb. Im Übrigen werde ich recht um die Fortsetzung gequält: da ich aber das Nachdenken über das ganze Gebiet etwas vertagt habe, etwa auf ein Triennium — was mir, bei meinem Alter, leicht wird — so wird der letzte Vortrag gewiß nie ausgearbeitet werden.“

Später schreibt er an dieselbe Freundin über das gleiche Thema: „Ich bin erstaunt und erfreut, verehrtestes Fräulein, daß meine Vorträge so sehr Ihre Theilnahme, ja Ihren Beifall gefunden haben; Sie müssen mir aber, auf mein ehrliches Gesicht, glauben, daß ich Alles in ein paar Jahren besser machen kann und besser machen will. Einstweilen haben diese Vorträge für mich selbst eine exhortative Bedeutung: sie mahnen mich an eine Schuld, oder an eine Aufgabe, die gerade mir zugefallen ist, besonders nachdem nun gar der Meister sie feierlich öffentlich auf meine Schultern gelegt hat. Es ist aber keine Aufgabe für so junge Leute, wie ich bin, man muß mir gestatten, wenn nicht zu wachsen, doch älter oder alt zu werden. Jene Vorträge sind primitiv und dazu etwas improvisirt, glauben Sie mir es nur. Ich halte nicht viel davon, besonders auch der Einkleidung wegen. Fritzsch war bereit, sie zu drucken, ich habe aber geschworen, kein Buch erscheinen zu lassen, bei dem ich nicht ein Gewissen so rein wie ein Seraphim besitze. So steht's aber nicht mit diesen Vorträgen: sie dürften und könnten besser sein.“

Es that den Baslern aufrichtig leid, daß ihnen der Schluß der Vorlesungen vorenthalten worden war, denn diese hatten viele interessante Fragen angeregt, und große Spannung nach des Räthsels Lösung erweckt. Wie oft und wie lebhaft drückten sie nun das Bedauern darüber aus, daß ihnen nicht die zukünftige Bildungsanstalt geschildert worden wäre! Ich tröstete immer, daß mein Bruder diese Vorträge nächstens drucken lassen würde. Wie er schon selbst erwähnte, hatte er im Frühjahr 1872 diese Absicht gehabt; er wollte der im Mai in Leipzig tagenden Philologenversammlung, allerdings mit ziemlich ironischen Empfindungen, diese Vorträge zur ernsten Mahnung widmen, aber er fand keine Zeit dazu, sie zum Druck sorgfältig vorzubereiten und den dazu gehörigen Schluß zu schreiben. Dann beabsichtigte er die ganzen Vorträge, vor Allem den Dialog, künstlerisch umzubilden, er verschob deshalb den Druck, wie wir schon hörten, auf eine spätere Zeit; aber die Wellen der weiteren Entwicklung flutheten darüber hinweg. Erst 22 Jahre, nachdem diese Vorlesungen gehalten worden sind, lange Zeit nach seiner Erkrankung, sind sie zum ersten Mal in dem „Magazin für Litteratur" (Winter 1894) in ihrer unvollständigen Form gedruckt worden und haben nun im IX. Band der Gesammtausgabe seiner Werke ihren endgültigen Platz gefunden.

Die zukünftige Bildungsanstalt zu verwirklichen, ist im Sommer 1873 ein energischer Anlauf genommen worden. Mein Bruder und ich befanden uns in Graubünden in dem reizend gelegenen Flims: dort wurde uns ein wunderhübsches kleines Schloß, in dem es etwas spuken sollte, zu einem ungewöhnlich billigen Preis (zwanzig bis fünfundzwanzig tausend Franken) zum Kauf angeboten. Ich war stets von dem Wunsche beseelt gewesen, mein Leben einer großen Aufgabe zu widmen und wollte damals durchaus dieses Schlößchen für die Bildungsanstalt ankaufen. Es besaß herrliche alterthümliche Zimmer, eines derselben war prachtvoll im Renaissancestil getäfelt und mit herrlichen Schnitzereien verziert. Es hätte freilich nicht für Viele Raum gegeben, aber für die Allzuvielen sollte es ja auch nicht sein.

Vor dem Schlößchen breitete sich der Garten in der Form

eines sehr in die Länge gezogenen Rechtecks aus. An den Mauern sollten überdeckte Wandelgänge angelegt werden, da das Lehren und Unterreden möglichst wenig im Sitzen, sondern meist im Wandeln stattfinden sollte; der sehr lange Rasenplatz in der Mitte blieb für die Übungen des Pentathlon frei.

Zunächst sollte das Schlößchen aber keine Lehranstalt sein, sondern eine Brüderschaft der Lehrer und Erzieher vereinigen. Hier sollte miteinander gelebt, gedacht und berathen werden, mit Unterbrechungen durch gemeinsame Ausflüge nach den Stätten edelster Kunst, wozu die Nähe von Italien besonders Veranlassung gegeben haben würde.

Vielleicht ist es Manchem interessant zu hören, aus welchen Mitgliedern diese erste Brüderschaft bestehen sollte. Mir selbst ist es ganz wehmüthig, wenn ich jener erträumten Vereinigung und der Liste der Geladenen gedenke, die wir Beide damals mit solchem Eifer und Entzücken zusammenstellten; ich glaube, das Ganze ist der Traum weniger Wochen geblieben, ich erinnere mich wenigstens nicht, daß mein Bruder die außerordentlich schwungvolle, leider bis jetzt nicht aufgefundene Einladung, die er mir damals vortrug, abgesandt hätte. Zunächst sollten seine besten Freunde, zu der Vereinigung aufgefordert werden: Professor Erwin Rohde, Frhr. Carl von Gersdorff, Dr. Paul Deussen, Professor Franz Overbeck. Als Gäste für kürzere oder längere Zeit glaubten und hofften wir den großen Freund und Meister Richard Wagner und Frau Cosima, Herrn und Frau Geheimrath Ritschl aus Leipzig, die „Idealistin" Fräulein von Meysenbug aus Rom und Professor Jacob Burckhardt aus Basel bei uns sehen zu können. Wäre das nicht eine wundervolle Vereinigung seltener Geister und Charaktere gewesen, ganz dazu geeignet, die höchsten und tiefsten Fragen über Bilden und Erziehen zu beantworten und für unsere Zeit und Zukunft festzustellen?

Der Plan scheiterte zunächst an einem ganz äußerlichen Grund: die sehr gutmüthigen, rechtschaffenen Verkäufer hielten mich für jünger als ich war, machten sich offenbar Gedanken, meine Unerfahrenheit und Begeisterung zu benutzen, und boten mir deshalb vier Wochen Bedenkzeit an. Dadurch gewannen wir Zeit zum Nachdenken und zu vernünftigen Überlegungen, die uns schließ-

lich den Plan als zu jugendlich und phantastisch erscheinen ließen. Auch wurde es meinem Bruder schwer, sich von Basel zu trennen, das ihm inzwischen durch den Verkehr mit einigen älteren Baslern und durch die Freundschaft mit seinen beiden Hausgenossen Professor Overbeck und Dr. Romundt sehr sympathisch geworden war. Schließlich fühlte er sich auch dort außerhalb des Lärms der großen zerstreuenden Welt, was er sehr dankbar empfand: „Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig wie auf einem Landgütchen zu existiren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine.“

Es war für ihn auch jeder Grund vorhanden, um sich in Basel wohl zu fühlen. Von allen Seiten begegnete man ihm auf das liebenswürdigste, selbst das Basler Patriciat, das sonst in dem Rufe stand, sich allem Neuen und Fremden gegenüber streng abzuschließen, machte zu seinen Gunsten eine Ausnahme. Er galt als ein ausgezeichneter Lehrer der Universität und des Pädagogiums; es wurde vielfach erzählt, daß sich die bedeutendsten Basler Collegen, zum Beispiel Jacob Burckhardt, dahin ausgesprochen hätte: „solch eine Lehrkraft wie ihn bekäme man in Basel so bald nicht wieder“. Ihm selbst machte seine Thätigkeit nicht durchweg Freude, er wünschte stets, seine Schüler möchten älter sein. Er wurde von den Studenten im höchsten Grade verehrt, seinetwegen bezogen Manche die Basler Universität, schworen auf sein Wort, waren voll von zarten Aufmerksamkeiten, und poetisch angehauchte junge Gemüther legten in seinem Zimmer verehrend Blumen nieder. Ich entnehme einer Schrift von Ludwig Stein aus Bern (mit der ich sonst nicht einverstanden bin) folgende Stellen, die auf näheren Erkundigungen in Basel zu beruhen scheinen. Herr Professor Stein schildert das dortige äußere Auftreten meines Bruders und beginnt mit der Behauptung: der Auszeichnung des schöneren Geschlechtes wäre es wohl zuzuschreiben, daß mein Bruder in seinem Äußeren von peinlicher Sauberkeit und gewähltem Geschmack gewesen wäre. Ich muß hier aber entschieden widersprechen und auf die Gefahr hin, der Unhöflichkeit gegen mein eigenes Geschlecht beschuldigt zu werden, versichern, daß er unsertwegen sich niemals die geringste Mühe gegeben hat, nett auszusehn. Vom frühesten

Morgen an war er so angezogen, daß er Besuch empfangen konnte; seine angeborne peinliche Sauberkeit, seine anmuthige Würde ließ ihn selbst im einfachsten Rock elegant aussehn. Niemals trug er Schlafrock und Pantoffeln; gegen diese nachlässige Tracht hatte er einen wahren Widerwillen. Stein fährt in seiner Schrift weiter fort:

„So erschien er in Basel, wie mir einer seiner dankbarsten Schüler mittheilt, auch im Colleg stets in sorgfältiger, eleganter Toilette, im Sommer mit weißem (silbergrauer Filz A. d. V.) Cylinder und, wenn es das Wetter nur irgend gestattete, in heller Kleidung. Als akademischer Lehrer entfaltete er . . . weniger eine ausgebreitete, denn eine intensive Wirksamkeit. Er hatte es darauf abgesehen, die tüchtigsten Köpfe aus dem Wust des Mittelmäßigen heraus zu destilliren und gerade diesen eine besondere Sorgfalt zu widmen. Seine bevorzugten Schüler schauten mit dankbarer Verehrung zu ihm empor. Einer derselben, jetzt ein sehr geschätzter akademischer Lehrer, der in den Jahren 1873/74 bei Nietzsche Collegien über „die vorplatonische Philosophie" und „Platon's Leben und Schriften" gehört hat, schildert mir seine Eindrücke folgendermaßen: „Nietzsche zählte damals achtundzwanzig Jahre, um so eigenthümlicher erschien uns seine Art, welche die philosophische Abklärung höheren Alters zur Schau trug. Ein langsamer, leiser, nie pathetischer Vortrag zeichnete ihn aus, mit gedankenvollen „Kunstpausen", wie unser terminus technicus lautete, auffallend durchwoben. Im Colleg las er und zwar aus einem in weiches, rothes Leder eingebundenen schönen, großen Heft. Den griechischen Unterricht am Pädagogium (an welcher Anstalt Nietzsche neben einem Jacob Burckhardt und Moritz Heyne zu lehren, in Folge seiner Professur an der Universität verpflichtet war) begann er bei uns gerade mit dem Allerschwierigsten, den „Eumeniden" des Äschylus. Öfters gab er uns in der Schule Vorträge zum Besten, über die griechische Tragödie (seine damalige Lieblingsbeschäftigung), über die Anfänge der griechischen Philosophie, über Sprachphilosophie u. a. m. und ließ uns gelegentlich, auch unpräparirt, Vorträge halten, oder aus Grote's „Geschichte Griechenlands" vorlesen."

Die oberste Classe des Basler Pädagogiums, die in den

Jahren 1869—1877 immer nur aus wenigen, höchstens 9—16 Schülern bestand, war in alter Zeit ziemlich eng mit der Universität liirt und mit ihrer Absolvirung die Berechtigung zum Baccalaureat verbunden gewesen. Von jener Zeit her erfreute sich diese Classe verschiedener Bevorzugungen und eines größeren Maßes von Freiheit, als sonst der Prima eines deutschen Gymnasiums zugemessen ist. Das zeigte sich zuweilen auch in unschuldigen losen Streichen, die sich hie und da auch gegen die Lehrer richteten. Als einer der Schüler meines Bruders einmal seiner Mutter von dergleichen Geschichten erzählte, fragte sie ihn: „macht Ihr bei Professor Nietzsche auch solche Streiche?" „Nein, natürlich nicht", antwortete der junge Mann entrüstet, „denn der, — der würde uns einfach verachten". Mein Bruder schreibt im Jahr 1888 auf seine Lehrthätigkeit in Basel zurückblickend: „In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Classe des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen: die Faulsten waren bei mir fleißig".

In dem ganzen Wesen meines Bruders lag ein Appell an die höchste Leistungsfähigkeit der jungen Leute. Daß er eben nur die Tüchtigsten, die Begabten besonders beachtete, über die Andern aber mit liebenswürdiger Duldung hinweggieng, stachelte Jeden, der noch einen Funken Ehrgefühl besaß, zu dem Höchsten an, was er überhaupt hervorzubringen vermochte. Und mein Bruder konnte sich dann so herzlich und aufrichtig freuen, wenn auch ein Minderbegabter plötzlich etwas Gutes zum Vorschein brachte!

Der Zauber seiner Persönlichkeit lag in dem Mangel jeglicher Pose und Absichtlichkeit; er gab sich mit voller edler Natürlichkeit ganz wie er war, und er *konnte* sich so geben — Andre *dürfen* das nicht. Ein ausgezeichneter alter Basler Herr sagte mir noch kürzlich: „Ihr Bruder erschien mir immer wie ein Wesen direct aus Gottes Hand hervorgegangen, noch nicht von dem Staub der Welt beschmutzt." —

Die Vorträge über die Bildungsanstalten hatten meinen Bruder trotz seines späteren unbefriedigten Urtheils, während er sie hielt, großes Vergnügen bereitet. Das war doch noch etwas ganz Anderes, als junge Leute zu belehren, denen man immer das

Beste nicht sagen durfte. Im Frühjahr 1872 faßte er den Plan, den nächsten Winter seine akademische Thätigkeit zu unterbrechen, um in den Wagner-Vereinen der größeren Städte Vorträge über die Nibelungen-Festspiele zu halten. Diese Vorlesungen sollten hauptsächlich dem Bayreuther Unternehmen dienen, dann aber auch den deutschen Philister aus seiner Selbstzufriedenheit aufrütteln und dem deutschen Gelehrten seine höchsten Ziele als Erzieher und Bildner des Volkes klar machen. Die Rede: das Mittheilen von Mund zu Ohr, von Auge zu Auge wirkt schließlich doch ganz anders als das geschriebene Wort, vorzüglich bei ihm, der durch seine Persönlichkeit seine eigenen Worte erläuterte und verklärte. Er schrieb an einen Freund, daß er die Absicht habe, „das immer frecher werdende Völkchen der Gelehrten sänftiglich mit der Nase auf die Dinge zu stoßen, die sie mit ihren blöden Augen nicht sehen mögen."

Aus praktischen Erwägungen wurde jedoch die Absicht umherzuziehn und Vorträge zu halten, wieder aufgegeben, und ein neuer litterarischer Plan sollte alles das zum Ausdruck bringen, was von Zorn, Verachtung, Liebe, Verehrung und bessernden Vorschlägen in seiner Seele gährte: dem irrenden Wandrer ein Feuerzeichen, den rechten Weg, das rechte Ziel zu finden für Alles, was er in seinen höchsten Hoffnungen als eine deutsche Cultur vorahnte. Gleich nach der Rückkehr von der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses schrieb er die Entwürfe zu den „Reden eines Hoffenden", die sich später zu den „Bayreuther Horizontbetrachtungen" ausgestalteten. Aber auch sie wurden wieder aufgegeben, weil sie in der That nicht geeignet schienen, das Bayreuther Unternehmen zu fördern.

Als auch dieser Plan bei Seite gelegt wurde, wandte sich mein Bruder, wie schon erwähnt, ganz andersartigen Studien zu; er schreibt im Sommer 1872 an den Freund Erwin:

„In mir drängen sich jetzt die Entwürfe etwas durcheinander: doch fühle ich mich immer auf einer Bahn — es giebt keine Verwirrung, und wenn man mir nur Zeit läßt, bringe ich's an's Tageslicht. Besonders fruchtbar ist meine Sommerbeschäftigung mit der vorplatonischen Philosophie geworden."

Sein Geist hatte sich in dem Kummer über den künstle-

rischen Unverstand und die falsche Bildung der Deutschen in die fernen schönen Zeiten der hellenischen Cultur geflüchtet; die hehren Gestalten der vorplatonischen Philosophen waren ihm innig nahe getreten. Schon im Herbst zuvor hatte er zu Freund Erwin gemeint: wir Beide dürften einmal die bisher so schäbige und mumienhafte Geschichte griechischer Philosophie tüchtig und innerlich erwärmen und erleuchten." Als er nun im Sommer in dieser Absicht das Colleg über vorplatonische Philosophie las, wurde er immer mehr von diesem Gedanken erfüllt; er schreibt schon im Juni an Rohde:

„Dazu habe ich ein Wohlgefallen an meinen Collegien, zumal an dem über vorplatonische Philosophen; diese großen Wesen erscheinen mir lebendiger als je, und nur zum Spott kann ich des ehrsamen Zeller lang gesponnene Berichte lesen . . ."

Aus diesen Collegien entstand im Winter 1872—73 das Manuscript zu einer neuen litterarischen Veröffentlichung. Er theilt mir Anfang Februar mit, daß er an einem neuen Buch sehr thätig gewesen sei, welches wahrscheinlich den Titel „Die Philosophie der Griechen im tragischen Zeitalter" führen würde, und im nächsten Brief schreibt er in der Güte seiner liebenswürdigen Natur: „Übrigens danke ich Dir, liebe Lisbeth, s e h r für Deine Briefe: Deine Freude über das werdende Buch und Dein Versprechen, im Sommer zu kommen, haben in gleicher Weise einen vollen Anspruch auf meine Dankbarkeit, und ich freue mich auf Pfingsten, wo Du eintreffen wirst und wo hoffentlich auch mein Buch im Ganzen und Großen fertig sein wird."

Aber diese wundervolle Betrachtung der tragischen Philosophie, die sich zu einem Seitenstück seiner Betrachtung über tragische Kunst in der „Geburt der Tragödie" gestaltet hätte, ist nicht zu Ende geführt worden, obgleich sie schon sehr nahe der Vollendung war. Er schreibt darüber an Fräulein von Meysenbug im Februar 1873:

„Ich begehre jetzt recht nach Sonnenschein und einiger Fröhlichkeit: besonders auch, um ein Manuscript zu Ende zu bringen, das von philosophischen Dingen handelt und an dem ich mit rechter Liebe gearbeitet habe. Alle die großen Philosophen, die während des tragischen Zeitalters der Griechen, das soll heißen während des sechsten und fünften Jahrhunderts ge-

lebt haben, kommen darin vor: es ist höchst merkwürdig, daß die Griechen überhaupt in jenem Zeitraum philosophirt haben — und nun gar wie! Wünschen Sie mir etwas Heiteres und Erfreuliches, damit ich besonders während der Osterzeit, in der ich ein paar freie Tage habe, Lust und Muth zu dieser Arbeit und ihrer Vollendung finde. Ich komme mit dieser Schrift wieder in ein höchst praktisches Culturproblem, es wird mir mitunter angst und bange." —

Auch finden sich bereits einige Worte zu der Vorrede, die aber offenbar in einer gereizten Stimmung geschrieben worden sind:

„Die Philologen dieser Zeit haben sich als unwürdig erwiesen, mich und mein Buch zu sich rechnen zu dürfen: es bedarf kaum der Versicherung, daß auch in diesem Falle ich es ihnen anheim gebe, ob sie Etwas lernen wollen oder nicht, ich fühle mich aber nicht geneigt, ihnen irgendwie entgegen zu kommen. Das, was sich jetzt „Philologe" nennt und was ich mit Absicht nur neutral bezeichne, möge auch diesmal mein Buch übersehn: denn es ist männlicher Natur und taugt nicht für Castraten. Denen geziemt vielmehr am Conjecturen-Webstuhl zu sitzen."

In dem Nachbericht des Bandes X der Gesammtausgabe wird Ausführlicheres über dieses herrliche Werk erzählt, das erst fast dreiundzwanzig Jahre nach seinem Entstehen in seiner damaligen Gestalt mit einigen Hinzufügungen aus den Collegienheften veröffentlicht worden ist. Von allen unvollendeten Werken meines Bruders ist es das, worauf er alle die Jahre hindurch den meisten Werth gelegt hat.

X. Capitel.

Der Bildungsphilister.

Motto: Sie haben Etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie's, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten.
(Also sprach Zarathustra. I.)

Ostern 1873 reiste mein Bruder nach Bayreuth. Freund Rohde hatte ihm von Kiel aus vorgeschlagen, die Woche vor Ostern irgendwo gemeinsam in Mitteldeutschland zu verbringen. Mit Entzücken machte mein Bruder ihm den Gegenvorschlag, doch mit ihm nach Bayreuth zu kommen. In jener Zeit war das Bayreuther Unternehmen recht unsicher und schwankend geworden; man begann zu fürchten, daß der ganze Plan scheitern würde, da damals mit allen Anstrengungen kaum 200 Patronatsscheine gezeichnet waren (mein Bruder war seit Juni 1872 Patron). Eintausend Patronatsscheine (zu 300 Thalern), ja eigentlich dreizehnhundert, waren nöthig, um das Unternehmen vollständig sicher zu stellen. Die Freunde fanden deshalb auch im Hause Wagners eine ziemlich ernste und bedrückte Stimmung. Das machte auf meinen Bruder einen außerordentlich tiefen Eindruck. Die ganze Rückkehr nach Basel war er von der traurigsten Stimmung erfüllt. Er schreibt:

„Den zweiten Ostertag verlebte ich in Nürnberg und befand mich körperlich eben so wohl als höchst, höchst schwermüthig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im Freien herum, und die Sonne so herbstlich mild! Nachts sauste ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgestirn früh um fünf Uhr über den Bodensee, kam noch zeitig am Rheinfall bei

Schaffhausen an, machte dort Mittag. Neue Schwermuth, dann Heimreise."

Sein Herz betrübte sich auf's tiefste, und er machte sich lebhafte Vorwürfe: die Freunde litten, das große Werk drohte zu scheitern, und er hatte inzwischen in den fernen Höhen der alten griechischen Philosophie gelebt, sehr abseits von den Kämpfen und Enttäuschungen der Bayreuther Gemeinde. Er legte das Werk, an dem er arbeitete: „Die Philosophie der Griechen im tragischen Zeitalter" fast beschämt bei Seite, er fühlte deutlich, daß es seine Pflicht sei, sich an dem Kampf der Gegenwart zu betheiligen.

Woran lag es nur, fragte er sich, daß diese hehre Bayreuther Idee nirgends den rechten vollen hellen Wiederklang fand? „An unsrer verkehrten deutschen Bildung!" rief es in ihm mit tiefster Empörung, und da kam ihm gerade ein solches Bildungszeichen: „Der alte und neue Glaube von David Strauß" zur rechten Zeit in die Hand, dies Werk, worin sich dieser sonst so tüchtige Gelehrte mit einer fast unglaublichen Selbstzufriedenheit über das Thema äußert: wie wir's doch so herrlich weit gebracht haben. Hier fand er eine würdige Gelegenheit, seinen Zorn und Kummer los zu werden, den braven Deutschen aus dem Rausch der Selbstbewunderung aufzurütteln und ihm ohne alle Verschönerung sein wirkliches Bild zu zeigen: das eines Bildungsphilisters, der sich im erbärmlichen Behagen an dem Kleinen seiner Zeit genugthut und den Blick für alles wahrhaft Große verloren hat. Hier war das „Große" natürlich Wagner und Bayreuth! Daß diese Betrachtungen aus dem Kummer über das gefürchtete Scheitern der Bayreuther Pläne hervorgegangen sind, sagt er selbst in einer Aufzeichnung vom Jahre 1875:

„Die Entstehung zu schildern: meine Desperation wegen Bayreuth, ich sehe nichts mehr, was ich nicht voll Schuld weiß, ich entdecke bei tieferem Nachdenken, auf das fundamentalste Problem aller Cultur gestoßen zu sein. Mitunter fehlt mir alle Lust fortzuleben. Aber dann wieder sage ich mir: wenn einmal gelebt sein soll, dann jetzt." (Band X S. 256.)

Das Wort „unzeitgemäß" finde ich zuerst in einem schon erwähnten Briefe meines Bruders an Rohde (1869), wo er von

Wagner sagt: „Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigne Kraft, mit seinem Blick immer darüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne."

Im Jahre 1878 schildert er, auf die damalige Zeit zurückblickend, seine Stimmung in folgenden kurzen Notizen:

„Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung". Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straußischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden. Die wankende Moralität in Recht und Unrecht, und die unbändige Genußsucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!" Er fährt dann fort:

„Es liegt vor aller Augen, daß nach dem letzten Kriege der Deutschen und Franzosen ungefähr jeder Deutsche um einen Grad mehr unehrlich, gunstgierig, habsüchtig, gedankenlos geworden war: die allgemeine Bewunderung von Strauß war das Denkmal, welches man dem tiefsten Stand der deutschen Cultur gesetzt hat: ein freier denkender altgewordener Theologe wurde der Herold des öffentlichen Behagens." (Band XI.)

Mein Bruder wollte nun an einem so berühmten Beispiel zeigen, wie wenig Cultur wir haben müssen, wenn selbst ein so hochstehender Gelehrter im Tone und Geschmack der Bierbank ernste und tiefe Glaubens- und Bildungsfragen erörtert und dabei die deutsche Sprache mit solcher Nachlässigkeit behandelt und mißhandelt.

Er schreibt an Rohde: „Gersdorff hat Recht, wenn er schreibt, Basel sei vulcanisch geworden. Auch ich habe wieder etwas Lava gespieen: eine Schrift gegen David Strauß ist ziemlich fertig, wenigstens in der ersten Skizze — aber ich bitte Dich um Grabes-Nacht-Stillschweigen, denn es wird eine große Mystification in Scene gesetzt. Ich kam von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie zurück, daß ich mich endlich nirgends anders wohin retten konnte als in die heilige Wuth." (Mai 1873.)

Zur Erklärung des vulcanisch gewordenen Basels füge ich hinzu, daß zu derselben Zeit der im gleichen Haus wohnende Freund Overbeck sein Buch „Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" veröffentlicht hatte, eine Schrift, die an Freimuth und kühner Streitbarkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Mein Bruder ließ die beiden bei demselben Verleger

erschienenen Brochüren in ein Buch binden und schrieb folgende Widmung hinein:

„Ein Zwillingspaar von einem Haus
Gieng muthig in die Welt hinaus,
Welt-Drachen zu zerreißen.
Zwi'r Väter-Werk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaars
Freundschaft ist sie geheißen.“

Mein Bruder hätte „David Strauß“ gern unter fremdem Namen, als von einem in Deutschland lebenden Ausländer verfaßt, erscheinen lassen, da er derartige Mystificationen sehr liebte. Auch bei späteren Veröffentlichungen hatte er solche Absichten, aber immer scheiterten seine Wünsche an dem Widerstand der Verleger, die den schon bekannten und umstrittenen Namen durchaus nicht missen wollten. Einige Worte aus der für diesen Fall projectirten Vorrede mögen hier folgen:

„Wenn Streitschriften immer nur von ihren Parteien bewundert werden, so hat diese Schrift nicht die geringste Hoffnung bewundert zu werden, denn David Strauß selbst wird mir am letzten vorzuwerfen haben, daß er etwa hier unter lautem Jubel der „höheren Räume“ und durch diesen Jubel selbst widerlegt werden solle. Vielmehr dürfte ein solcher Angriff, wie der hier versuchte, Strauß nützen und dem Angreifenden nur deshalb nicht schaden, weil er sich nicht genannt hat. Nach dieser Vorbereitung mag der Kampf beginnen: und als Zeuge wünsche ich mir eben Jene, welche dem neuen Bekenntnißbuche des Dr. Strauß zugethan sind und sich freuen, wenn der Angreifende von vorn herein freiwillig eine schlechte Position wählt. Und welche Position könnte schlechter sein als die eines vereinzelten Ausländers, der den allgemeinen deutschen Erfolg jenes Buches den Deutschen zum Vorwurf macht und als das Merkmal einer gesunkenen Cultur betrachtet!“

Das Büchlein erregte einen unbeschreiblichen Lärm, der deutsche Bildungsphilister bäumte sich förmlich dagegen auf, denn er hatte sehr richtig empfunden, daß der Angriff ihm galt; David Strauß war gewissermaßen nur als hervorragender Typus genommen. Es erschienen eine Unmasse Besprechungen über diese

„Unzeitgemäße Betrachtung", von denen ich damals eine ganze Reihe gesammelt hatte; leider scheinen sie irgend einmal dem Verbrennungseifer meines Bruders zum Opfer gefallen zu sein. Das Beste schrieb Hillebrand in Florenz, das Schlimmste „die Grenzboten". Über diesen Angriff berichtet Fritz dem treuen Freund Gersdorff, der einen großen Theil des Druckmanuscriptes zur Schonung für meines Bruders Augen in freundlicher Hilfsbereitschaft abgeschrieben hatte:

„Die grünen Hefte der „Grenzboten" haben neulich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Cultur". Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei Behörden Collegen, ausdrückliche Erklärung, daß ich an jeder deutschen Universität in Verschiß gethan würde, Erwartung, daß man das Gleiche in Basel thut. Mittheilung, daß ich durch ein Kunststück Ritschl's und die Dummheit der Basler aus einem Studiosus zum ord. Professor geworden sei u. s. w. Schmähungen auf Basel als „Winkeluniversität", ich selbst werde als Feind des deutschen Reichs denuncirt, den Internationalen zugesellt u. s. w. Kurz ein wohl zu empfehlendes heiteres Documentum. Schade, daß ich Dir's nicht zusenden kann. Selbst Fritzsch bekommt einen Tritt: es wird schmählich befunden, daß ein deutscher Verleger mich genommen habe. Also, liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, Eingang bei dem Publicum gefunden.

„Neun Basler Zeitungsblätter haben nun über mich gesprochen, in allen Tonarten, und in summa höchst ernsthaft im Vergleich zu dem Grenzboten-Wütherich und Farceur." —

Leider giebt es keine Briefe von Wagner und Frau Cosima, die sich über „David Strauß" aussprechen. Mein Bruder war im Sommer 1873 recht augenleidend, und Gersdorff, der bei ihm in Basel weilte, auch die Sommerfrische in Flims mit ihm aufsuchte, vermittelte die ganze Correspondenz mit Bayreuth und hatte den Dank und das Urtheil von dort zur mündlichen Mittheilung erhalten. Jedenfalls hatte Fritz mit diesem Angriff in Bayreuth große Freude bereitet. „Der alte und neue Glaube" stand schon längere Zeit auf dem Index, und Frau Cosima schreibt im Februar, von einer großen Reise zurückkehrend, ziemlich spöttisch: „Im deutschen Reich habe ich großen Enthusiasmus für das

Buch von D. Strauß angetroffen, das auf Grund einiger Helmholtz'schen Citate uns von Erlösung, Gebet und Beethovenscher Musik befreit." Wagner sah dem Angriff mit Ungeduld entgegen und schrieb auf die erste Nachricht von der Arbeit an diesem Büchlein: „In Betreff Ihrer Straußiana empfinde ich nur die eine Pein, daß ich sie gar nicht erwarten kann. Also: „Heraus damit!" Das Buch erschien im August, und Wagner sandte gewissermaßen als Nachklang seiner Empfindung über David Strauß und in rührender Freude über einen eigenhändigen Brief meines Bruders folgendes liebevolle Schreiben:

„Lieber Freund!

Das war eine schöne Überraschung, einmal wieder Ihre Handschrift zu sehen! Und doch empfand ich bei dem Anblick zumeist nur Sorge, wie Sie mir denn überhaupt jetzt mehr Sorge als Freude verursachen, — und das will viel sagen, denn Niemand kann sich wiederum über Sie so freuen, als ich. So habe ich Ihnen, im Grunde genommen, heute auch Nichts als diese vorherrschende Sorge kundzugeben, und fange daher so an:

„Hat Ihr Arzt Ihnen wirklich erlaubt, so enge Briefe zu schreiben? Ich für mein Theil, indem ich Ihnen antworte, gebe mir doch wenigstens einige Mühe, gegen meine Gewohnheit weitläufig zu schreiben, um mich somit — gewissermaßen — zu entschuldigen, daß ich Ihnen überhaupt schreibe. Dies habe ich mit trauriger Absichtlichkeit zuletzt lange Zeit gänzlich unterlassen, weil ich, — trotz Gersdorff's vorauszusetzender Intervention — aus purer Eitelkeit immer doch annahm, Sie würden einen Brief von mir auch selbst lesen wollen, was Ihnen übel bekommen mußte. Nun thu' ich's endlich doch, obwohl ich den Zugeständnissen Ihres Arztes nicht traue: denn an meinem Arzte ersehe ich wiederum, was auf diese Herren zu geben ist, da dieser mir immer versichert, ich sei ein unverwüstlich gesunder Mensch, während ich durch den Tag und die Nacht mich mit elenden Zuständen dahinschleppe, von denen er lächelnd behauptet, das seien die ganz gewöhnlichen Leiden des „Genie's". — Nun, Gott gebe, daß Ihr Medicus ein weniger enthusiastisches Wesen sei, und Recht habe!

„Nur Eines kommt unter diesen ganz „ordinären" Leiden des Genie's mit zum Vorschein, was mir, noch über diese

hinaus, Pein verursacht. Nämlich: eine gräßliche Verdrossenheit, mich zu äußern, — namentlich brieflich (was allerdings wiederum Ihren armen Augen zu Statten kommt!) Seit 3. Mai habe ich nun angefangen, an der Götterdämmerung zu instrumentiren: und wie weit glauben Sie, daß ich es gebracht habe? Derjenige Tag, an welchem ich einmal eine Seite Partitur zu Stande bringe, verdiente in meinem Lebenskalender jedesmal roth angestrichen zu werden. Kaum setze ich einmal an, — so kommen „Briefe", oder sonstige liebliche Nachrichten, aus denen Nöthigungen zu neuen Erfindungen für den Verkehr mit der Welt entstehen, welche dann meine ganze arme „geniale" Phantasie einnehmen. — Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß", und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimirenden, Christlichkeit! Das ist nun gerade um rasend zu werden, und zwar in dem Sinne des isländischen Skalden Eigil, von dem ich Ihnen (glaube ich) einmal erzählt habe, daß er bei einer Heimkehr nach mühseliger Meerfahrt den prachtvollen Schild eines seiner Freunde in seinem Hause zurückgelegt auffand; er schrie: „den hat er mir nur hergehenkt, daß ich ein Gedicht darauf machen soll! Ist er schon lange fort? Ich will ihm nach und ihn todtschlagen!" Er holte ihn aber nicht mehr ein, kam verdrießlich zurück, betrachtete sich den Schild genau und — machte ein Gedicht darauf! —

„Nun! Auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben. Was Sie betrifft, so wiederhole ich Ihnen den Einfall, den ich kürzlich einmal gegen die Meinigen äußerte; nämlich, daß ich die Zeit voraussehe, in welcher ich Ihr Buch gegen Sie zu vertheidigen haben würde. — „Ich habe wieder darin gelesen und schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will! — Alles Übrige gehört in das Kapitel vom „Stil", in dem ich nicht competent bin, da ich mich — zu Ihrem Aerger, wie Sie wissen, auf den „Styl" steife. —

Am 31. October (Reformationsfest) — herrliches Wiedersehen und Allerhand dazu. Tausend allerherzlichste Wünsche!

Bayreuth, 21. Sept. 1873. Ihr

Richard Wagner."

Auch ein sehr charakteristischer Dankesbrief von Hans von Bülow ist erhalten und mag hier folgen:

Baden-Baden, 29. August 73.

„Verehrtester Herr Professor,

genehmigen Sie meine verbindlichste Danksagung für die Fortdauer freundschaftlicher Gesinnung für mich, als deren werthvolles Zeichen ich gestern Ihre treffliche Philippica gegen den Philister David empfangen und mit wahrem gaudium durch- und zu Ende gelesen habe. (Heute ist das Buch in den Händen des Herrn Dr. Ludwig Nohl, der mich darum ersucht.) Ihre Schilderung des Bildungsphilisters, das Mäcens der Cultur ohne Styl ist eine echte Mannes-Wort-That, würdig des Autors der „Geburt der Tragödie". Ecr l'inf müßte ein heutiger Voltaire schreiben. Die ästhetische Internationale ist für unser Einen ein weit odioserer Gegner als die der schwarzen oder rothen Banditen.

Würden Sie mir eine bescheidene Anfrage verzeihen? Warum haben Sie es vorgezogen, satyrspielend am „Schriftsteller" ein Wilhelm Drach II. zu werden, (aus Philologenstandesbewußtsein?) statt auf dem Kothurn zu bleiben, der Ihnen wie Wenigen steht, und den moralischen Übelthäter vor's Gericht zu ziehen? Thesis einfach diese: es ist ja gerade genug und übergenug Gift und Galle in dieser Welt. Nun muß noch so ein — im Grunde unconservativer — Bourgeois kommen und in thörichtem Widerspruche gegen die Interessen seiner Kaste, Fühlen und Denken den ein für alle Male vom ästhetischen Paradies-flaniren ausgeschlossenen Menschen vergiften helfen!

Pardon — ich hätte gerade von Ihnen gern diese Seite berührt gesehen. Sehr gespannt auf Nr. 2 der Jetztzeitungemäßheit, hoffend Sie im Lauf Octobers in der Schweiz persönlich wieder zu begrüßen, unter Erneuerung meines lebhaftesten Dankes

Ihr

in vorzüglichster Hochachtung

ergebenster

Hans v. Bülow."

Mein Bruder erinnerte sich in späterer Zeit gern an diesen seinen ersten Waffengang; noch im Jahre 1888 schildert er die ganzen Vorgänge auf das ausführlichste in seinen Lebenserinnerungen, man spürt darin die ganze Krieges- und Siegeslust, welche diesen ersten Kampf veranlaßt hatte. Er schreibt:

„Die vier Unzeitgemäßen sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, daß ich kein „Hans der Träumer" war, daß es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn, — vielleicht auch, daß ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der erste Angriff (1873) galt der deutschen Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine bloße „öffentliche Meinung"! Kein bösartigeres Mißverständniß, als zu glauben, der große Waffen-Erfolg der Deutschen beweise irgend Etwas zu Gunsten dieser Bildung — oder gar ihren Sieg über Frankreich.

„Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen außerordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll. Ich hatte einer siegreichen Nation an ihre wunde Stelle gerührt, — daß ihr Sieg nicht ein Cultur-Ereigniß sei, sondern vielleicht, vielleicht etwas ganz Anderes. — Die Antwort kam von allen Seiten und durchaus nicht bloß von den alten Freunden David Straußens, den ich als Typus eines deutschen Bildungsphilisters und satisfait, kurz als Verfasser seines Bierbank-Evangeliums vom „alten und neuen Glauben", lächerlich gemacht hatte (— das Wort „Bildungsphilister" ist von meiner Schrift her in der Sprache übrig geblieben). Diese alten Freunde, denen ich als Würtembergern und Schwaben einen tiefen Stich versetzt hatte, als ich ihr Wunderthier, ihren Strauß, komisch fand, antworteten so bieder und grob, als ich's irgendwie wünschen konnte; die preußischen Entgegnungen waren klüger, — sie hatten mehr „berliner Blau" in sich. Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berüchtigten „Grenzboten"; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten. Unbedingt für mich entschieden sich nur einige alte Herrn, aus gemischten und zum Theil unausfindlichen Gründen. Darunter Ewald in Göttingen, der zu verstehn gab, mein Attentat sei für Strauß tödtlich abgelaufen. Insgleichen der alte Hegelianer Bruno Bauer, an dem ich von da an einen meiner aufmerksamsten Leser gehabt habe. Er liebte es, in seinen letzten Jahren, auf mich zu verweisen, zum Beispiel Herrn von Treitschke, dem preußischen Historiographen, einen Wink zu geben, bei wem er sich Auskunft über den ihm verloren gegangenen

Begriff „Cultur“ holen könne. Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor, wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus der Schrift eine große Bestimmung für mich voraus, — eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinctivsten und rücksichtslosesten Typus er mich errieth. Der Atheismus war das, was mich zu Schopenhauer führte. — Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine außerordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wußte. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung“; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereigniß, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche Wiederkehr des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerrathbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jasagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprach-Verlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller“ dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung für meinen Muth auszudrücken — jenen „höchsten Muth, der gerade die Lieblinge eines Volks auf die Anklagebank bringt“. — Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht: ich habe seit Jahren von einer unbedingten Redefreiheit Gebrauch gemacht, zu der Niemand heute, am wenigsten im „Reich“, die Hand frei genug hat. Mein Paradies ist „unter dem Schatten meines Schwertes“. — Im Grunde hatte ich eine Maxime Stendhal's prakticirt: er räth an, seinen Eintritt

in die Gesellschaft mit einem Duell zu machen. Und wie ich mir meinen Gegner gewählt hatte! den ersten deutschen Freigeist! — In der That, eine ganz neue Art Freigeisterei kam damit zum ersten Ausdruck: bis heute ist mir Nichts fremder und unverwandter, als die ganze europäische und americanische Spezies von „libres penseurs“. Mit ihnen, als mit unverbesserlichen Flachköpfen und Hanswürsten der „modernen Ideen“, befinde ich mich sogar in einem tieferen Zwiespalt, als mit irgend wem von ihren Gegnern. Sie wollen auch, auf ihre Art, die Menschheit „verbessern“, nach ihrem Bilde, sie würden gegen das, was ich bin, was ich will, einen unversöhnlichen Krieg machen, gesetzt, daß sie es verstünden, — sie glauben allesammt noch an's „Ideal“. — Ich bin der erste Immoralist.“ —

In diesen Erinnerungen vergißt mein Bruder nur Eins, daß es eine Zeit gab, wo er sehr betrübt war, das Buch geschrieben zu haben. Anfang des Jahres 1874 starb David Strauß, und Fritz war durch irgend welche Bemerkung veranlaßt worden, sich in den Kopf zu setzen, daß dieser sich über seinen Angriff zu Tode gegrämt habe. Zwar wurde ihm von allen Seiten, besonders auch von mir, auf das lebhafteste widersprochen: ich stellte ihm vor, daß man dem schon lange Zeit leidenden Manne gewiß das Buch gar nicht gezeigt habe, was ihn schließlich auch fast überzeugte, doch blieb ein kummervoller Zweifel zurück. Er schrieb an Gersdorff:

„Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe, und daß er ohne etwas von mir zu wissen, gestorben ist. — Es greift mich etwas an.“ —

Mein allzuzart empfindender Bruder hätte sich beruhigen können, wie sollte schließlich ein solcher satisfait, der sich so breit und selbstgefällig in dem Capitel: „Wie ordnen wir unser Leben?“ austhut, sich diesen Angriff gerade tief zu Herzen nehmen! In seinen von Zeller jetzt veröffentlichten Briefen finden wir folgende Stelle über meinen Bruder: „Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der Einem nie in's Gehege gekommen — kurz, das eigentliche Motiv seines leiden-

schaftlichen Hasses begreife ich nicht. Doch lassen wir die Fratzen und wenden uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu."

Ach nein! David Strauß starb nicht an gebrochenem Herzen! Ich wünschte, Fritz hätte diese Stelle lesen können, dann würde er gesehen haben, wie wenig Grund zur stillen Betrübniß vorhanden gewesen war, und wie wenig seine ganze Art und Weise von Andern verstanden wurde. Mein Bruder konnte nämlich überhaupt nur dann Jemand öffentlich angreifen, wenn zwischen ihm und dem Angegriffenen nicht die geringste persönliche Differenz vorhanden war. Er selbst schreibt über diese Eigenart seiner Natur gerade auch in Hinsicht auf diese erste „Unzeitgemäße Betrachtung":

„Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, — wo ich mich allein compromittire. — Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht compromittirte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauß an, genauer den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen „Bildung", — ich ertappte diese Bildung dabei auf der That." —

Trotz all dieser stolzen kriegerischen Worte und Empfindungen muß ich doch gestehn, daß mein Bruder zu einem Krieger, der unter dem Schatten seines Schwertes sein Paradies findet, nicht ganz geeignet war. So lange der Typus, den er bekämpfte, gewissermaßen ein unpersönliches Phantom blieb, erfüllte ihn die freudigste Kampfeslust. Aber irgend ein Wort, irgend eine Schilderung zeigte ihm diesen Typus plötzlich als einen Menschen mit fühlendem Herzen, umgeben von verehrenden Freunden — diesem zum Menschen zusammengeschrumpften Typus gegenüber empfand seine sensitive Natur Mitleid, und er litt dann unter den wuchtigen Schlägen seines eigenen Schwertes mehr als der angegriffene Feind. In solcher Stimmung seufzte er dann wohl: „Ich bin so gar nicht zum Hassen und zum Feindsein gemacht."

XI. Capitel.

Die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung".

Motto: „Wenn man nach Plan in der Geschichte sucht, so suche man in den Absichten eines gewaltigen Menschen, vielleicht in dem eines Geschlechtes, einer Partei. Alles Übrige ist ein Wirrsal. Wer nicht begreift, wie brutal und sinnlos die Geschichte ist, der wird auch den Antrieb gar nicht verstehn, die Geschichte sinnvoll zu machen."
(Werke Band X.)

Schon bevor „David Strauß" erschienen war, hatte mein Bruder den Plan zu einer Reihe von Betrachtungen gefaßt, die an die Stelle jener früher erwähnten „Reden eines Hoffenden" treten sollten. In ihnen wollte er Alles betrachten und untersuchen, was in Hinsicht auf eine neue Cultur umzuwerfen oder anzubauen sei. Da er nun nicht glaubte, daß er allein ein so ungeheures Werk fertig bringen könnte, so kam ihm auch damals, gerade wie in seiner frühen Jünglingszeit, der Gedanke, zur Bewältigung dieser außerordentlichen Aufgabe eine Vereinigung seiner nächsten Freunde zu schaffen, von denen Jeder die ihm gemäßen Themen in einzelnen Brochüren behandeln sollte. Diese einzelnen Untersuchungen sollten den Gesammtnamen „Unzeitgemäße Betrachtungen" führen. Als Theilnehmer an dieser Vereinigung zeichnet er selbst die Freunde Professor Jacob Burckhardt, Professor Rohde, Professor Overbeck und Freiherr von Gersdorff auf. Da sich aber die Genannten dieser Thatsache nicht mehr erinnern, so scheint es fast, als ob er bei leisem An-

klopfen empfunden hätte, daß die Freunde ihm diese Aufgabe am liebsten allein überließen.

Sein ganzes Leben hindurch verfolgte er unter den verschiedensten Formen den einen Plan, daß sich ein Kreis groß denkender wahrhaft freier Menschen aus allen Sphären der Gesellschaft zusammen finden sollte, um mit einander die tiefsten Probleme dieses so räthselhaften Lebens zu ergründen zu suchen. Erfüllt von diesem innigen Wunsch schreibt er in dem Entwurfe zur Betrachtung „Wir Philologen":

„Ich träumte eine Genossenschaft von Menschen, welche unbedingt sind, keine Schonung kennen und „Vernichter" heißen wollen: sie halten an Alles den Maßstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit. Das Schlimme und Falsche soll an's Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wissen nicht, ob wir je bauen können, und ob es nicht das Beste ist, nicht zu bauen. Es giebt faule Pessimisten, Resignisten — zu denen wollen wir nicht gehören." (Gesammtausgabe Bd. X S. 376.)

Die Zahl der „Unzeitgemäßen Betrachtungen", die er sich vornahm zu schreiben, schwankte auf und nieder, eine Zeit lang sprach er von vierundzwanzig. Ich erinnere mich dieser Zahl deshalb so genau, weil sich eine kleine Geschichte daran knüpft. Es wurde uns von einem Vögelchen erzählt, das im Bauer schnell nacheinander vierundzwanzig Eier gelegt hätte und nach dem letzten Ei todt gefunden worden wäre. Als nun im Sommer 1873 mein Bruder, kaum fertig mit „David Strauß", von einer ganzen Reihe neuer Betrachtungen sprach, 24 Buchtitel nannte und sich darüber verbreitete, in welcher Schnelligkeit Alles erscheinen sollte, wurde ich sehr bekümmert und meinte: das würde er gewiß nicht aushalten. Inzwischen war es ihm nämlich gar nicht gut gegangen: im Sommer 1873 plagte ihn das schon erwähnte Augenleiden und verursachte viele Schmerzen und Besorgnisse. Als mich Fritz nun so betrübt über die neuen Arbeitspläne sah, lachte er und meinte, ich dächte gewiß an das eingesperrte Vögelchen. Ich war aber gar nicht zum Scherzen aufgelegt; so wurde auch er ernst und sagte: „Lisbeth, wenn ich die vierundzwanzig Büchlein so heraus brächte, wie ich es gern möchte, dann wollte ich gern sterben, ich hätte genug gethan."

Schließlich veränderte er seine Pläne doch, längere Zeit

wurde die Zahl 13 festgehalten, endlich sprach er nur noch von 10 bis 12.

Er wurde mit den schriftstellerischen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, immer strenger und konnte sich im Verbessern des Ausdrucks der Gedanken und im Ausfeilen des Stils gar nicht genug thun. Man denke nur ja nicht, daß er in Bezug auf seine Schriftstellerei irgendwie süffisant gewesen wäre — nein, ganz im Gegentheil! Er äußerte sich stets auf das allerbescheidenste über seine eigne Begabung; als Grundstimmung kam immer zum Vorschein: „Wenn ich mich recht anstrenge, so kann ich einmal ein mäßiger Schriftsteller werden.“

Damit nun die zweite „Unzeitgemäße“ so gut wie möglich werde, bat er Freund Rohde, die Correcturen zu lesen und seiner Schrift mit seinem Rathe und seiner „moralisch-intellectuellen Correctur“ zu Hilfe zu kommen. Nach Beendigung des Drucks schreibt er an ihn:

„Du hast, bei aller Deiner Noth, nun auch noch die Correctur-Noth gehabt, guter treuer Freund. Jedes Winkchen ist dankbarlich benutzt worden, und mancher Flecken ist durch Deine Hand abgestreift worden. Eine Anzahl Sonderlichkeiten giengen übrigens nicht auf mich, sondern auf die Abschrift meines schwer leserlichen Manuscriptes zurück. Leider habe ich gerade für den letzten Bogen Deine Hilfe nicht mehr benutzen können... So mag denn das Unthier laufen — wem wird's Freude machen? Wer wird's auch nur lesen! Ich glaube, man wird auf eine ungeheure Dummheit bei mir schließen — und man wird wirklich Recht haben! Nur halte ich es wirklich in der Gescheidtheit nicht mehr aus und ziehe mich auf mich selbst zurück. Ich kann wirklich nicht anders; aber nicht wahr, Du wirst mich deshalb nicht gleich verachten? Denn ich denke eigentlich, daß Du mich in diesen Dingen übersiehst — und ein Recht dazu hast, liebster Freund! An meine Mit-Philologen denkend fühle ich mitunter selbst so etwas wie Scham. Doch glaube ich nicht, daß man mich leicht aus der Bahn bringt — und erst will ich mich einmal ganz aussprechen, es giebt doch keine größere Wohlthat, die man sich erweisen kann! Wenn Du Dein Exemplar hast (hoffentlich vor zwei Wochen) bitte ich Dich noch um Eins: sage mir doch mit Härte und Kürze Fehler, Manieren und Gefahren

meiner Darstellung — denn darin genüge ich mir nicht und erstrebe etwas ganz Anderes. Also hilf mir mit kurzen Winken, ich werde sehr dankbar sein."

Im März 1874 fährt er über dasselbe Thema fort: „Daß ich es mit meinen Ergüssen ziemlich dilettantisch unreif treibe, weiß ich wohl, aber es liegt mir durchaus daran, erst einmal den ganzen polemisch-negativen Stoff in mir auszustoßen; ich will unverdrossen erst die ganze Tonleiter meiner Feindseligkeiten absingen, auf und nieder, recht greulich, „daß das Gewölbe wiederhallt." Später, fünf Jahre später, schmeiße ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein „gutes Werk!" Aber jetzt ist mir die Brust ordentlich verschleimt vor lauter Abneigung und Bedrängniß, da muß ich mich expectoriren, ziemlich oder unziemlich, wenn nur endgültig. Elf schöne Weisen habe ich noch abzusingen." —

Inzwischen war er längst wieder mit neuen Ideen und Buchplänen beschäftigt, und seine Gedanken schweiften in so entfernten Gegenden, daß er beim Eintreffen der Correcturbogen zu der zweiten „Unzeitgemäßen" sich kaum noch darauf besinnen konnte, wann er eigentlich „dieses Zeug" geschrieben habe. Diese reiche Productionslust war ein Zeichen von guter Gesundheit, die sich in der zweiten Hälfte des Winters sehr gebessert hatte.

Das ganze Jahr 1873 war der Gesundheit meines Bruders nicht zuträglich gewesen: es begann mit einer starken Erkältung und einem wochenlangen grippenartigen Zustand. Im Sommer plagte ihn das Augenleiden, und im Herbst verursachte der Magen viele Unannehmlichkeiten. Bis Ende des Jahres war er recht elend, aber die zwei Wochen, die er zur Weihnachtszeit in Naumburg verlebte, besserten sein Befinden augenscheinlich. Er schreibt nachher: „Es waren ruhige und gute Tage, und es scheint mir, daß ich mich bei Euch etwas erholt habe, besonders mit den Nerven." Die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise, die Veränderung des Climas, das behagliche, heitere Zusammensein und Mamas gute Süppchen hatten alle ihren Antheil an dieser Besserung. Dazu fieng er eine neue Diät an und aß eine Zeitlang nicht im Hotel, so daß er im Februar 1874 ganz vergnügt schrieb:

„Mein Befinden ist gut. Es ist kein Zweifel, daß ich jetzt

die richtige Lebensweise gefunden habe. Geht es mir einmal schlecht, so hat es immer ganz nachweisbare Gründe. Ich glaube, Ihr werdet mich Ostern wohler finden als Weihnachten."

Die zweite Betrachtung: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben" erschien Februar 1874; nach dem Aufruhr, den die erste erregt hatte, war die Aufnahme geradezu kühl und gleichgültig zu nennen und zwar von allen Kreisen, mit denen wir damals in Berührung kamen. Ich war deshalb ziemlich erstaunt, als ich im Jahr 1876 meinen Mann Dr. Bernhard Förster kennen lernte und er mir versicherte, daß er gerade auf diese „Unzeitgemäße" hin der treueste Verehrer meines Bruders geworden sei; er hielt sie für die beste der vier Betrachtungen, die damals erschienen waren. Dieses Urtheil scheint von allen Historikern getheilt worden zu sein, die das Studium der Geschichte in einem großen und begeisterten Sinn auffaßten; ich erinnere mich, daß auch Jacob Burckhardt gerade von dieser „Unzeitgemäßen" mit der höchsten Schätzung gesprochen hat. Ein liebenswürdiger, für meinen Bruder in seiner Bescheidenheit fast beschämender Brief, in dem Burckhardt seine Gedanken nach dem ersten lebhaften Eindruck flüchtig hingeschrieben hat, ist noch erhalten:

Basel, 25. Februar 1874.

„Verehrtester Herr Collega!

„Indem ich Ihnen für die Zusendung des neuen Stückes der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" meinen besten Dank sage, kann ich nach raschem Durchfliegen der gewaltig inhaltsreichen Schrift nur einstweilen zwei Worte erwidern. Ich hätte eigentlich hierzu das Recht noch nicht, da das Werk sehr reiflich und allmählich genossen sein will, allein die Sache geht unser Einen so nahe an, daß man in die Versuchung kommt, sogleich Etwas zu sagen.

„Vor Allem ist mein armer Kopf gar nie im Stande gewesen, über die letzten Gründe, Ziele und Wünschbarkeiten der geschichtlichen Wissenschaft auch nur von ferne so zu reflectiren, wie Sie dieses vermögen. Als Lehrer und Docent aber darf ich wohl sagen: ich habe die Geschichte nie um dessentwillen gelehrt, was man pathetisch unter Weltgeschichte versteht, sondern wesentlich als propädeutisches Fach: ich mußte den Leuten dasjenige

Gerüste beibringen, das sie für ihre weiteren Studien jeder Art nicht entbehren können, wenn nicht Alles in der Luft hängen soll. Ich habe das mir Mögliche gethan, um sie zur eigenen Aneignung des Vergangenen — irgend einer Art — anzuleiten und ihnen dieselbe wenigstens nicht zu verleiden; ich wünschte, daß sie aus eigener Kraft möchten die Früchte pflücken können, auch dachte ich gar nie daran, Gelehrte und Schüler im engern Sinne großzuziehen, sondern wollte nur, daß jeder Zuhörer sich die Überzeugung und den Wunsch bilde: man könne und dürfe sich dasjenige Vergangene, welches Jedem individuell zusagt, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen. Ich weiß auch recht wohl, daß man ein solches Streben, als zum Dilettantismus führend, tadeln mag, und tröste mich hierüber. In meinen vorgerückten Jahren ist dem Himmel zu danken, wenn man nur für diejenige Anstalt, welcher man in concreto angehört, ungefähr eine Richtschnur des Unterrichts gefunden hat.

„Dies soll nicht eine Rechtfertigung sein, welche Sie, hochverehrter Herr Collega, ja nicht von mir erwarten, sondern nur ein rasches Besinnen auf das, was man bisher gewollt und erstrebt hat. Ihr freundliches Citat S. 29 macht mir einige Sorge; wie ich es lese, dämmert mir auf, das Bild sei am Ende nicht ganz von mir, und Schnaase könnte einmal sich ähnlich ausgedrückt haben. Nun, ich hoffe, es rückt mir's Niemand auf.

„Diesmal werden Sie zahlreiche Leser ergreifen, indem Sie ein wahrhaft tragisches Mißverhältniß in harte Sehnähe gerückt haben: den Antagonismus zwischen dem historischen Wissen und dem Können, resp. Sein, und wiederum denjenigen zwischen der enormen Anhäufung des sammelnden Wissens überhaupt und den materiellen Antrieben der Zeit.

Mit nochmaligem bestem Danke verharrt hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

J. Burckhardt."

Mein Bruder erhielt damals mehrere bewundernde Zuschriften von ihm bisher Unbekannten, aber sie bezogen sich nicht direct auf diese zweite Unzeitgemäße, sondern auf alle drei bis dahin erschienenen Schriften. Man sah in ihm allmählich den

Apostel einer neuen noch nicht bestimmt formulirten Anschauungsweise, dabei konnten Viele in das Mißverständniß verfallen, daß gerade ihre persönlichen Meinungen, Wünsche und Hoffnungen darin zum Ausdruck gelangen würden, und daß mein Bruder unter denselben Nöthen litt, die sie so bitter empfanden. Einem dieser unbekannten Briefschreiber antwortete er in einem längeren Brief, dessen Entwurf noch erhalten ist: „Ich benutze die wunderliche Dunkelheit aller persönlichen Beziehungen zwischen Ihnen, lieber Briefschreiber, und mir, um mich ganz frei und auf die Gefahr jeder Deutung hin gegen Sie auszusprechen. Wer kann einen Brief lesen, ohne nicht ein persönliches Bild des Schreibenden sich vorzustellen.

„Irgendwann einmal müssen wir alle Erzieher sein — aber erst dann, wenn wir uns selbst erzogen haben. Ach, wem gelingt dies und fortwährend? Und doch ist's nothwendig und gar keine Hilfe anderswoher zu erwarten. Mag der Einzelne sich dazu hinhelfen, wie und auf welchem Wege er kann und muß: Natur, Kunst, Religion (gewesene oder zukünftige), Alles was stärkt und die schreckliche, verderbliche und unvermeidliche Vereinsamung tragen lehrt, vor allem der herzliche Zuruf der Mitliebenden und Mithoffenden — Alles, Alles sei gesegnet und verehrt: damit nur ja der also Strebende nicht schwach und persönlich werde, damit er von jeder Unzufriedenheit und Belästigung des Ichs frei werde, um nur die großen Nöthe auf seinem Nacken zu tragen. Denn es hilft nichts, man muß sogar den Muth haben, glücklich zu sein bei aller Noth, so wie es der Krieger im Kampfe ist. Alles „Krächzen und Ächzen" aber wollen wir mit Goethe weit von uns abthun. Wir wollen es: und wir sollten es gewiß — aber nicht wahr, es giebt böse Stunden ohne Sonne — wer tröstet uns dann!

„Mitunter weiß ich gar nicht mehr, ob ich ein Recht habe, von allen möglichen Leiden unsrer Welt zu reden. Denn ich sehe die Leidenden nicht, nur mich selbst ausgenommen. Zumal wenn man unter den Gelehrten lebt, ist es Einem leicht zu Muthe, als ob man gar nicht unter leidfähigen Menschen lebe: aber auch glücklich machen können sie nicht! — Das aber können wir, lieber Briefschreiber, unter einander: weil wir zusammen leiden, können wir uns beglücken: und dies thaten Ihre Zeilen.

Denn ich weiß keine höheren Freuden als wie die, von einem Menschen zu hören, der ein Leidender und Hoffender ist, und ich bedarf dieser Freuden, um nicht zu verzagen. —"

Merkwürdiger Weise hat sich mein Bruder überhaupt wenig über diese zweite „Unzeitgemäße Betrachtung" geäußert; ich glaubte damals, daß es an dem Urtheil der Bayreuther Freunde läge, wenn er sich so schweigsam dazu verhielt. Wir erfuhren nämlich auf Umwegen, daß sich Wagner sowohl als Frau Cosima ziemlich kühl und enttäuscht über diese Schrift ausgesprochen hätten. Mein Bruder fühlte sich dadurch recht verletzt. Diese Schrift war die erste, welche keine directe Beziehung zu Wagner oder seiner Kunst hatte; durfte mein Bruder nicht erwarten, daß die Freunde ihm auch auf einem andern Gebiet mit derselben begeisterten Zustimmung folgen würden, wie früher? Mit dunklem Unbehagen empfand er, daß man ihn in Bayreuth doch nur als Wagnerschriftsteller betrachtete; in einer solchen Enge zurückgehalten zu werden, war für ihn ein furchtbarer Gedanke. Übrigens klang der briefliche Dank von Wagner und Frau ebenso warm und herzlich wie in den früheren Briefen. Mein Bruder meldet auch an Gersdorff: „Herrliche Briefe aus Bayreuth;" erst um Ostern herum hörte er die wahre Bayreuther Meinung, und wir legten dann in die schriftlichen Äußerungen Allerhand hinein, was eigentlich nicht darin stand. Wagner schreibt:

„Lieber Freund!

„Schon vor acht Tagen erhielten wir vom Buchhändler Ihre neue Schrift, welcher wir drei wohlbedächtige Lese-Abende widmeten. Ich wollte Ihnen schon immer dazwischen hinein schreiben: das Schlimme ist aber, daß die Anregung immer gleich in das Hundert-Tausendste führt, und endlich ganze Abhandlungen vor Einem stehen, welche zum Briefe nicht taugen.

„In aller Kürze hätte ich Ihnen nur das Eine zuzurufen gehabt, daß ich einen schönen Stolz empfinde, nun Nichts mehr zu sagen zu haben, und Ihnen alles Weitere überlassen zu können. Alles „Weitere?" Ja, da möchte Einem allerdings bangen! Aber, immer ist's ein Trost, zu wissen, daß die Sache beim rechten Punkte angefaßt ist. —

„Lob erwarten Sie wohl nicht von mir? Es sähe auch hübsch aus, wenn ich Ihr F e u e r, Ihren W i t z — loben

wollte! — Meine Frau findet für so Etwas die rechte Art, — dafür ist sie eben ein Weib. Sie wird's auch nicht fehlen lassen.

„Nun seg'ne uns alle mit einander Gott! Er hat dabei nicht viel zu thun, denn wir sind ihrer blutwenige! —

„Mit meiner großen Sache will es in Ordnung kommen. 1876 wird es wohl losgehen. Nächstes Jahr bereits volle Proben, die freieste Verfügung über Zeit ist unerläßlich. —

„Im Mai ist unser Haus fertig: Ihr Zimmer steht dann bereit. Ich hoffe, Sie ruhen auch einmal hier aus, es ist in der Nähe gebirgig genug! — Die Frau schreibt allernächstens — sie leidet an den Augen! — das scheint wohl jetzt nicht anders zu gehen. Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir. Gersdorff aber bleibe immer als absolutes Ideal verehrt! —

Herzlich grüßt Sie Ihr

Bayreuth, 27. Februar 1874. Richard Wagner.

Wissen Sie, daß ich wieder in Basel drucken lasse?"

Frau Cosima's Brief ist bedeutend ausführlicher, klingt auch noch wärmer und freundschaftlicher, aber all die schönen Worte erschienen meinem Bruder später doch nur wie Blumen, die die bittre Wahrheit verdecken sollten, daß nicht nur für die Meisten, sondern eigentlich für den Meister diese Schrift inaccessible wäre; sie schreibt:

„Wir waren Anfangs sehr überrascht, denn es verwundert Einen jetzt sehr, wenn allgemeine tiefe Gedanken ausgesprochen werden, und unwillkürlich sagt man sich: „wozu, für wen sagt er alles das, wir wissen es, und diejenigen, die es nicht thun, sollen es auch nicht wissen," bis an der Kette Ihrer Entwickelung wir verstanden, warum Sie also abstract beginnen mußten. Kein Fehler sondern eine Schwierigkeit Ihrer Schrift ist dies und wird sie dieselbe, glaube ich, den Meisten inaccessible (ich finde das deutsche Wort nicht) machen. Daran liegt nun aber gar Nichts, denn diejenigen, welche Ihnen werden folgen können (wozu allerdings viel, und ich möchte selbst sagen, eine gewisse Eingeweihtheit in den Geheimnissen der Schule gehört), werden Ihnen Dank wissen, und mit Erhebung gewahren, daß bei so scharfer Erkenntniß es noch ein Hoffen giebt, und bei so vollständiger Ver-

einsamung es noch möglich ist, kampfesmuthig zu bleiben. Und wie gewappnet treten Sie auf, wie schlagfertig, sicher und besonnen, so sehr, daß, ich fürchte, Sie gar keinen Gegner finden werden, und sich werden damit begnügen müssen, wie Fridjhof die Götterbilder umgestürzt zu haben und das Gebäude in Flammen gesetzt zu haben, ohne eigentlichen Kampf. Was mich persönlich ganz besonders an Ihrer Schrift ergriffen hat, ist die mir durch sie noch klarer gewordene Gewißheit, daß Ihnen an dem Leiden des Genies in unserer Welt, die Erleuchtung der ganzen Zustände geworden ist, und daß Sie nicht nur mit den Augen der Intelligenz, sondern mit den tiefer blickenden des Herzens, sehen. Wie der indische Königssohn von der Begegnung von Bettler, Greis und Leiche, vom Wesen der Dinge unterrichtet wurde, und der Christ durch den Anblick des Heilandes am Kreuz zum Heiligen wird, so ist Ihnen ein Gesammturtheil über unsere heutige Cultur-Welt durch das Mit-Leiden mit dem Genie ermöglicht worden, und dies giebt Ihren Arbeiten die wunderbare Wärme, welche, ich bin dessen überzeugt, wirken wird, lange nachdem unsre Petroleum- und Gasgestirne ausgelöscht sein werden. Vielleicht, hätten Sie mit uns nicht so tief empfunden, wären Sie nicht so Herr über die Buntscheckigkeit der Erscheinung geworden. Aus dieser selben Quelle entspringt Ihnen auch die Ironie und der Humor, welche ganz anders mächtig wirken mit diesem Untergrund des Mit-Leidens, als wenn sie ein bloßes Spiel der Intelligenz sind. Mit Hartmann's Abfertigung haben Sie mir einen besonderen Gefallen erwiesen, Sie wissen, daß ich mich vor Jahren, als Sie mir die Unbewußtheit in das Haus brachten, nicht entschließen konnte, dieselbe ordentlich kennen zu lernen, da mir der Ton zu stark mißfiel, nun ist aber diese Größe dermaßen über alle Strohköpfe gewachsen, daß ich zuweilen gern meine Ansicht über sie gehabt hätte, diese haben Sie mir nun gegeben, und mit diesem Einen Zeitgemäßen bin ich so gründlich fertig, als er selbst mit Romeo und Julia Wer wird nun aber die Historie lesen? Ich fürchte, Sie haben der Verbreitung derselben auch durch zu schöne Ausstattung geschadet, denn derjenige, welcher mit Freude die fünfzehn Silbergroschen für den „Beethoven" giebt, wird bei der größten Begeisterung vielleicht nicht den Thaler finden können,

um den Nutzen und Schaden der Historie sich vorzuführen, und im wohlhabenden Bildungsphilisterium dürfen Sie doch nicht Ihr Publicum suchen, viel eher unter den „Fahrenden", die heute noch wie in der Vorzeit vielleicht den echten deutschen Sinn bewahren. Sei dem wie ihm wolle, Sie haben eine schöne Schrift geschrieben, ein schönes Werk gethan, für's Übrige — — laß Hans Sachs nur sorgen, will ich als Hoffende jetzt sagen und mir unter Hans Sachs ein deutsches Volk vorstellen. — Wir haben so viel immer zusammen über Form und Stil, wie Styl, gesprochen, daß ich Ihnen doch auch über diesen Punkt etwas sagen will, wenn es auch am schwersten vielleicht ist, sich darüber verständlich zu machen. Man merkt Ihrer Schrift den besten vornehmsten Umgang, jedoch nicht gänzliche Freiheit an, ich glaube, daß die classischen Muster dadurch unnachahmlich bleiben, daß sie selbst Niemanden nachahmten und in und aus sich nach dem Schönen trachteten. Auch sind mir bei dieser großen künstlerischen Absicht einige Nachlässigkeiten aufgefallen, wie von wo er es h e r h a t, was als zu familiär zu dem ganzen Ton nicht stimmt, ferner eine wie es scheint absichtliche Vermeidung von w e l c h e r, Sie sagen beinahe stets: der d e r dies oder jenes thut, das Werk d a s gefällt, warum dies? Schließlich, darf man wohl von sich sagen, daß man „classischer Philologe" ist? Wäre nicht Lehrer der classischen Philologie besser? Indem ich dieses Unbedeutende niederschreibe, kommt der Contrast zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit aus Ihrer prächtigen Schrift als glänzendster Moment derselben mir in den Sinn, und ich finde es recht thöricht, Ihnen meine F ö r m l i c h k e i t e n aufzutischen, während ich noch gar nicht genügend Ihnen gesagt habe, wie die Gedankenfülle und die außerordentliche Eigenthümlichkeit der Anschauung mich entzückt haben. Das bringt das Plaudern der Intimität so mit sich, das Große läßt man lieber dabei unberührt, und bespricht heiter gestimmt durch die Übereinstimmung im Erhabenen, lieber das Kleine. Sie wissen und verstehen wohl durch Alles, welche Freude Sie uns bereitet haben, mein werther Freund?" — — —

In seinen Lebenserinnerungen, die er Ende des Jahres 1888 schrieb, weiß er wenig über diese zweite Betrachtung zu sagen: „Die zweite Unzeitgemäße (1874) bringt das Gefährliche,

das Leben-Annagende und -Vergiftende in unsrer Art des Wissenschafts-Betriebs an's Licht: — das Leben krank an diesem entmenschten Räderwerk und Mechanismus, an der „Unpersönlichkeit" des Arbeiters, an der falschen Ökonomie der „Theilung der Arbeit". Der Zweck geht verloren, die Cultur: — das Mittel, der moderne Wissenschafts-Betrieb barbarisirt . . . In dieser Abhandlung wurde der „historische Sinn", auf den dies Jahrhundert stolz ist, zum ersten Mal als Krankheit erkannt, als typisches Zeichen des Verfalls." —

Selbst Herr Professor Hillebrand in Florenz hatte viel an dieser Betrachtung meines Bruders auszusetzen, wenn auch seine Kritik in der Augsburger Allgemeinen Zeitung im Allgemeinen als günstig betrachtet wurde. Sicher sprach er das Urtheil und die Empfindung der meinem Bruder in jener Zeit Wohlgesinnten mit folgenden Sätzen aus:

„Herrn Nietzsche's Schriften haben das Verdienst, den Leser anzuregen, sei es zum Widerspruch, sei es zum Beifall, sei es zum Nachdenken. Sie sind meist schön und lebendig geschrieben, in einer Sprache, welche bei aller Erregtheit rein, bei aller Bildung eigenthümlich bleibt. Die Gedanken haben zuweilen wohl etwas Herausforderndes in ihrer paradoxalen Haltung, aber sie sind fast immer geistvoll. Der Verfasser nennt selber seine beiden letzten Schriften „unzeitgemäße"; wir möchten sie recht im Gegentheil „zeitgemäße" nennen: sind sie doch offenbar aus der Reaction gegen die Zeit hervorgegangen, wenden sie sich doch an die Zeit."

Was aber auch Herr Hillebrand hier behauptet, ich schließe nach den inzwischen gemachten Erfahrungen doch, daß diese zweite Betrachtung von der „historischen Krankheit" (dies war ihr ursprünglicher, leider unterdrückter Titel) in den siebziger Jahren unzeitgemäß gewesen sein muß, da sie erst jetzt zu ihrer wahren Geltung kommt: die Kritik von heutzutage mißt ihr von allen vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen" den höchsten Werth bei.

XII. Capitel.

Schopenhauer als Erzieher.

Motto: „Ich bin ferne davon zu glauben, daß ich Schopenhauer richtig verstanden habe, sondern nur mich selber habe ich durch Schopenhauer ein weniges besser verstehen gelernt; das ist es, weshalb ich ihm die größte Dankbarkeit schuldig bin.“ (Bd. X.)

Als ich Ende April 1874 wie jedes Jahr nach Basel kam (es war seit 1870 zur Regel geworden, daß ich den Sommer bei meinem Bruder, den Winter bei meiner Mutter verlebte) fand ich Fritz in ziemlich mißmuthiger Stimmung: er sprach sich über alles Mögliche, vorzüglich aber über sich selbst, sehr bedrückt aus. Jene Zeit, dünkt mich, ist als eine Art Wendepunkt seiner inneren Entwickelung zu betrachten. Er dachte, wie ich schon öfters erwähnte, bei den ungeheueren Anforderungen, die er an sich stellte, äußerst bescheiden von seiner Begabung, er wurde sich eigentlich ihrer erst bewußt, wenn er angegriffen wurde. Dann fühlte er, daß er Einiges doch bedeutend besser wußte und konnte, als andere Leute. Dies war in seiner Kindheit genau so wie sein ganzes späteres Leben hindurch; die Graphologen sagen, daß selbst seine Handschrift die persönliche Bescheidenheit und Verzagtheit über sich selbst zeigte. Besonders rührend war seine Bescheidenheit, wenn er sich mit den Personen verglich, die er liebte und verehrte: er schuf diese zu unglaublichen Wunderthieren um, während er sich selbst mit einer ungerechten schonungslosen Kritik betrachtete. Das mußte natürlich ein vollkommenes Mißverhältniß ergeben. Mit leichtem Spott über sich selbst schreibt er im Jahre 1878: „So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existirt.“

Seit Anfang des Jahres 1874 war er mit seiner Schrift über Schopenhauer beschäftigt; je gigantischer er diesen gestaltete, desto verzagter fühlte er sich selbst. Aus solcher Stimmung heraus schreibt er an Gersdorff im April 1874:

„Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen, dies zu thun, damit daß ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntniß heraus, erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen Nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als producirendem Wesen, denke! Ich suche weiter Nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, was mir anhaftet. Von einem wirklichen Produciren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja Nichts von Thaten entgegenstellen, wie es der Künstler, oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über."

Mein Bruder begann viel über sich nachzudenken, wie das und jenes mit ihm so anders sein müßte, damit er eine große Culturaufgabe erfüllen könnte: „Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, — es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei."

Aber sonderbar, gerade während er gewissermaßen einen Tiefstand seiner Ansicht über sich selbst erreichte, kam er fast unbewußt zu ganz anderen Resultaten. Welche innere Erlebnisse er damals gehabt hat, welchen Weg seine Erkenntniß, sich selbst befreiend, gegangen ist, zeigt er uns in folgenden Aphorismen und Notizen:

„Erst glauben wir einem Philosophen. Dann sagen wir: mag er in der Art, wie er seine Sätze beweist, Unrecht haben, die Sätze sind wahr. Endlich aber: es ist gleichgültig, wie die Sätze lauten, die Natur des Mannes steht uns für hundert Systeme ein. Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben: aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an einem Philosophen etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch.“ (Band X, S. 286.)

„Das größte Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerischen Menschen entwarf: der zerstörende Genius, gegen alles Werdende. Als Gegenbedürfniß brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchem unheimlichen Tagewerk. Unzufriedenheit am tragischen Denken gesteigert.

„Gegenmittel: pessimistische Kritik des Denkens und der Lust am Denken. Kritik des Genius.

„Bei Schopenhauer zuerst im Großen ihn festhaltend gegen das Einzelne, später im Einzelnen gegen das Ganze.“ (Band XI.)

„Mein Mißtrauen gegen das System von Anfang an. Die Person tritt hervor, er typisch als Philosoph und Förderer der Cultur. Am Vergänglichen seiner Lehre, an dem, was sein Leben nicht ausprägte, knüpfte aber die allgemeine Verehrung an — im Gegensatz zu mir. Die Erzeugung des Philosophen galt mir als einzige Nachwirkung, — aber mich selbst hemmte der Aberglaube vom Genius. Augenschließen.“ (Band XI.)

Er deutet hier wiederholt an, wie hemmend Schopenhauer für ihn gewesen ist, und doch ward er ihm nicht nur Erzieher, sondern auch Befreier, denn während er über ihn schrieb, veränderte sich das Bild des Philosophen: seinen eigenen Kampf, seine eigene Noth und Befreiung legt er mit glühenden Worten in ihn hinein. Die Hemmung verschwand! Ich meine, damals überkam ihn zum ersten Mal die freudige Ahnung, daß er bisher das Genie und sich selbst mit falschem Maßstabe gemessen hatte. — Es ist in und um den Genius herum so außerordentlich viel Unbewußtes! Sein Weg führt ihn wie nachtwandelnd

sicher durch dunkelumhüllte Bahnen, — jedes neue Werk ist für ihn wie ein Sonnenaufgang: ihn selbst überraschend breitet sich vor ihm eine neue wundervolle Welt aus, — ahnte er doch zuvor nicht, in welche entzückende Landschaft ihn sein Fuß getragen hatte.

Mit der Entstehung der dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung" ist die Erinnerung an eine unserer heitersten Ferienreisen verbunden. Wir hatten uns für die Pfingsttage einen hübschen Ausflug nach Schaffhausen, dem Rheinfall, dem Bodensee, nach Überlingen, und Heiligenberg ausgedacht; wir kamen aber nur bis zum Rheinfall, da es uns in dem wunderschön gelegenen Hotel, dem Rheinfall gegenüber, so besonders gut gefiel. Wir fanden köstliche Spaziergänge und „schnoberten", wie Fritz sagte, die ganze Umgebung ab. Der sehr harmlose Hauptspaß dieser Rheinfalltour war, daß wir uns nur dieses einen Thätigkeitswortes bedienten. Ich weiß nicht mehr, wie Fritz darauf kam, aber er behauptete, man brauche sich gar nicht so mit der Sprache abzumühen, man käme, um sich verständlich zu machen, mit sehr wenigen Worten aus; darauf wurde „schnobern" als einziges Thätigkeitswort bestimmt. So klopfte Fritz früh an meine Thür: „Lieschen, bist du schon aufgeschnobert? Ich bin seit einer Stunde im Freien herumgeschnobert und denke, es ist nun Zeit zum Schnobern." Herzliches Gelächter draußen und drinnen, kein Zweifel, wir hatten uns verstanden. Es entstanden die wunderlichsten Wortverbindungen, die zu manchem Scherz und den drolligsten Mißverständnissen Veranlassung gaben. Schnobern avancirte selbst zum Hauptwort — zum Beispiel wurde eine köstliche vom Wald gebildete Ecke am Rhein der „Hauptschnober" genannt, da wir dort die meiste Zeit verbrachten, Fritz denkend und schreibend, ich lesend.

Wer meinen Bruder nicht längere Zeit persönlich gekannt hat, kann es sich kaum vorstellen, wieviel kindliche heitere Harmlosigkeit in seinem ganzen Wesen lag. Doch will ich zugeben, daß er wohl mit Niemand so viel gelacht hat, als mit mir, er fand deshalb meine Gegenwart so erholend, das Gleichgewicht zwischen Wirklichkeit und dem concentrirtesten Denken wieder herstellend.

Der Abschluß dieser kleinen Reise, die später nur die „Schnobertour" genannt wurde, zeigte unsere Harmlosigkeit noch

in anderer Hinsicht: wir hatten die Tage ganz nach eigenem Belieben, die Stunde und den Speisezettel der Mahlzeiten eingerichtet; das ist in der Schweiz, wo es Sitte ist sich Pensionspreise auszumachen, das Unpraktischste was man thun kann. Wir kannten dies auch aus reichlicher Erfahrung; aber Fritz hatte eine große Abneigung gegen jede Art von table d'hôte, (Heerdenabfütterung nannte er sie) und fügte sich deshalb nicht gern in solche Arrangements. Das Hotel, in dem wir wohnten, war ein Musterhotel ersten Ranges; man kann sich nun vorstellen, welche Rechnungen uns für die vielen diners und soupers à part aufgestellt wurden! Wir starrten recht verwundert auf die vorgelegte Rechnung; — daß unser harmloser Aufenthalt so viel Geld gekostet hatte, kam uns höchst überraschend. „Lisbeth", sagte Fritz mit komischer Feierlichkeit, „man muß es immer theuer bezahlen, abseits von der Heerde zu weiden." Wir mußten auf die Fortsetzung unserer Reise nach dem Bodensee verzichten, da wir nicht Geld genug mitgenommen hatten, und begaben uns deshalb, wie Fritz behauptete, „mit gesenkten Ohren" etwas verfrüht auf die Heimreise.

Ist es nun nicht merkwürdig, daß mein Bruder gerade während dieser äußerlich so heiteren Tage einen großen Theil eines Buches schrieb, in welchem er fast unbewußt sein ganzes Selbst, seine innerlichsten Erfahrungen mit seinem Herzblut niederschrieb? — Durch diese Harmlosigkeiten erholte er sich von dem furchtbaren Ernst seiner eigenen Tragödie — das Schicksal des Genies ist immer Tragödie — aber man sah es ihm wohl an, daß er innerlich Großes erlebte; es lag ein wunderbares Leuchten in seinen Augen: das Glück des Schaffenden, das Glück des Überwinders. Manchmal saßen wir stundenlang an unserem Lieblingsplatz, am Rhein, ohne ein Wort zu sprechen, — wir hörten das donnernde Getöse des Falles aus der Ferne, wir sahen den von der Bewältigung des Widerstandes und der Hindernisse noch tief erregten Strom mit zornigem Ungestüm an uns vorüber brausen, dem Ziel, dem Meere, der Unendlichkeit entgegen. Das Ufer zitterte, wie eine gewaltige Symphonie klang es aus der Tiefe, der Strom sang das heroische Lied seines Weges zur Freiheit — und in der Seele meines Bruders klang es wieder! —

Im Juni 1874 beendete mein Bruder „Schopenhauer als Erzieher" im Großen und Ganzen; in dem folgenden Monate wurden die einzelnen Theile ausgearbeitet und dann im September noch einmal das letzte Stück ganz und gar umgeschrieben. Während seiner Arbeit wurde es ihm immer leichter, heller und froher zu Muthe. Schon im Mai schreibt er an Gersdorff: „Es ist mir gut gegangen und jede Depression, Melancholia ferne und tief unter mir." Und am 1. Juni schreibt er an Rohde:

Liebster Freund,

ich erfahre soeben wieder durch Gersdorff und die Bayreuther, daß man sich sehr wieder um mich sorgt, daß man meine Stimmung gefährlich und galgenhumoral findet u. s. w. Nun, ich kann mir nicht helfen, einige Menschen sehen aus der Ferne besser als ich aus der nächsten Nähe — und so mag wohl Etwas an der Besorgniß daran sein. Nur daß mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist, Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, Alles gesund, dazu bin ich wieder in leidlich productiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz ich sehe einem Glücklichen so ähnlich, als ich überhaupt weiß, was Glück ist — nämlich daß es etwas dergleichen giebt, ist kein Zweifel . . .

„Habt ihr auch so herrliche Mondabende? Man mag gar nicht in die Häuser zurück und mitunter glaube ich wirklich, daß die Luft singt. — Ich habe eben die Vorrede zu meiner dritten Unzeitgemäßen geschrieben."

Aber was er da singen und klingen hörte, war das heimliche Glück seines innersten Herzens: das Ahnen seiner eigenen Größe.

Und wie lange, lange Jahre ist ihm nur dieses „Ahnen" geblieben! — Erst im Jahre 1888, als er ganz hellsehender Geist wird, als der Körper, das eigene Ich, verschwindet, mit der hehren Gestalt des Zarathustra verschmilzt, und er nun auf sein eigenes Leben wie auf ein fremdes Schauspiel zu blicken vermag — erst da kommt ihm zum Bewußtsein, was er selbst war. Er pries das Schicksal, das ihm in jener umhüllenden Unbewußtheit lange Jahre seinen Weg zur eigenen Vervollkommnung, den höchsten Zielen zugeführt hatte:

„An dieser Stelle ist nicht mehr zu umgehn, die eigentliche

Antwort auf die Frage, wie man wird, was man ist, zu geben. Und damit berühre ich das Meisterstück in der Kunst der Selbsterhaltung, — der Selbstsucht... Angenommen nämlich, daß die Aufgabe, die Bestimmung, das Schicksal der Aufgabe über ein durchschnittliches Maß bedeutend hinausliegt, so würde keine Gefahr größer sein, als sich selbst mit dieser Aufgabe zu Gesicht zu bekommen. Daß man wird, was man ist, setzt voraus, daß man nicht im entferntesten ahnt, was man ist. Aus diesem Gesichtspunkte haben selbst die Fehlgriffe des Lebens ihren eignen Sinn und Werth, die zeitweiligen Nebenwege und Abwege, die Verzögerungen, die „Bescheidenheiten", der Ernst, auf Aufgaben verschwendet, die jenseits der Aufgabe liegen. Darin kommt eine große Klugheit, sogar die oberste Klugheit zum Ausdruck: wo nosce te ipsum das Recept zum Untergang wäre, wird Sich-Vergessen, Sich-Mißverstehn, Sich-Verkleinern, -Verengern, -Vermittelmäßigen zur Vernunft selber. Moralisch ausgedrückt: Nächstenliebe, Leben für Andere und Anderes kann die Schutzmaßregel zur Erhaltung der härtesten Selbstigkeit sein. Das ist der Ausnahmefall, in welchem ich, gegen meine Regel und Überzeugung, die Partei der „selbstlosen" Triebe nehme: sie arbeiten hier im Dienste der Selbstsucht, Selbstzucht. — Man muß die ganze Oberfläche des Bewußtseins — Bewußtsein ist eine Oberfläche — rein erhalten von irgend einem der großen Imperative. Vorsicht selbst vor jedem großen Worte, jeder großen Attitüde! Lauter Gefahren, daß der Instinct zu früh „sich versteht". — Inzwischen wächst und wächst die organisirende, die zur Herrschaft berufene „Idee" in der Tiefe, — sie beginnt zu befehlen, sie leitet langsam aus Nebenwegen und Abwegen zurück, sie bereitet einzelne Qualitäten und Tüchtigkeiten vor, die einmal als Mittel zum Ganzen sich unentbehrlich erweisen werden, — sie bildet der Reihe nach alle dienenden Vermögen aus, bevor sie irgend Etwas von der dominirenden Aufgabe, von „Ziel", „Zweck", „Sinn" verlauten läßt. — Nach dieser Seite hin betrachtet ist mein Leben einfach wundervoll. Zur Aufgabe einer Umwerthung der Werthe waren vielleicht mehr Vermögen nöthig, als je in einem Einzelnen bei einander gewohnt haben, vor Allem auch Gegensätze von Vermögen, ohne daß diese sich stören, zerstören dürften. Rang-

ordnung der Vermögen; Distanz; die Kunst zu trennen, ohne zu verfeinden; Nichts vermischen, Nichts „versöhnen"; eine ungeheure Vielheit, die trotzdem das Gegenstück des Chaos ist — dies war die Vorbedingung, die lange geheime Arbeit und Künstlerschaft meines Instincts. Seine höhere Obhut zeigte sich in dem Maße stark, daß ich in keinem Falle auch nur geahnt habe, was in mir wächst, — daß alle meine Fähigkeiten plötzlich, reif, in ihrer letzten Vollkommenheit eines Tags hervorsprangen." —

Die Sommerferien verlebte er in Bergün an der Albulastraße. Er schreibt im August 1874:

„Meine liebe gute Mutter, ich sitze hier auf den Bergen und will einmal an Dich wieder ein Briefchen schreiben, da unsre Lisbeth fern von uns Beiden ist und nicht wie gewöhnlich im Sommer Dir von mir und mir von Dir erzählen kann. Grimmiges Regenwetter seit ein paar Tagen, und alle Menschen sehr ungeduldig — das ist der Zustand in dieser Einsamkeit, an dem nur ich nicht Theil habe, weil ich mit Nachdenken und Fertigmachen einer neuen Schrift beschäftigt bin. Da lebt man anderswo, wo Einem der Regen nichts anhat. Übrigens genießt man, ohne dran zu denken, die stärkende Luft der Alpen und ist aus dem Stadt- und Alltagsleben heraus, da fällt einem Manches ein, was man in der Tiefe und in der Sommerschwüle der Städte nicht findet.

„Sonst sind wir, nämlich R. und ich, ziemlich Herren des Hotels; nur kürzlich ist ein badischer Edelmann mit Familie und ein preußischer Beamter hinzugekommen. Sonst gehen bis zu hundert Menschen täglich hier mit der Post vorüber und essen in diesem Hause, so daß wir mitunter zu zwei, aber dann auch zu 40 Personen zu Tisch sind. Der größte Theil will nach St. Moritz, bleichsüchtiges und nervenschwaches Volk, aus der ganzen Welt zusammengeführt durch die modische Berühmtheit jener Bäder

„Mein Leben verstreicht unter großen Unternehmungen, und ich bin an die dreißiger Jahre herangekommen, und immer mehr giebt es der Mühe und der Arbeit. Mitunter ist mir, ich hätte genug erlebt für sechzig Jahre.

„Gesundheit ist im Ganzen in Ordnung gewesen, seitdem ich meine Lebensweise verändert habe — Ärzte und Medicinen habe ich, was Dich freuen wird, seit Neujahr nicht mehr angewendet. Doch ist und bleibt der Magen schwach. Im Herbst werde ich Dich bitten, für mich einmal einen großen Obstkauf zu machen: ein paar Körbe guter Äpfel. Zu Mittag will ich wieder so einfach leben, wie ich es im ersten Vierteljahre gethan habe — und so wird's gehen. Weißt Du noch, wie desperat es vorige Weihnachten um mich stand?

„Es wird Abend und ganz grau, da will ich schließen und einen herzlichen Gruß an Dich heimsenden, hoch von den Engadiner Alpen her. Treulich Dein Sohn Fritz."

Mit dem Ende des Sommersemesters beschloß er auch seine Arbeit an der dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung". Zuletzt häufte sich Alles sehr zusammen, und er stöhnte in einem Brief an Gersdorff Ende September:

„Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußtheil unseres Sommerhalbjahres, und ich athme tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, daß Du Dich darüber freuen wirst. Der Druck, sehr beschleunigt und in Folge davon eine Last mehr, ist beinahe fertig, und wenn Du ankommst, wird wohl bereits ein Exemplar fix und fertig vorliegen."

Was mein Bruder selbst nach Beendigung seines Buches dachte, welche Empfindungen und Entschlüsse für die Zukunft ihn bewegten, sagt uns am besten ein Brief an seine Freundin Fräulein von Meysenbug:

„Endlich, verehrtestes Fräulein, komme ich wieder dazu, Ihnen etwas von mir zu erzählen, nämlich dadurch, daß ich Ihnen wieder etwas Neues von mir überreiche; aus dem Inhalte dieser letzten Schrift werden Sie genug von dem errathen,

was ich inzwischen in mir erlebt habe. Auch daß es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand, als im Buche zu lesen steht. In summa aber doch daß es geht, vorwärts geht, und daß es mir nur gar zu sehr am Sonnenscheine des Lebens fehlt; sonst würde ich sagen müssen, daß es mir gar nicht besser gehen könnte, als es geht. Denn es ist gewiß ein hohes Glück, mit seiner Aufgabe schrittweise vorwärts zu kommen — und jetzt habe ich drei von den dreizehn Betrachtungen fertig und die vierte spukt im Kopfe; wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir heraus gestellt habe, und doch darf ich hoffen, in fünf Jahren ungefähr diesem herrlichen Ziele nahe zu sein! Schon jetzt empfinde ich mit wahrem Dankgefühle, wie ich immer heller und schärfer sehen lerne — geistig! (leider nicht leiblich!) und wie ich mich immer bestimmter und verständlicher aussprechen kann. Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irre gemacht werde oder selber erlahme, so muß Etwas bei alledem herauskommen. Denken Sie sich nur eine Reihe von fünfzig solcher Schriften, wie meine bisherigen vier, alle aus der inneren Erfahrung heraus an's Licht gezwungen, — damit müßte man doch schon eine Wirkung thun, denn man hätte gewiß vielen Menschen die Zunge gelöst, und es wäre genug zur Sprache gebracht, was die Menschen nicht so bald wieder vergessen könnten, und was gerade jetzt wie vergessen, wie gar nicht vorhanden erscheint. Und was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glück, denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen; und ich begehre Nichts mehr als über das ganze höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die „moderne Welt" besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und socialen Ehrgeize, so daß ich von da aus keine Gefahren zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nöthigung zu Transactionen und Rücksichten; kurz, ich darf heraussagen, was ich denke, und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsre auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. Ich fordere vom Leben nicht zu viel und nichts Überschwängliches; dafür bekommen wir

Alle in den nächsten Jahren Etwas zu erleben, worum uns alle Vor- und Nachwelt beneiden darf. Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden, nur wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen — Alles Übrige steht dann bei mir."

Mit warmer Begeisterung, ja mit der Freude Feierklang und jedenfalls ganz anders als die zweite Betrachtung wurde die dritte „Unzeitgemäße" von allen Freunden begrüßt. Auch ich hatte von Anfang an für sie die wärmste persönlichste Empfindung, sie ergriff mich auf das allertiefste, denn sie erschien mir wie eine seltsame Vision von meines Bruders eigenem Leben, seinem Denken, seiner Zukunft. Schon damals sagte ich zu ihm: „ich weiß nicht genug von Schopenhauer, um genau zu wissen, ob er wirklich ein solcher Erzieher ist, aber Eines weiß ich genau, daß Du der darin geschilderte erziehende Philosoph bist." „Unsinn!" rief Fritz, „oder sein wirst", setzte ich hinzu. Er sagte gedankenvoll: „wer kann das jetzt wissen, meine Schwester!"

Ein Brief von Wagner, der sich über diese dritte „Unzeitgemäße" ausspräche, findet sich nicht, dagegen schreibt Frau Cosima ganz wundervoll darüber:

„Dies ist m e i n e Unzeitgemäße, mein werther Freund, und ich danke Ihnen von Herzen für die freudige Erregung, welche mir durch die Lesung derselben geworden ist. Gefühle, Gedanken, Einfälle, Erkenntniß, Können und Wissen haben mich darin staunen gemacht, und an dem Begeisterungs-Feuer, welches Alles durchglüht, habe ich mich wiederum erwärmt, wie an der Geburt der Tragödie. Und wie schön und eigenthümlich ist hier Ihre Sprache! Man sieht es, hier hatten Sie den concreten, herrlichen Gegenstand, welchen Sie ganz erfassen konnten, und so mächtig Sie ihn erfaßt haben, so tief haben Sie mich ergriffen. Außerordentlich schön und kunstvoll finde ich Ihre Einleitung — sie gemahnte jener großartigen Introductionen, mit welchen die Meister der Musik ihre Allegri einführen, und besser, erhabener wirkend, und dadurch für das weitere Lesen schöner stimmend, hätten Sie den Namen Schopenhauer's zum ersten Male nicht nennen können, als nachdem Sie dargestellt hatten,

was uns die Bildung verleiht. Ich finde es sehr schön, daß Sie darauf persönlich auftreten, denn wie Sie es später richtig bemerken, ist die Wirkung von Schopenhauer's Genius beinahe eine absurde zu nennen, und kommt es daher hier sehr auf das persönliche Zeugniß eines Berufenen an. Der Vergleich mit Montaigne, die unterschiedliche Heiterkeit des großen und des kleinen Menschen, die drei Elemente, aus welchen der Eindruck, welchen Schopenhauer macht, gemischt ist, befriedigten und sättigten förmlich meine Neugierde, wie es Ihnen wohl gelingen würde, den Mächtigen zuerst zu schildern. Der richtig empfundene Unterschied zwischen Kant und Schopenhauer erweckte in mir das Bild, daß ersterer wohl in Leben und Wirken (und ganz monströsem Genie) mit Bach, dieser aber einzig mit Beethoven zu vergleichen wäre, Beethoven hat gewiß auch seine Musik mehr geschätzt, als seine Zeitgenossen. Aber über Alles schön, ja für mich das bis zu Thränen Ergreifende Ihrer Schrift, ist die Schilderung der drei Gefahren, in welchen der Genius schwebt, und ganz besonders das Bild der dritten Gefahr. Ich glaube durch Ihre Beredsamkeit und leuchtende Einsicht einen Schlüssel zu Luther's Heimsuchungen erhalten zu haben, und wenn Sie behaupten, an der deutschen Sprache keine Freude zu haben, so bestraft Sie die Edle großherzig, indem sie Ihnen eine Persuasion und Eindringlichkeit verleiht, welche Ihnen keine andere Sprache auf diesem Gebiete gewähren würde. Sehen Sie, lieber Freund, das ist deutsch (nicht national), deutsch empfunden, deutsch gesprochen. Bei diesem Punkt angelangt möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht meinen, daß Völker, gleich den Individuen, auch nur ein Mal da sind, und man deshalb Deutschland nicht als Winkel (im Vergleich zu den großen Erdstrichen) behandeln darf, da es in seinem Guten und Schlimmen einzig ist, und wir nur wünschen können, daß die Raupen und Würmer die Pflanze vor ihrer Entwickelung nicht zernagen möchten? — Auch habe ich selbst nicht das Gefühl der Gefahr, welche Sie Seite 41 berühren, ich halte unsere Demokratie für so elend, daß sie dem Menschen Rousseau's mir sehr ferne zu stehen scheint, und also auch meines Erachtens dessen Wirkungen nicht erzielen wird. Disharmonisch, aber, wie mich dünkt, ungewaltsam ist Alles, ich könnte mir vorstellen, daß die Socialisten eines schönen Morgens ver-

schwänden, wie Sie dies so herrlich von den Philosophie-Professoren (vielleicht das ergötzlichste Bild Ihrer Schrift) besagen, von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr durch wirklich undeutsches Zeug unterstützt würden. Nur haben Sie darin Recht, daß die Angst, begründet oder nicht, höchst verderblich ist. Sehr schön und richtig ist der Goethe'sche Mensch, ist man doch in der ersten Jugend ganz unfähig ihn zu würdigen, und möchte man ihm das Schwert in die Linke geben; noch schöner aber die „hingemalte platonische Idee" Schopenhauer's. Heil Ihnen, mein Freund, daß Sie das innerste Wesen des Genius so ergründen konnten, und aus dem Schacht der Erkenntniß den Hort an das Tageslicht bringen; ob augenblicklich beachtet oder unbeachtet, gleichviel, Ihr durchdringender Blick, Ihre Entschlossenheit, die sichere Kühnheit Ihrer Handlungen bleiben (ich nenne Ihre Schriften Handlungen) unverloren. Man sagt, daß es Menschen giebt, welche in einer Gegend wandelnd, sofort es wissen, ob Wasser oder Metalle darin verborgen sind, so mit dem Genius verkehrend, wissen Sie sein Innerstes; nicht bloß das, was er sagt, hören und verstehen Sie. Ihre Hellsichtigkeit durchdringt den tiefen Schacht seines moralischen Werthes, und ach! den noch tieferen seiner Leiden. Es hat mich sehr gerührt, den einen Punkt — das Verkommen der zarten Naturen in Deutschland — von Ihnen erwähnt zu sehen, weil es derjenige ist, welcher mich immer am melancholischsten in Bezug auf unser Vaterland gestimmt hat. Was soll ich Ihnen nun weiter sagen, von Ihrer Darstellung der Natur in ihrer sogenannten Verschwendung, von dem wundervollen Bilde des Verhältnisses vom Thier zum Menschen, von dem Zweck der Cultur und ihrem Mißbrauch, von dem heutigen Philosophen, welcher in Mußestunden Zeitungen liest und Concerte besucht, von dem Verhältniß des Staates zur Philosophie! Ich würde kein Ende finden und wahrscheinlich sehr wenig klar und übersichtlich mich ausdrücken, und was ich niedergeschrieben, genügt in seiner Flüchtigkeit gewiß, um Ihnen ein Bild des Eindruckes zu geben, welchen ich erhalten. Eine einzige Bezeichnung hätte ich anders gewünscht, ich hätte Trägheit lieber als Faulheit gelesen, weil ich mit Faulheit den Begriff der Verwesung (es ist etwas faul im Staate Dänemark), nicht den der Schwerfälligkeit verbinde.

und um Sie an meine Haarspalterei zu erinnern, füge ich noch hinzu, daß S. 81 ich anstatt in dem Grade daß, in solchem Grade gesagt haben würde, dies fiel mir beim lauten Lesen auf. Ich denke, Sie werden darüber lachen, daß ich den Lob-Zug mit dieser Krittelei beschließe. In der That, in keiner der vorangegangenen Schriften haben Sie, dünkt mich, Stoff und Form so vollkommen bemeistert, und in Folge dessen wirkt Ihr Witz und Ihr Humor so frei und so erquickend hier. Auch diese Schrift ist heiter, wie Sie das vom Werke Schopenhauer's sagen, und ich meine, sie müßte eine tiefe Furche einschneiden, allein wie sieht es bei uns aus? Wer wollte in dieser Confusion etwas wahrsagen? Die sechs oder sieben aber, für welche Sie schreiben, werden Sie haben und ganz haben, und am Ende wird diese Minorität einmal auch Etwas zu sagen haben. Wie steht es nun aber in Basel? Haben Sie dort die Möglichkeit eines Verständnisses von irgend einer Seite?

Drei Tage in Dresden zugebracht haben mir wiederum das lächelnde zuversichtliche Deutschland vor Augen gebracht; man muß nur von der einen Seite den Genius schaffen und leiden (zum Wirken kommt er ja nicht!) sehen, von der andren Seite die „Heiterlinge", um ganz still wieder in seine Schale zurückzukriechen. Ein Märchen im Theater gesehen hat mich geradeswegs entsetzt, und dabei der zunehmende Reichthum solcher Städte, und nichts was gewonnen wird außer Staub und Lärm!"

Auch in Basel fand mein Bruder herzliches Verständniß, nicht nur bei dem nächsten Freunde Professor Overbeck, sondern auch bei den etwas Fernerstehenden. Er erhielt zum Beispiel vom Präsidenten Dr. E. Th. einen tiefempfundenen Brief, der ihm die wärmste Freude bereitete und ihn selbst in aufrichtiger Verehrung diesem ausgezeichneten Manne sehr nahe brachte.

Die dritte „Unzeitgemäße" gab auch die Veranlassung zu einer jahrelangen intimen Freundschaft mit der geistig bedeutenden trefflichen Frau Marie B. in Lörrach. Sie hatte meinem Bruder, als den Lehrer und Erzieher ihres Sohnes, bei dieser Gelegenheit einen herrlichen Dankesbrief geschrieben und begann darauf „Schopenhauer als Erzieher" in's Französische zu übersetzen. Die Übersetzung ist auch vollendet worden und wie mein

Bruder öfters aussprach, recht gut gelungen; — leider fand sie aber damals keinen französischen Verleger.

Hans von Bülow sandte folgenden herzlichen Dankesbrief:

London, 1. Nov. 1874.

„Geehrtester Herr Professor,

bei meiner Rückkehr aus meinem ersten hiesigen Concerte — das beigeschlossene Programm zeige Ihnen, daß die Vorbereitung auf die Überraschung durch Ihr Geschenk eine ganz „entsprechende" war — hatte ich die Freude, Ihr neues Buch, über den Umweg Florenz mir von Professor Hillebrand freundlichst nachgesandt, in Empfang zu nehmen. Genehmigen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr liebenswürdiges Erinnern an meine alte Bewunderung für den Verfasser der „Wiedergeburt der Tragödie" und die Versicherung, daß ich Ihre mir sehr „subjectgemäße" Abhandlung über Schopenhauer mit der ihr gebührenden Andacht zu Ende lesen werde, wie ich schon gestern Abend bis zu § 5 zu lesen begonnen habe. Möchte ich in der Frische dieser Ihrer neuen Production eine Widerlegung des mir unlängst mitgetheilten Gerüchtes störender körperlicher Leiden des Autors erblicken dürfen! Die „matrigna" Natur — Leopardischer Taufe — ist denn doch nicht alle Tage blind, und sie verleiht denen, die das Amt des höheren Erziehers zu verwalten haben, Zähigkeit und Festigkeit. Möchte es Ihnen gleich mir ergangen sein, der vergangenen Sommer zum völligen „Ausspannen" gezwungen, nach drei Monaten eines jammervollen Marasmus, mit Hülfe einer gemäßigten Hydrotherapie sich zu eigner Verwunderung wieder in den thätigen Besitz aller zum struggle for life nöthigen Werkzeuge eingesetzt gefunden hat.

„Öffentliche Meinungen — private Faulheiten" — brillant! Das ist wieder ein geflügeltes Wort gleich dem Bildungsphilister, selbst in dessen eignen Kreisen der ausgedehntesten Popularität sicher. Bismarck müßte es einmal im Parlamente citiren.

„Erlauben Sie mir die Mittheilung eines häufig gehegten Lieblingsgedankens, der sich nach und nach von der hierzu als unberufen erkannten eignen Person auf Sie den Erwählten zu dessen Vermittlung gerichtet hat?

„Schopenhauer's großer romanischer Bruder Leopardi harrt noch immer vergeblich seiner Einführung bei unserer Nation. Seine Prosa ist uns wichtiger als seine Poesie, die, wie Sie wissen, durch Brandes 69 und ich glaube vor kurzem durch einen Anderen (Lobedanz?) verdeutscht worden ist. Mit einer Übersetzung ist's aber im landläufigen Sinne nicht gethan: es bedarf eines Nach- und Mit-Denkers. Werden Sie doch dieser „Schlegel"! Auch in — Pardon! — in äußerer, materieller Hinsicht wird die von Ihnen darauf verwendete Zeit keine verlorne sein. Eine deutsche Übersetzung der dialoghi und der pensieri wird gekauft werden wie „warme Wecken".

„Übrigens haben Sie ihn? Ich könnte Ihnen von München aus mein Exemplar (die beste neueste Livorneser Ausgabe) sofort zusenden lassen.

„Ich denke, Sie werden mir zustimmen, wenn ich meine, diesen Sonntag besser mit Fortsetzung der Lectüre Ihres Buches als mit der dieser Schwärzung weißen Papiers zu verbringen. Auch möchte ich es morgen Ihrem Verehrer Dannreuther bei unserer Zusammenkunft leihen — später es auch Herrn Franz Hueffer mittheilen, welcher „Welt und Wille" jetzt eifrig in's Englische zu übersetzen beflissen ist.

„Mit bestem Danke und Gruße

in vorzüglichster Hochachtung

Ihr ganz ergebener

H. v. Bülow."

Von allen Seiten trafen mehr oder minder bedeutende Zuschriften ein; Fritz freute sich besonders über ein schönes Sonett, das ihm der Übersetzer und Nachdichter von Petöfi: Herr Th. Opitz schickte; er schreibt darüber: „die darin ausgedrückte Wirkung scheint diesmal bei allen meinen ordentlichen Lesern eingetreten zu sein," und antwortet ihm mit folgenden Zeilen:

„Nun schon zum zweiten Male habe ich von Ihnen, geehrtester Herr, ein Zeichen sympathischen Einverständnisses erhalten. Will ich versuchen dafür zu danken, so müssen Sie mir auch freistellen, es auf meine Weise zu thun, ich meine hier nämlich, auf eine recht bescheiden-hochmüthige Art. Ich sehe von

dem Persönlichen solcher Begegnungen ab und vergesse, daß Sie mich gelobt und geehrt haben, denke mir aber, daß Sie und ich über irgend etwas sehr Wesentliches Einer Meinung sind und daß wir Beide Recht haben. Darauf nämlich kommt es an, wirklich glauben zu können, daß man mehr Recht hat mit seinen unzeitgemäßen Meinungen als die ganze Zeit mit ihren zeitgemäßen: da steckt das Hochmüthige, von dem ich sprach, da aber auch das Bescheidene. Denn es ist gar kein Verdienst dabei von einer grünen Thür zu sagen, sie sei grün, und von der Wahrheit, sie sei wahr. Wir thun damit doch eben nur das Unvermeidliche und nehmen den Steinen die Mühe ab, die ja, wenn wir schwiegen, schreien müßten. Denn über Schopenhauer Etwas zu sagen war fast schon zu spät: mir scheint es, hier haben schon die Steine geschrieen.

Mit aufrichtigem Danke

Ihr ergebenster

Basel, den 21. December 1874. Friedrich Nietzsche."

Alle, die ihr Lebelang um eine große Idee gekämpft und gelitten hatten, empfanden „Schopenhauer als Erzieher" als ihr Evangelium; tief ergriffen drückt sich zum Beispiel Fräulein von Meysenbug wiederholt über diese Schrift aus, einmal schreibt sie:

„Die dritte Unzeitgemäße wandert immer mit mir, sie ist meine Bibel geworden, und ich lese mir oft daraus Trost. Niemals hat Jemand schöner den Zweck aller Cultur ausgesprochen, und ich weiß eigentlich gar nicht, was man außerdem noch zu wissen braucht."

Sein ganzes Leben hat mein Bruder diese dritte „Unzeitgemäße" als ein Zeichen seiner innigsten Dankbarkeit betrachtet für das, was ihm Schopenhauer als Lehrer und Erzieher gewesen war. Immer sprach er es aus, daß diese Schrift nichts mit den philosophischen Lehrsätzen Schopenhauer's zu thun habe sondern nur von der Wirkung seiner Persönlichkeit auf ihn selbst handle. Er schreibt im Jahre 1880:

„Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, daß bereits seit Langem keine seiner Dogmen meinem Mißtrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen" oder „unbeweisbar" oder „über-

trieben" unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des wichtigen Eindrucks dankbar genoß, den Schopenhauer selber, fern und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte." (Bd. XI, Nachträge zur „Morgenröthe").

Immer, auch noch in späteren Jahren betrachtete er diese Schrift als den Prüfstein, um zu erkennen, ob Jemand zu ihm gehöre oder nicht. Zum Beispiel schrieb er im Herbst 1882 an Fräulein Lou Salomé (jetzt Frau Lou Andreas), mit welcher er, nach einer kurzen Bekanntschaft von noch nicht fünf Monaten, jede Beziehung abbrach:

„Ich gab Ihnen in Luzern meine Schrift über Schopenhauer — ich sagte Ihnen, daß da meine Grundgesinnungen drin stünden und daß ich glaubte, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein! sagen sollen — es wäre mir viel erspart geblieben! In solchen Dingen hasse ich alle *Oberflächlichkeit*." —

Als mein Bruder im Herbst 1888 alle seine Werke noch einmal von einem späteren gereiften Standpunkt aus betrachtet, da spricht er auch mit leidenschaftlicher persönlicher Wärme von „Schopenhauer als Erzieher". Er faßt seine Empfindungen darüber mit denen über die vierte unzeitgemäße Betrachtung: „Richard Wagner in Bayreuth" zusammen; sie sind auch eng mit einander verknüpft. Inzwischen hatte er längst erkannt: was er in diesen beiden Typen geschildert hatte, das war nicht ihr wirkliches Wesen, sondern Vieles von dem, was er von sich selbst in sie hinein gelegt hatte. Er schreibt:

„Daß die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemäßen sonderlich zum Verständniß oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, — Einzelnes, wie billig, ausgenommen. So wird zum Beispiel mit tiefer Instinct-Sicherheit bereits hier das Elementarische in der Natur Wagner's als eine Schauspieler-Begabung bezeichnet, die in seinen Mitteln und Absichten nur ihre Folgerungen zieht. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz Andres als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohne Gleichen, ein neuer Begriff der *Selbst-Zucht*, *Selbst-Vertheidigung* bis zur Härte,

und bedrohlich. Von Zeit zu Zeit rächen wir uns für unser gewaltsames Verbergen, für unsere erzwungene Zurückhaltung. Wir kommen aus unserer Höhle heraus mit schrecklichen Mienen; unsere Worte und Thaten sind dann Explosionen, und es ist möglich, daß wir an uns selbst zu Grunde gehn. *So gefährlich lebe ich!* Gerade wir Einsamen bedürfen Liebe, brauchen Genossen, vor denen wir wie vor uns selbst offen und einfach sein dürfen, in deren Gegenwart der Krampf des Verschweigens und des Verstellens aufhört."

In diesem Brief sagt mir mein Bruder, daß ich auch ein Genosse, ein Freund sei, — das galt mir als das höchste Lob. Welchen außerordentlichen Werth er seinen Freunden beilegte, das will ich an dieser Stelle nur andeuten; in der zweiten Abtheilung dieses Bandes soll der Freundschaft ein ganzes Capitel gewidmet werden. Mein Bruder schreibt einmal 1874 an Gersdorff: „Ja, wenn man keine Freunde hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito!" Und später sagt er in demselben Jahr: „wie immer auch das Menschenloos im Ganzen sei, gewiß beklagens-, vielleicht fluchenswerth — aber gute Freunde sind eine sehr achtenswerthe Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserm Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten über das Individuum hinaus."

Ich schließe dieses Capitel mit den Worten Dr. Fritz Kögel's aus der Einleitung zum neunten Band:

„Die ganze Schopenhauerschrift ist ein Beweis für die undogmatisch, rein persönliche Art Nietzsche's: nie ist eine Lobschrift auf einen Philosophen geschrieben worden, in der von dessen Philosophie so wenig die Rede ist. Von der Schopenhauerischen Lehre wird überhaupt nicht gesprochen, Nietzsche betrachtet ausschließlich Schopenhauer's Persönlichkeit, sein Ethos, die Bedingungen und Gefahren seiner Entwicklung, seine unmittelbaren persönlichen Wirkungen und knüpft daran Betrachtungen über die Möglichkeiten einer künftigen Cultur, die Erzeugung künftiger Philosophen. Im Grunde ist diese ganze Schrift nur ein Selbstbekenntniß Nietzsche's über seine Erfahrungen, die er an Schopenhauer gemacht hat, und die Ideale, die ihm selbst aus diesen Erfahrungen erwachsen sind: also

etwas im innersten Kern Persönliches. Und gerade weil er auch den verehrtesten Menschen gegenüber sich seine innere Freiheit wahrte, konnte er in den Schriften jener Zeit so enthusiastisch von ihnen reden, in dem begeisterten, begeisternden Tone, der die Zuhörer verführen sollte, sich auch diesen Gewalten hinzugeben. Er war damals innig überzeugt, daß niemand dieser Erfahrungen entrathen könne, daß jeder, der sich zur Mitarbeit an den Aufgaben der Zukunft bestimmt fühle, durch sie hindurchmüsse; und dieser Meinung ist er bis zuletzt geblieben."

XIII. Capitel.

Lebenspläne.

Motto: „Ich liebe die kurzen Gewohnheiten und halte sie für das unschätzbare Mittel, viele Sachen und Zustände kennen zu lernen, und hinab bis auf den Grund ihrer Süßen und Bitterkeiten; meine Natur ist ganz für kurze Gewohnheiten eingerichtet, selbst in den Bedürfnissen ihrer leiblichen Gesundheit, und überhaupt soweit ich nur sehen kann: vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Immer glaube ich, dies werde mich nun dauernd befriedigen — auch die kurze Gewohnheit hat jenen Glauben der Leidenschaft, den Glauben an die Ewigkeit — und ich sei zu beneiden, es gefunden und erkannt zu haben: — und nun nährt es mich am Mittage und am Abende und verbreitet eine tiefe Genügsamkeit um sich und in mich hinein, sodaß mich nach Anderem nicht verlangt, ohne daß ich zu vergleichen, oder zu verachten, oder zu hassen hätte. Und eines Tages hat es seine Zeit gehabt: die gute Sache scheidet von mir, nicht als Etwas, das mir nun Ekel einflößte — sondern friedlich und an mir gesättigt, wie ich an ihm, und wie als ob wir einander dankbar sein müßten und uns so die Hände zum Abschied reichten. Und schon wartet das Neue an der Thüre, und ebenso mein Glaube — der unverwüstliche Thor und Weise! — dies Neue werde das Rechte sein, das letzte Rechte sein."

(Die fröhliche Wissenschaft.)

Oftmals hatte sich mein Bruder mit dem Gedanken beschäftigt, seine Universitätsstellung aufzugeben, um ganz seinem eigentlichen Beruf als Schriftsteller zu leben: mancher Versuch ist in den Jahren 1871—73 gemacht worden, diesen Plan auszuführen. Ein Mal, Frühjahr 1872, lag der Brief mit dem Abschiedsgesuch schon fertig da, aber in diesem Fall war er

nicht durch persönliche Gründe veranlaßt worden, sondern nur durch das dringende Verlangen, Wagner in seinem Bayreuther Unternehmen als eine Art Wanderprediger zu helfen; auf Wagner's eignen Wunsch unterblieb die Absendung. Ein andres Mal ist ein solches Gesuch in die Hände des Rathsherrn Vischer gekommen, wurde aber von diesem nicht angenommen. Der ausgezeichnete väterliche Freund betrachtete diesen Brief als eine Privatangelegenheit, kam sogleich zu meinem Bruder, redete ihm liebevoll zu, forschte nach den Gründen, die ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatten, und versuchte sie zu widerlegen. Ich bin aber fest überzeugt, daß mein Bruder seine tiefsten Gründe überhaupt gar nicht vorbringen konnte: sie scheuten sich, in Worten an's Tageslicht zu treten. Wie unbescheiden hätte es auch geklungen, wenn er gesagt hätte: „ich habe eine viel höhere Aufgabe zu erfüllen, als hier einige wenige junge Leute zu belehren!" und Unbescheidenheit war gewiß der letzte Fehler meines Bruders, eher eine allzugroße Bescheidenheit. Jedenfalls zog er auf Zureden des Rathsherrn Vischer sein Abschiedsgesuch wieder zurück. Fritz hatte für diesen ausgezeichneten Gelehrten eine warme Verehrung, ebenso für dessen gütige, geistig bedeutende Gemahlin; überhaupt nahm er an der ganzen Familie ein warmes persönliches Interesse. Als er für immer von Basel schied und wir Beide in der Abenddämmerung an dem alten traulichen Haus in der Rittergasse vorbeigiengen, sagte er wehmüthig: „Alles in Allem habe ich in diesem Hause doch mit meine besten Basler Stunden verlebt." So lange Rathsherr Vischer lebte, hatte Fritz den Gedanken, die Universität zu verlassen, ganz aufgegeben; aber der treffliche Mann fieng an zu kränkeln, zog sich von allen Ämtern zurück, fiel schließlich in eine schmerzhafte Krankheit und starb Anfang Juli 1874. Mein Bruder schrieb an Freiherr von Gersdorff, der den alten Herrn auch persönlich gekannt hatte: „Du weißt es, was ich an ihm verliere."

Nach diesem Todesfall traten die Gedanken, die Universitätscarrière aufzugeben und sich in irgend eine selbstgewählte Einsamkeit zurückzuziehen, wieder stärker hervor. Eigentlich hinderten ihn nur seine Vermögensverhältnisse, obgleich er es auch mit sehr wenig Mitteln gewagt hätte, denn es fehlte ihm damals der Begriff

für den Werth des Geldes; er wußte nicht wieviel selbst der einfachste Haushalt kostete. Mein Bruder hatte sich bis dahin nie um Geld zu sorgen gehabt. Nach dem Tode unserer Großmutter Nietzsche, also seit seinem dreizehnten Lebensjahr, besaß er ein eigenes kleines Vermögen, das ihm ungefähr 500 Mark Zinsen gab. Als Alumnus in Pforta reichte diese Summe vollständig zur Befriedigung aller Bedürfnisse aus, denn diese sehr reiche Anstalt gewährt ihren Zöglingen fast Alles umsonst. Als Fritz Student war, brauchte er nun freilich das Vier- bis Fünffache seiner Zinsen, aber der Vormund, Justizrath Dächsel in Sangerhausen, der ein feines Verständniß für die edle Natur meines Bruders hatte, und ihm keinen Zwang auferlegen wollte, gab ihm ohne allzu strenge Reden von dem kleinen, Fritz gehörigen Vermögen so viel, als er bedurfte. Gerade als er es nun doch an der Zeit fand, Fritz zu ermahnen, auf das Doctor- und Staatsexamen hin zu arbeiten, um Lehrer am Gymnasium zu werden, weil sonst das Vermögen nicht ausreichen könne, starb, wie schon früher erzählt wurde, unsre liebe Tante Rosalie Nietzsche und vermachte wiederum Jedem von uns ein kleines Vermögen, so daß sich Fritz zu der Universitätscarrière entschließen konnte.

Da vielfach die Meinung auftritt, mein Bruder habe stets im Überfluß geschwelgt, so lege ich Werth darauf, seine bescheidenen Vermögensverhältnisse genau darzustellen. In Werthtiteln muß er nach den verschiedenen Testamenten zusammengerechnet ungefähr 24000 Mark gehabt haben, da sich aber darunter viele damals sehr hoch stehende Eisenbahnactien befanden, so ist der effective Werth dessen, was er geerbt hat, ungefähr 30000 Mark gewesen. Aber niemals hat er es zusammen gehabt, denn wenn etwas Neues dazu kam, so war ein großer Theil des bisherigen Vermögens schon ausgegeben; nicht für irgend etwas Überflüssiges, sondern nur für das, was er für seine geistige Ausbildung unerläßlich fand. Ein Hauptzug seines Lebens ist, wie schon gesagt, daß er es niemals nöthig gehabt hat, sich irgendwie um Geld oder Amt zu sorgen, Alles worum sich Andre bemühen, kam ihm ungerufen ohne jede persönliche Anstrengung. 1888 schreibt er: „Aber so habe ich immer gelebt. Ich habe keinen Wunsch gehabt.

Jemand, der nach seinem vierundvierzigsten Jahre sagen kann, daß er sich nie um Ehren, um Weiber, um Geld bemüht hat! — Nicht daß sie mir gefehlt hätten — so war ich zum Beispiel eines Tages Universitätsprofessor, — ich hatte nie im entferntesten an dergleichen gedacht, denn ich war kaum 24 Jahr alt. So war ich 2 Jahr früher eines Tages Philolog: in dem Sinne, daß meine erste philologische Arbeit, mein Anfang in jedem Sinne, von meinem Lehrer Ritschl für sein „Rheinisches Museum" zum Druck verlangt wurde."

Es fehlte dem ganzen Leben meines Bruders das Ringen mit irgend welcher Lebensnoth; welche ungewöhnliche Kraft hätte er haben müssen, um auch noch so kleinliche Dinge zu überwinden; seine Aufgabe forderte schon an und für sich die allerhöchsten Anstrengungen. Er preist deshalb auch im Zarathustra „die kleine Armuth" als den glücklichsten Zustand, um den Geist frei für große Aufgaben zu haben. Vielleicht meinte er aber den „kleinen Reichthum", das heißt ein bescheidenes, unabhängig machendes Vermögen, denn immer hat er es dankbar hervorgehoben, daß ihm durch die Abwesenheit von Geldsorgen so Vieles erspart geblieben sei. Er spricht sich in dem Aphorismus 479 des „Menschlichen, Allzumenschlichen" (Band I) ausführlich darüber aus: er rühmt es als den Vorzug einer auskömmlichen Lebenslage, daß sie dem jungen Menschen eine größere Freiheit des Gemüths verschaffe, daß er dadurch der Sorge für das Erbärmlich-Kleine, der Erniedrigung vor Brodgebern, der Pfennig-Sparsamkeit enthoben sei; und fährt dann fort:

„Dabei ist aber zu bedenken, daß der Reichthum fast die gleichen Wirkungen ausübt, wenn Einer dreihundert Thaler oder dreißigtausend jährlich verbrauchen darf: es giebt nachher keine wesentliche Progression der begünstigenden Umstände mehr. Aber weniger zu haben, als Knabe zu betteln und sich zu erniedrigen, ist furchtbar: obwohl für Solche, welche ihr Glück im Glanze der Höfe, in der Unterordnung unter Mächtige und Einflußreiche suchen, oder welche Kirchenhäupter werden wollen, es der rechte Ausgangspunkt sein mag. (— Es lehrt, gebückt sich in die Höhlengänge der Gunst einzuschleichen.)"

Die einzigen über seine Verhältnisse oft weit hinausgehenden Ausgaben und Verluste wurden durch seine große Bereitwillig-

keit im Schenken und Leihen von Geldern veranlaßt. Die Freunde machten oft ihre Scherze darüber und Einer erzählt noch jetzt, wenn er ihn um 40 Frs. gebeten hätte, so habe er immer gefragt: „Willst du nicht lieber 80?" Aber Fernerstehende mißbrauchten diese Güte zuweilen, so daß er sich manchmal bedeutenden Schaden und allerhand Unannehmlichkeiten zuzog; ihm selbst war es dann unmöglich, solche Geldangelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, lieber gab er das Ganze verloren.

Die einzige Geldsorge, die er in seinem Leben gekannt hat, trat in den Jahren 1886 bis 1888 ein: seit Mitte der achtziger Jahre mußte er nämlich alle Schriften auf eigene Kosten drucken lassen, da er keinen Verleger fand. Bei der vornehmen Ausstattung, die er seinen Büchern zu Theil werden ließ, war das ziemlich kostspielig, und so fieng er sich an zu ängstigen, ob auch sein Vermögen zu diesem Zwecke ausreichen würde. Einmal schreibt er: „ich habe schon 4000 Frs. dafür ausgegeben, wie soll das noch werden!" Doch wurde ihm mehrere Monate vor seiner Erkrankung von bekannter und unbekannter Seite auf rührende Weise Beihilfe angeboten. —

Ich kehre nach dieser Abschweifung wieder zu dem Sommer 1874 zurück. Wir kamen damals auf den Gedanken, unsre Mittel zusammen zu thun (mein Vermögen war noch vollständig vorhanden) und irgendwo ein kleines bescheidenes Heim einzurichten, wo Fritz ganz seinen eigenen Studien leben könnte. Wir planten die schönsten Dinge: ein Gartenhäuschen in Weimar, eine kleine Villa am Rhein, schließlich ein alterthümliches Haus in Rothenburg ob der Tauber — Alles spielte nach und nach in unsrer Phantasie eine große Rolle. Er schreibt an Gersdorff: „meine Schwester ist bei mir zu Besuch, und Tag für Tag schmieden wir die schönsten Pläne eines idyllisch-arbeitsamen und einfachen Zukunfts-Lebens" und an Rohde fährt er über denselben Gegenstand fort:

„Übrigens bin ich wieder stark im Pläne machen, um mich ganz und gar zu verselbständigen und von aller officiellen Beziehung zu Staat und Universität mich in die unverschämteste Singulärexistenz zurückzuziehen, miserabel-einfach, aber würdig.

Einstweilen habe ich Rothenburg ob der Tauber als meine Privatburg und Einsiedelei ausgesucht, im Sommer will ich's besichtigen. Dort geht es wenigstens noch ganz altdeutsch zu; und ich hasse die charakterlos gemischten Städte, die nichts mehr ganz sind. Dann mag's billig sein. Dort kann man noch seine Gedanken ausdenken, hoffe ich, und Pläne für Jahrzehnte planen und zu Ende bringen."

Als er im August 1874 nach Bayreuth reiste, sah er sich das schöne alterthümliche Rothenburg an, schien aber nicht ganz befriedigt zu sein, er meinte: die Leute wären dort zu neugierig. Dagegen hatte es ihm Würzburg angethan; aber auf der Rückreise wurde ihm, während er bewundernd umherwandelte, dort seine Reisetasche gestohlen, die er allerdings ganz unbehütet im Wartesaal stehen gelassen hatte. Es that ihm sehr leid, denn in der Tasche war ein Band Emerson, den er besonders liebte, und ein prächtig gebundenes Exemplar des „Ringes des Nibelungen" mit einer eigenhändigen Widmung Wagner's. Das kühlte seine Bewunderung für Würzburg bedeutend ab: „ich glaube, meinte er zweifelnd, man stiehlt dort." Mit dieser naiven Verallgemeinerung ist er sehr von mir geneckt worden.

Schließlich vergieng mein halbjähriger Sommeraufenthalt in Basel, ohne daß wir einen definitiven Entschluß gefaßt hatten, doch war Rothenburg ob der Tauber als Siegerin aus der Prüfung der Städte hervorgegangen. Im Anfang des Winters schrieb mir Fritz noch einmal heimlich über diesen Plan, bald aber gab er ihn auf, da er mit vollem Recht befürchtete, daß die kleine Stadt nicht Einsamkeit genug gewähren würde.

Das Winterhalbjahr 1874 bis 75 hatte sich in Basel in gesellschaftlicher Hinsicht recht heiter gestaltet: mehrere junge Professorenfamilien bildeten ein Kränzchen, an dem mein Bruder und seine Freunde mit Vergnügen und Interesse theilnahmen. Auch kam der geliebte Freund Gersdorff zu einem mehrwöchentlichen Besuch nach Basel und bot ihm während dieser Zeit seine Hilfe zu einer neuen „Unzeitgemäßen" an. So entstand die saubere Niederschrift eines Theils der damals als viertes Stück geplanten Betrachtung: „Wir Philologen". Die Anfänge dieser Betrachtung gehen bereits in meines Bruders

Leipziger Studentenjahre zurück, als er, aus den Erfahrungen seiner eigenen philologischen Studien heraus, allerlei Gedanken über Litteratur und Geschichtswissenschaft, philologische Methode u. s. w. aufzeichnete (Vgl. Biographie I Anhang). In den Vorarbeiten zu seiner Antrittsrede in Basel sind wieder verwandte Gedanken, desgleichen in den Vorträgen über „die Bildungsanstalten". Im October 1874 scheint ihm der Inhalt dieser unzeitgemäßen Betrachtungen „ungefähr aufgegangen" zu sein. Er hatte nun im Februar 1875 die Arbeiten daran wieder aufgenommen, und durch die Anwesenheit des trefflichen Freundes, der nach Dictat schrieb, oder das Manuscript entzifferte und abschrieb, kam die Schrift tüchtig voran. Aber nach der Abreise Gersdorff's wurde die Betrachtung nicht fortgeführt, denn häusliches Ungemach verhinderte meinen Bruder am weiteren Schaffen.

Er lebte, wie schon erwähnt, mit den beiden Freunden Professor Overbeck und Dr. R. in einem Hause zusammen; plötzlich machte er die Entdeckung, daß zu dem, was er selbst als sein Heiligstes und Höchstes betrachtete, Dr. R. in den vollkommensten Gegensatz gerathen war. Es kamen Ansichten und Entschlüsse zum Vorschein (Dr. R. wollte zum Beispiel katholischer Priester werden), die meinen Bruder auf das äußerste verletzten; denn er hatte Dr. R. für einen Freund gehalten und sah sich nun durch einen unüberbrückbaren Abgrund der Ansichten und Überzeugungen von ihm getrennt. Es war ihm ganz und gar unbegreiflich, wie ein Philosoph, der doch die Freiheit des Denkens zu schätzen wissen mußte, beabsichtigen konnte, sich freiwillig in die in geistiger Hinsicht von allen Seiten beengte Stellung eines katholischen Priesters zu begeben. Und daß nun gar ein Freund, nach achtjährigem Umgang mit ihm, heimlich ein solches Attentat auf die Freiheit seines eignen Geistes geplant hatte, machte ihn vollkommen unglücklich. Tief betrübt schreibt er an Rohde: „lege Dir diese ungeheuerliche Geschichte nach Deiner Freundschaft zu mir zurecht und sage mir ein paar tröstende Worte. Ich bin gerade im Punkt der Freundschaft verwundet und hasse das unaufrichtige schleichende Wesen vieler Freundschaften mehr als je und werde behutsamer sein müssen." Nach langen Discussionen kam Dr. R. doch zu dem richtigen Entschluß, zu seinem ursprünglichen

Beruf als Lehrer zurückzukehren. Über den Abschied schreibt mein Bruder an Gersdorff: „Es gieng leidenschaftlich traurig zu, und er wußte und sagte es immer wieder, daß nun alles Gute und Beste, was er erlebt habe, zu Ende sei; er bat viel weinend um Verzeihung und wußte sich nicht vor Trauer zu helfen. Eine eigenthümliche Schrecklichkeit brachte mir noch der letzte Augenblick; die Schaffner schlossen die Wagen zu, und R., um uns noch etwas zu sagen, wollte die Glasfenster des Coupées herunterlassen, diese widerstanden, er bemühte sich immer wieder, und während er sich so quälte, sich uns verständlich zu machen — erfolglos! — gieng der Zug langsam fort, und nichts als Zeichen konnten wir machen. Die gräßliche Symbolik der ganzen Scene war mir ebenso wie Overbeck (wie er mir später gestand) schwer auf die Seele gefallen, es war kaum auszuhalten. Übrigens lag ich den nächsten Tag, mit einem dreißigstündigen Kopfschmerz und vielem Galle-Erbrechen, zu Bett."

Diese schlimmen Tage waren der Anfang einer recht unbehaglichen Krankheitszeit; mein Bruder gieng, um sich zu erholen, Ostern einige Tage nach Bern, wo er als einziger Gast in dem Hôtel Victoria auf dem Schänzli wohnte. Er lief viel in Bergen und Wäldern herum: „immer allein und dachte mir viel aus". Aber auch dieser Aufenthalt nützte ihm wenig; er hatte sich die ganze Angelegenheit allzusehr zu Herzen genommen und konnte diese erste peinliche Erfahrung, die er in der Freundschaft gemacht hatte, nicht vergessen. Als ich im Frühjahr 1875 kurz vor Pfingsten mit ihm in Baden-Baden zusammen traf, fand ich ihn sehr elend. Dort war er zwar wie neu aufgelebt und freute sich unsrer gemeinsamen Heiterkeit, aber immer, wenn er auf die letzten Monate zu reden kam, seufzte er: „Du kannst Dir gar nicht denken, was ich diesen Winter gelitten habe, ich bin durch diese ganze Angelegenheit innerlich so verwundet. Daß ein Freund und Hausgenosse auch so gar nichts von Einem versteht — das ist doch gräßlich." Wer von Freundschaft, Wahrheit, Freiheit des Geistes nicht eine ebenso strenge Auffassung hat, wie mein Bruder, wird diesen Schmerz nicht begreifen können.

Während des ganzen Aufenthaltes in Baden-Baden

sprachen wir fast nur von Wagner's. Ich war nämlich von Ende Februar bis Anfang April in Bayreuth zu Besuch gewesen und ganz erfüllt von der innigsten Verehrung für das geniale Paar, wie entzückt von den liebenswürdigen, gutgearteten Kindern. Fritz konnte gar nicht aufhören zu fragen, und ich war unerschöpflich im Erzählen, was Wagner's gethan und gesagt hatten; erst später wurde mir klar, daß auf dem Grund seiner Fragen eine tiefe Besorgniß gelegen hat. Aber ich konnte damals nur von den herzlichsten Aussprüchen einer warmen und treuen Empfindung berichten.

In Baden-Baden bemerkte ich zum ersten Mal, daß sich mein Bruder bei aller Verehrung für Wagner und Frau Cosima doch über verschiedene Kunstbegriffe recht abweichend von den Ansichten dieser Beiden aussprach. Einmal saßen wir in den Parkanlagen, und während Fritz lebhaft derartige Gedanken erörterte, bemerkte ich plötzlich, daß jenseits des Busches ein Herr saß, der, das Gesicht uns zugewandt, den Arm auf die Lehne gestützt, sehr aufmerksam zuhörte. Es war Turgenjew, dessen Photographie ich gerade am Morgen in einem Schaufenster genau betrachtet hatte. Als er sah, daß sein Lauschen von uns bemerkt worden war, stand er auf und gieng höflich grüßend an uns vorüber. Es interessirte uns nun außerordentlich zu wissen, ob Turgenjew genug Deutsch verstehe, einem solchen Gespräch folgen zu können. „Es ist nur gut, daß er nicht weiß, wer wir sind", meinte Fritz, „denn sonst käme am Ende noch Wagner unser Gespräch zu Ohren — das gäbe endlosen Verdruß." „Aber Fritz", sagte ich eifrig, „Wagner kann doch unmöglich erwarten, daß alle seine Ansichten von seinen Freunden getheilt werden?" „Doch Lisbeth, das verlangt er", meinte er zögernd und nachdenklich; — und da fiel auch mir eine Geschichte ein, die gerade das bezeugte.

Im Sommer 1874 hatten mein Bruder und ich im Basler Münster das „Triumphlied" von Brahms gehört. Es war eine wunderschöne Aufführung, die Fritz sehr gut gefiel. Als er im August 1874 nach Bayreuth reiste, nahm er den Clavierauszug des „Triumphlieds" mit dorthin, anscheinend von dem naiven Glauben geleitet, daß sich Wagner daran freuen müsse. Ich sage „anscheinend", weil ich bei späterem Nachdenken doch

auf den Gedanken gekommen bin, daß dieses rothgebundene „Triumphlied“ eine Art Versuchsobject war und deshalb Wagner's ungeheurer Zorn nicht ganz und gar grundlos gewesen zu sein scheint. Hier lasse ich nun Wagner selbst weiter erzählen, der eine köstliche Art besaß, sich selbst zu ironisiren:

„Ihr Bruder legte das rothe Buch auf den Flügel, immer, wenn ich in den Saal hinunter kam, starrte mich das rothe Dings an — es reizte mich förmlich, gerade wie den Stier das rothe Tuch. Ich merkte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: sieh mal, das ist auch Einer, der was Gutes machen kann, — na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen!“ Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. „Was sagte denn mein Bruder?“ fragte ich ängstlich. „Der sagte gar nichts“, meinte Wagner, „er erröthete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch ein schönes Benehmen wie dieser Nietzsche hätte, immer vornehm, immer würdig, sowas nützt Einem viel in der Welt.“

Diese Erzählung Wagner's fiel mir in diesem Augenblicke ein. „Fritz“, sagte ich, „warum hast Du mir die Geschichte mit dem Triumphlied von Brahms nicht mitgetheilt? Wagner hat mir Alles selbst erzählt!“ Fritz blickte vor sich hin und schwieg, endlich sagte er leise: „Lisbeth, da war Wagner nicht groß.“

Und dies ist die Geschichte, welche von einigen Wagnerianern in folgende Phantasie umgewandelt worden ist: mein Bruder habe Wagner eine von ihm selbst componirte Oper überreicht und Wagner habe entrüstet gesagt: sie sei nichts werth, worüber sich mein Bruder tief gekränkt hätte und von Wagner abgefallen sei. Die Wahrheit ist freilich sehr anders, aber la bêtise humaine kennt die gekränkte Eitelkeit als die einzige Ursache aller Gesinnungsänderungen und erfindet demgemäß ihre unpsychologischen Geschichten. —

Wir kehrten nach Basel zurück, aber die leichte Besserung in dem Befinden meines Bruders hielt nicht an; hauptsächlich litt der Magen, der in einer wahrhaft kläglichen Verfassung war; Fritz brauchte allerdings in jenem Frühjahr unglaublich

viel Arzeneien. Wenn er sich aber besser fühlte und zu Mittag essen wollte, mußten wir in der Sommermittagshitze zum Hotel gehn und fanden schließlich nur Speisen, welche für ihn recht schwer verdaulich waren. Als ich nun einmal sagte: „wenn wir nur einen eigenen Haushalt hätten, wie viel mehr Rücksicht könnten wir da auf Deinen Magen nehmen", meinte er eifrig: „ja das wäre ganz wundervoll!" und gestand mir, daß von all den Plänen, „sich zu verselbständigen", ihm nur die Sehnsucht nach einem eigenen Haushalt geblieben wäre, den man ja aber in Basel viel bequemer als sonst wo einrichten könnte. „Nur wäre es ein ungeheures Opfer von Dir", fügte er hinzu. Ich that es aber wirklich von Herzen gern. Ein halbes Jahr in der Schweiz und ein halbes Jahr in der alten Heimath zu sein, war ja gewiß eine recht vergnügliche Lebensweise, aber ich sehnte mich nicht nach Vergnügen, sondern nach wirklichen Thaten, und meinem Bruder einen Dienst zu erweisen, schien mir das Allerbeglückendste. Trotz aller Versicherungen war mein Bruder von der Idee des Opfers gar nicht loszubringen; endlich bat ich Frau Cosima, ihm zu sagen, wie gern ich es thäte und wie es durchaus kein Opfer sei. Wie glücklich mein Bruder über diese Wendung der Dinge war, drückt sich in allen Briefen der damaligen Zeit aus. Er schreibt an Rohde:

„Mein lieber Freund, ich schreibe nicht! Du wirst aber gewiß schon errathen haben, warum nicht; weil mir's nicht gut gegangen ist. Es stand elend mit Magen und Augen; aber heute will ich Dich nur damit erfreuen, daß ich auch im Stande bin, mich zu etwas Radicalem zu entschließen. Erfreuen? Gott weiß, wenigstens hat der Radicalismus auch hier seinen berühmten Hinkfuß. Also: meine Schwester und ich sind eben damit beschäftigt, hier eine Wohnung zu miethen, Meubles zu kaufen u. s. w., kurz, um eine meinen Nöthen angemessene und heilsame Existenz von Mitte dieses Jahres an zu beginnen. In den Hundstagen werde ich freilich nicht nach Bayreuth kommen — dies ist der Hinkfuß — sondern in's Bad müssen, wohl nach Pfäffers. Alles ist sehr nöthig. In Aussicht auf diese schönen Neuerungen athme ich recht auf."

An Gersdorff schreibt er: „Ich bin über diese Wendung

sehr glücklich und sehe mit viel Vertrauen in das Kommende. Mein schöner Entwurf für die nächsten 7 Jahre war nur möglich bei einer solchen Ordnung und Regelung meines Alltaglebens. Nun habe ich doch eine ganz vertraute hilfreiche Seele um mich. Nicht mit einem Worte habe ich sie überredet, sie hat sich ganz freiwillig entschlossen."

Dieser schöne Entwurf für die nächsten sieben Jahre bestand in den umfänglichsten Studien über das Griechenthum, die er schließlich zu dem schon früher erwähnten großen Griechenbuche zu vereinigen gedachte. Alle diese Studien wollte er mit seiner akademischen Wirksamkeit verbinden und plante deshalb für die nächsten sieben bis acht Jahre folgenden systematischen Cyclus von Universitätsvorlesungen über die Griechen:

1, 2, 3. Geschichte der Litteratur.
4. Religiöse Alterthümer.
5. Private Alterthümer.
6. Staatsalterthümer.
7. Mythologie.
8, 9. Politische Geschichte.
10. Rhetorik und Stil.
11. Rhythmik, Metrik (mit Musik).
12, 13. Geschichte der Philosophie.
14, 15. Ethik der Hellenen.

(Von diesen 15 Vorlesungen hat mein Bruder acht gehalten, nämlich Geschichte der Litteratur, Religiöse Alterthümer, Rhetorik, Rhythmik und Geschichte der Philosophie bis Plato einschließlich).

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß dieses Griechenbuch nicht zur Ausführung gekommen ist. Erst dadurch würde man in vollem Umfang erkannt haben, was die Griechen für meinen Bruder gewesen sind, nämlich der Ausgangspunkt vieler psychologischen und wissenschaftlichen Probleme seines Lebens. Erstaunt blickte er auf dieses wunderbare Griechenthum, auf dieses Volk allerersten Ranges; es nöthigte ihn zu den Fragen: was hat den griechischen Geist zum Wagenlenker aller Cultur gemacht, welche physischen Bedingungen, welche religiösen Vorstellungen, welche wirthschaftlichen und politischen

Einrichtungen, welche Begabungen der Rasse, welche Einflüsse des Klimas, der Lebensweise, der geographischen Lage u. s. w. u. s. w. Von den Ergebnissen seiner Studien und seines Nachdenkens findet sich unendlich viel in seinen Werken, aber einzeln und zerstreut — wie tief müssen wir es beklagen, daß wir nicht das Ganze in seinem vollen Umfang haben! —

Im Sommer 1875 war er besonders lebhaft mit diesen großen Plänen beschäftigt und glaubte sie, mit Hilfe einer „ganz geregelten und subjectiven Lebensweise" am besten durchführen zu können. Jeder neue Zustand der Dinge wurde von ihm mit der wärmsten Phantasie ausgemalt, aber immer nur in Hinsicht auf die Förderung und Vollendung seiner großen Lebensaufgabe. Und wenn er sich auch hier und da über die Zukunft in herzlichen persönlichen Empfindungen ausdrückt, immer schließt sich daran der Blick in's Weite, Große: alle seine Erlebnisse dienen ihm nur als Mittel, auf der eigenen Bahn zu dem eigenen höchsten Ziele voran zu schreiten. Er schreibt an seine Freundin Frau Marie Baumgartner in Lörrach:

„Sie glauben nicht, in welchem traulich-freudigen Lichte der W i n t e r vor meiner Seele aufsteigt, der in einigen Monaten kommen wird. Zum ersten Male fühle ich mich gleichsam geborgener; ich habe einen reichen Zuwachs an Liebe und bin dadurch geschützter und nicht mehr so leicht verletzlich und so preisgegeben, wie es bisher das Loos des Basler Exils mit sich brachte. Sie müssen nicht glauben, daß ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resignirtes trage ich von der frühesten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum. Aber es mag sein, daß ich es nie besser verdient habe. Jetzt nun h a b e ich es besser, das ist kein Zweifel! Ich erstaune mitunter mehr darüber, als daß ich mich freue, es ist mir so neu. Nun wächst jetzt in mir Mancherlei auf, von Monat zu Monat sehe ich Einiges über meine Lebensaufgabe bestimmter, ohne noch den Muth gehabt zu haben, es irgend Jemandem zu sagen. Ein ruhiger, aber ganz entschiedener Gang von Stufe zu Stufe — das ist es, was mir verbürgt noch ziemlich weit zu kommen. Es kommt mir so vor, als ob ich ein geborner B e r g steiger sei. — Sehen Sie, wie s t o l z ich reden kann." —

Während ich für einige Wochen nach Naumburg zurückreiste, um im Verein mit unsrer guten Mutter das uns Geschwistern gehörige Mobiliar und sonstige Haushaltungssachen zusammen zu packen, begab sich Fritz nach Steinabad im Schwarzwald, um sich der Pflege eines sehr erfahrenen Arztes Dr. Wiel, der als Specialist für Magenkrankheiten einen großen Ruf hatte, anzuvertrauen. Den ganzen Aufenthalt dort, die Cur, die er durchzumachen hatte, die wechselnden Ansichten über die Art seines Leidens, der Kummer, nicht mit den Freunden in Bayreuth zusammen sein zu können, — Alles bringen die nachfolgenden Briefe an Gersdorff und Rohde zum Ausdruck. Doch muß ich der Wahrheit gemäß schon hier erwähnen: mein Bruder fühlte sich förmlich erleichtert, verhindert zu sein, nach Bayreuth zu gehen; er nahm alle Hindernisse, alle Leiden in diesem Sommer so geduldig hin, weil er unbestimmt fühlte, daß dadurch irgend etwas in der Ferne Drohendes: eine endgültige Entscheidung noch hinausgeschoben wurde. Aber grenzenlos gern hätte er sich mit den Freunden vertraulich über alles Mögliche ausgesprochen! Zum Ersatz thut er es ein wenig in den folgenden Briefen. Er schreibt an Gersdorff ungefähr am 18. Juli 1875:

„Hier, geliebter Freund, die ersten Nachrichten aus dem Steinabade.

„Ein trefflicher sorgfältiger Arzt gefunden!

„So hoffe ich wenigstens. Der Ort selbst ist ein ordentliches waldreiches schönes Schwarzwaldthal; es erinnert an Flims, doch hat es vor ihm ebene und mannigfache Waldspaziergänge voraus. (Sonst freilich war es dort viel schöner, aber der Wald rückt Einem hier recht auf den Leib, das soll anerkannt werden, zumal der Augen wegen.)

„Mein Leiden ist erkannt als „chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens“. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Carlsbader Sprudelsalz u. s. w. Auch Blutegel soll ich am Kopf bekommen.

„Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder einmal zu Bett, und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, daß ich mich an einen wirklichen Specialisten (und zwar einen außerordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermäßige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirect aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant; weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weißt Du es genauer als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei; aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, daß er aus dieser Stellung vertrieben werden kann."

Er bat nun den Freund auf das dringendste, ihn doch in Steinabad bei Bonndorf zu besuchen, was aber damals ganz unmöglich war, da Freiherr von Gersdorff in Hohenheim an der landwirhschaftlichen Akademie studirte und mit dem Schluß des Semesters nach Bayreuth eilen mußte, um die andern Freunde noch zu treffen und einigen Proben beiwohnen zu können. Deshalb schreibt mein Bruder am 21. Juli:

„Ja, liebster Freund, Du kommst mir nur um ein klein wenig zuvor, denn als ich meinen letzten Brief an Dich abgelassen, fiel mir erst ein, wie es mit Deiner Zeit jetzt stehen werde und wie Du ein Recht hättest mich unbescheiden zu nennen „ob meines unverschämten Geilens willen", oder wie die schöne Wendung originaliter lautet. Nein, ich gehöre nicht zu den gewaltthätigen Menschen, die immer Recht haben wollen und fast immer auch haben, selbst in der Freundschaft; sondern meine Unüberlegtheit ist die Schuld, Dir etwas anzumuthen, was, wie ich mir hätte selbst sagen sollen, Dir jetzt nicht möglich ist. Ich hätte nur so gern noch etwas vor Bayreuth über Bay-

reuth mit Dir geredet, da Du doch wohl nicht nur als Gersdorff, sondern auch als Nietzsche hingehen wirst — vermuthlich wenigstens, wie die Anzeichen meines Schlechtbefindens errathen lassen. Wie mir's geht, hat Dir mein letzter Brief erzählt; inzwischen haben wir die Diät sehr verändert (auf meine Bitte esse ich viel weniger — beiläufig eine der seltsamsten Möglichkeiten der Sprache — ich habe das viele Fleischessen satt). Ein schönes Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hotels, ich benutze es allein, den andern Sterblichen ist es zu kalt. Frühmorgens um 6 bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich zwei Stunden spazieren, Alles vor dem Frühstück. Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und verborgenen Thälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang, und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten sieben Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedesmal wohl zu Muthe, wenn ich daran denke. Wir müssen unsere Jugend noch benützen und manches recht Gute noch lernen. Und allmählich wird's doch ein gemeinschaftliches Leben und Lernen, immer wieder kommt einer zur Gemeine hinzu, wie diesen Sommer ein sehr fähiger und früh gereifter (weil frühleidender) Schüler, der stud. jur. Brenner in Basel

„Nun beginnt nach den Ferien meine Häuslichkeit und ein so vernünftig ausgedachtes Leben und Wirken, daß ich noch zu Etwas kommen kann. Ich bin jetzt sehr hinterher, die argen Lücken unserer Erziehung (ich denke an Pforte und die Universitäten und anderes) an mir selber nachträglich auszustopfen; und jeder Tag hat sein kleines Pensum, ganz abgesehen noch von dem Hauptpensum, welches mit dem Colleg im Zusammenhang steht. Wir müssen noch eine gute Strecke Wegs immer steigen, langsam, aber immer weiter, um einen recht freien Ausblick über unsere alte Cultur zu haben; und durch mehrere mühsame Wissenschaften muß man noch hindurch, vor Allem durch die eigentlich strengen. Aber dieses ruhige Vorrücken ist unsere Art von Glück, und viel mehr will ich nicht. Mit der

Schriffstellerei ist es nun für längere Zeit vorüber, glaube ich. Aber mir scheint, zu einem rechten Weck- und Mahnruf reichen meine vier Schriftchen auch gerade aus, sie sind für Jünglinge und junges Streben."

Ein Stimmungsbild aus dem weiteren Verlauf seines Aufenthaltes und seiner Cur giebt der folgende Brief an Rohde vom 1. August:

„Heute, geliebter Freund, denke ich mir, werdet Ihr in Bayreuth zusammentreffen und ich werde Euch und unter Euch fehlen! Es geht nicht, was ich bisweilen im Stillen doch glaubte — mitten in Eurem Kreise eines Tages ganz plötzlich dazusitzen und mich meiner Freunde recht zu erlaben! Es geht nicht, heute, in der Mitte meiner Ferien kann ich es endlich mit Bestimmtheit sagen. Eben hatte ich ein längeres Gespräch mit Dr. Wiel, und gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und mußte Nachmittags und Nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Übel, die Magenerweiterung, haben wir in den zwei Wochen der Cur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft; der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affection desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heißt es, in der Curmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren. Ich hatte einige recht gute Tage, frisches kühles Wetter und zog in den Bergen und Wäldern umher, immer allein, aber ich kann gar nicht sagen, wie angenehm und freudig beseelt! Ich würde es gar nicht auszusprechen wagen, was für Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten und Pläne es sind, an deren genauester Vergegenwärtigung ich mich dabei letze! Dann war fast jeder Tag durch einen guten liebevollen Brief bezeichnet; immer denke ich mit Stolz und Rührung daran, daß Ihr mir angehört, meine geliebten Freunde! Wenn man nur etwas Glück zu verschenken hätte!

„Sorge und Mißmuth quält mich am meisten da, wo ich sehe, daß man zu nichts nütze ist und die Dinge laufen lassen muß, so unbarmherzig sie auch sind. Und dann erscheint es mir bisweilen, als ob ich selbst etwas von einem Glückspilz wäre und den härtesten Angriffen der Leiden immer noch entgangen sei. Besonders an den Dummheiten und Bosheiten des

Schicksals habe ich noch gar nicht recht laborirt und bin gar nicht würdig, mich unter der Schaar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also: ich wollte sagen, daß ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte. Wüßte ich nur wie! . . .

„Es ist Sonntag und rings im Garten sitzen viele Bonndorfer und trinken Bier, die Luft weht ganz rein von den Wäldern her und von Zeit zu Zeit ertönt eine scheußliche Blechmusik, die, mit einer Dosis von 2 Stunden Entfernung vielleicht erträglicher ist und an das Waldhorn erinnern mag. Ich habe hier keinen Menschen und führe ein ganz vornehmes unabhängiges Leben. Der Dr. Wiel will zu meiner Erheiterung und Belehrung morgen einmal mit mir kochen, er ist ein berühmter denkender Kochkünstler und Verfasser eines viel gebrauchten, in alle Sprachen übersetzten diätetischen Kochbuchs. Gestern hielt er mir einen Vortrag über emaillirtes Eisengeschirr und die neue Fleischhackmaschine, und so lerne ich etwas für meine neue Wirthschaft.

„Ich lege ein Curiosum bei, das mir vor einer Woche aus Würtemberg zukam; es ist von der bekannten Würtemberger élégance der Empfindung und des Ausdrucks. Ein Brief von R. hinterließ bei mir verdrossene Stimmung, wie er denn selbst von keiner besseren beseelt war.

„(Jetzt rast die Blechmusik in der unverständigsten Weise; wo nur die Leute die schlechte Musik herhaben mögen! So etwas habe ich nie gehört, es ist nicht Marsch, nicht Tanz, sondern ein altmodisches und doch hundsgemeines Gedudel, vom vorigen Jahrhundert her.)

„Also R. erzählte von seiner bisherigen Arbeit, „die auf eine Illustration des Schopenhauerischen Nichts (eben hörte die Musik auf und die Bonndorfer klatschen!) am Schluß der Welt als Wille und Vorstellung hinauslaufen, des kühnsten, schwersten und wahrsten Wortes, welches nach meiner Meinung uns Schopenhauer gesagt hat.“ Mich verdrießt so etwas im höchsten Grade, es ist die alte Narrethei, sich an den Schwanz einer Philosophie zu hängen und gerade den zu illustriren! Und was gehört für eine Unbescheidenheit dazu, dort genauer und heller sehen zu wollen und zu illustriren, wo Schopenhauer aufhörte, überhaupt zu sehen! . . .

„Überall Desperation! Und ich habe sie nicht! Und bin doch nicht in Bayreuth! Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht. Und doch bin ich mehr als drei Viertel des Tages im Geiste dort und schwärme wie ein Gespenst immer um Bayreuth herum. Du darfst nicht fürchten, mir die Seele zu lüstern zu machen, erzähle nur ein bischen Viel, liebster Freund, ich dirigire mir auf meinen Spaziergängen oft genug ganze Theile der Musik, die ich auswendig weiß und brummle dazu. Grüße Wagner's auf das innigste! Adieu, ihr geliebten Freunde, mein Brief ist hier und da etwas collectivisch geworden. Es liebt Euch von Herzen

Euer F."

Mitte August kehrte mein Bruder nach Basel zurück und war voller Bewunderung und kindlicher Freude über seinen eigenen Haushalt, den ich inzwischen eingerichtet hatte. Alles war freundlich und behaglich aber fern von jedem sybaritischen Luxus, den irgend ein Kritiker unsrer einfachen Einrichtung zugeschrieben hat. Während dieser ganzen Zeit von Mitte August bis Ende November war die Gesundheit meines Bruders wirklich ausgezeichnet. Von früh bis Abends war er voll strahlendster Heiterkeit und mit Allem außerordentlich zufrieden. Übrigens darf ich hier nicht vergessen zu erwähnen, daß mein Bruder überhaupt nie schlechter Laune war, selbst nicht, wenn er sich krank fühlte; immer war er zu einer humoristischen Auffassung der täglichen kleinen Vorkommnisse geneigt.

Er begann den Tag sehr früh, selbst im Winter; in „Zarathustra" beschreibt er seinen frühen Morgen.

„Mit einer Bosheit beginne ich jeden Tag, ich spotte des Winters mit einem kalten Bade: darob brummt mein gestrenger Hausfreund.

„Auch kitzle ich ihn gern mit einem Wachskerzlein, daß er mir endlich den Himmel herauslasse aus aschgrauer Dämmerung."

Dann folgte eine Stunde Nachdenken, das Frühstück und die geistige Arbeit. Fritz war durchaus ein Vormittagsarbeiter, er behauptete, am Morgen sei der Geist am frischesten und übermüthigsten. Den Vormittag für seine liebsten schriftstellerischen Arbeiten auszukaufen, war sein stetes Bemühen; nie las er des-

halb früh ein Buch: „Frühmorgens beim Anbruch des Tages, in aller Frische, in der Morgenröthe seiner Kraft ein Buch lesen — das nenne ich lasterhaft!"

Auf die Nachmittagsstunden hatte er sich die Collegien und den griechischen Unterricht gelegt, was davon übrig blieb, wurde zum Spazierengehen benutzt. Meistens gieng er allein, aber hie und da begleitete ich ihn doch, und es gab dann viel Vergnügen, wie immer durch die harmlosesten Veranlassungen hervorgerufen: wir freuten uns der seltsamen Wolkenbildungen, der Beleuchtung, der Vogelschwärme auf den abgeernteten Feldern. Wir genossen es, auf grünen Rasenrainen, auf ländlichen Pfaden zu wandeln und den einfachsten Vorkommnissen zuzuschauen; es ergötzte uns ein Hund, der nach einem auffliegenden Feldhuhn sprang, es verfehlte und dann mit einem unglaublich komischen Ausdruck von Beschämung bei Seite gieng, dann wieder eine Katze, die lieblich schnurrend meinen Bruder umschmeichelte und ihren krummen Rücken an seinem Beine rieb. Wir freuten uns der Kinder, die uns Blumen brachten oder eifrig ihre Spiele spielten und dabei die menschliche Natur noch ganz unverkünstelt zeigten. Wie sich dann manchmal solch ein kleiner stämmiger Bursche zum Herrn der Situation aufwarf und wie vergnüglich die Andern gehorchten, vorzüglich die kleinen Mädchen, das gab manche Veranlassung zum Scherz und zum Nachdenken. Besonders hübsch fanden wir es Sonnabend in den Dörfern, die Leute so froh mit den Vorbereitungen zum Sonntag beschäftigt zu sehen; sie schienen dort viele kleine Feste zu feiern, ich weiß nicht, ob es dem Turnen oder dem Schießen, oder sonst wem galt. Als wir einmal die Dorfbewohner besonders eifrig beim Kranzwinden oder Guirlandenaufstecken fanden und sie einige Besorgnisse wegen des Wetters äußerten, legte sich Fritz in der Güte seines Herzens auf's Prophezeien und versprach das allerschönste Wetter von der Welt. Die Leute glaubten es und waren sehr glücklich, denn so ein gelehrter fremder Herr aus der Stadt mußte es sicher wissen. Aber am andern Tage regnete es in Strömen, und Fritz machte über sich als Wetterprophet die komischsten Bemerkungen. Jedoch wir wollten nicht wieder in dieses Dorf spazieren gehn, falsche Propheten werden nicht gern gesehn.

Das sind alles sehr einfache Freuden. Aber wie sagt doch Zarathustra?

„Zum Glück, wie wenig genügt schon zum Glücke!“ So sprach ich einst und dünkte mich klug. Aber es war eine Lästerung! das lernte ich nun. Kluge Narren reden besser.

„Das Wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste, einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augen-Blick — Wenig macht die Art des besten Glücks.“

Summa Summarum: Fritz war in jenen drei Monaten außerordentlich froh und zufrieden. Er schreibt an Gersdorff am 26. September 1875:

„Also inzwischen habe ich mit Hilfe meiner Schwester mich häuslich eingerichtet, und es ist gut gelungen. So bin ich endlich, seit meinem dreizehnten Lebensjahre, wieder in traulicheren Umgebungen, und je mehr man sich von Allem, was Andere erfreut, exilirt hat, um so wichtiger ist, daß unsereins seine eigne Burg hat, von wo man zusehen kann und wo man vom Leben sich nicht mehr so gehudelt fühlt. Ich habe es durch das glückliche Wesen meiner Schwester, das mit meinem Temperament auf das beste zusammenstimmt, vielleicht günstiger getroffen als sehr viele Andere; unsere Nietzschische Art, die ich mit Freude selbst an allen Geschwistern meines Vaters wieder gefunden habe, hat nur am Für-sich-sein seine Freude, weiß sich selber zu beschäftigen und giebt eher den Menschen, als daß sie viel von ihnen fordert. Dabei erträgt es sich vortrefflich, als Denker und Lehrer zu leben — wozu man nun einmal sich verurtheilt fühlt.“

Fritz gieng es damals so gut, selbst mit den Augen, daß er mir alle Abende vorlas und zwar seine eigenen noch nicht ganz vollendeten Werke, an denen er arbeitete: „Die Philosophie der Griechen im tragischen Zeitalter“ und die fünf ersten Abschnitte von „Richard Wagner in Bayreuth“. Das waren herrliche Abende, erfüllt von einer hohen und feierlichen Art von Glück. Und welche wundervollen Gespräche knüpften sich daran! Später trug er mir auch mehrere griechische Tragödien in der Übersetzung vor, manchmal auch einige kurze Stücke griechisch, damit ich hörte, wie schön die griechische Sprache klänge. Besonders schön und tief ergreifend erschien mir Philoktet. Er

seufzte und schrie dabei aber so kläglich, daß unser Mädchen, offenbar aus Neugierde getrieben, den Thee eine Stunde früher als gewöhnlich brachte. Ich versuchte eine Erklärung: „Caroline, Sie wundern sich wohl?" . . . „O nein," antwortete Caroline mit überlegenem Lächeln, „ich merkte es gleich, der Herr Professor spielen Theater!" Caroline war, um einen Basler Ausdruck zu gebrauchen, „eine bestandene Magd", hatte in den besten Basler Familien gedient und fand unsre Gebräuche sicherlich nicht der Baslerischen hundertjährigen Tradition gemäß. Ihre Überlegenheit war mir zuweilen bedrückend, aber für Fritz immer ein Anlaß zu stiller Heiterkeit.

Das Schönste aus jener Zeit dünkt mich aber das Clavierspiel meines Bruders; es scheint mir, daß er niemals wieder so herrlich phantasirt hat wie an jenen Abenden: es war als ob seine eigene Seele das Glück und das Schicksal seines ganzen Lebens erzählte. Wir ahnten es damals nicht, daß es das letzte Jahr war, wo sich Fritz noch der Musik hingeben und sie voller Glück genießen konnte. Wie seltsam nun, daß diese letzte Musik, die er componirt hat, daß die Phantasie, die fast jeden Abend erklang, der Hymnus an die Einsamkeit war. Schon im Winter zuvor hatte er an Rohde geschrieben: „in den seltensten Stunden arbeite ich jetzt, alle paar Wochen zehn Minuten an einem Hymnus an die Einsamkeit, ich will sie in ihrer ganzen schauerlichen Schönheit fassen." Es ist unendlich zu beklagen, daß diese Aufzeichnungen verloren zu sein scheinen. —

Auch in dem facsimilirten Briefe vom December drückt sich mein Bruder mit herzlicher Befriedigung über sein ganzes damaliges Leben aus. Doch hatte sich der Zustand seiner Gesundheit von Ende November an wesentlich verschlechtert. Aber welche Fülle von geistiger Arbeit hatte er auch inzwischen bewältigt! Da er sich so kräftig fühlte, so konnte er sich im Produciren und in allerhand Studien gar nicht genug thun: er schrieb den größten Theil von „Richard Wagner in Bayreuth", er begann die „Philosophie der Griechen im tragischen Zeitalter" noch einmal von neuen Gesichtspunkten aus durchzuarbeiten, er nahm die Aufzeichnungen zu „Wir Philologen" wieder vor, die nun die fünfte unzeitgemäße Betrachtung werden sollten, nachdem sie früher zur vierten bestimmt waren. Im Nachbericht zu Band X. heißt

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein Brief und heute morgen, recht am Beginne einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher: da soll man schon guten Muthes bleiben, wenn man so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirklich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner Freundschaft – der Ausdruck klingt Dir hoffentlich nicht zu kitschig – daß Du gerade auf diese indischen Sprüche verfallen mußtest, während ich mit einem stetig wachsenden Durst mich gerade in den 2 letzten Monaten nach diesen umsah. Ich entlieh mir von dem Freunde Schnitzlers Dr. Wodemann die englische Übersetzung der Sutta Nipáta, etwas aus den heiligen Büchern der Buddhisten; und eine der festen Schlußworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch genommen u. so wandle ich einsam wie das Rhinoceros. Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark auf, zumal wenn ich krank zu Bette liege, daß ich verlange, davon etwas recht zu hören, aber nicht verquickt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die

ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, so dass ich mich vor Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, weisst Du auch aus beiliegendem Briefe des unsäglich Elenden + + + ersehen; man soll sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch wie kann man es aushalten, wenn man wirklich nichts mehr will! Ich meine, das Erkennen-Wollen bleibt als letzter Rest des Leben-Wollens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtwollen, ein Stück Purgatorium, so weit wir auf das Leben unbefriedigt d. verachtend zurückblickend und ein Stück Nirwana, insofern die Seele dadurch dem Zustande reinen Anschauens nahe kommt. Ich übe mich darin, die Hast des Erkennen-Wollens zu verlernen, daran leiden ja die Gelehrten alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gewonnenen Einsicht. Nun bin ich immer noch etwas zu straff zwischen die verschiedenen Anforderungen meines Amtes eingespannt, als dass ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Hast gerathen müsste: allmählich will ich mir schon alles zurechtrücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch verdiene, bis ich den Zustand meiner Seele

gefunden habe, der dem mir gleichsam versprochen ist, der Gesundheits-Zustand derselben, wo Sie nur noch den leeren Leib, das Magen-Wallen, übrig behalten hat und sonst von Leiden und Beschwerungen frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufregende Besuchs- oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird) das Bewußtsein ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten u. Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer u. Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Erzieher meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt — nun, das soll einmal ein Ende haben.

Später einmal, wenn Du Dein Haus sicher und wohlbedacht gegründet hast, magst Du auch auf mich als einen länger weilenden Freundesgast rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der

Vergegenwärtigung Deines schöneren Lebens und denke, daß ich Dir auch noch einmal in Deinen Wünschen nützen kann. Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Hass, Verstimmung, Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut „nun wird sich Gersdorff dabei freuen!“ Denn, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr heiterer, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheute Weiber giebt – dann wirst Du nicht mehr lange „einsam wandeln wie das Rhinoceros.“

Treugesinnt der Deine Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße v. [illegible] meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deinen verehrten Vater.

es über die Pläne und Studienabsichten der damaligen Zeit Folgendes:

„Aus Steinabad mit guten Hoffnungen für seine gekräftigte Gesundheit heimgekehrt, breitet er seinen „Korb voll Arbeit" um sich aus. Diese „Pläne aller Art" sind außer der „allmählichen Fortsetzung" seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und der endlichen Ausführung älterer philologischer Arbeiten weitschichtige Sammlungen und Studien für Künftiges. Neben historischen, mathematischen, physikalischen, naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Studien plante er die „Sammlung eines ungeheuren empirischen Materials der Menschenkenntniß". „Dazu sind ältere Geschichtswerke, Romane u. s. w. zu lesen, auch Briefe." Auch seine philosophischen Grundanschauungen will er revidiren und nimmt sich dazu vor, „Dühring als den Versuch einer Beseitigung Schopenhauer's durchzustudiren, um zu sehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu lesen." Daneben finden sich als „Bücher für acht Jahre" verzeichnet: Schopenhauer, Dühring, Aristoteles, Goethe, Plato. Den Anfang macht er mit Dühring's „Werth des Lebens", dessen Hauptgedanken er auf 30 Folioseiten excerpirt, indem er den Gedankengang Dühring's durch kürzere Zwischenrufe und längere Ausführungen unterbricht. Die andern Bücher, die er sich damals durchzuarbeiten vornahm, sind nicht so gründlich daran gekommen, wenigstens nicht mit Notizen versehen.

Seit sich Fritz nicht mehr so wohl fühlte wie im Anfang, las ich ihm Abends nach des Tages Last und Mühe Romane von Walter Scott vor, ich glaube nach und nach sechzehn, denn wir liebten ihn, seine Helden, ja selbst seine langathmigen Schilderungen. Wenn er zum Beispiel ausführlich die Mahlzeiten beschrieb, so amüsirte sich Fritz, was die Leute jener Zeit für Quantitäten vertilgen konnten. „Was müssen die Kerle nur für Mägen gehabt haben!" sagte er bewundernd. „Dafür werden die Geister auch nicht fein und stark gewesen sein," meinte ich zweifelnd und tröstend.

Seit Anfang December fieng ich an mich ernstlich zu sorgen: so sehr es mich betrübte, fühlte ich doch, daß die Einrichtung des eigenen Haushaltes für meinen Bruder im Grunde nicht wohlthätig war. Gerade der Umstand, daß er sich zu Hause so behaglich

fühlte und deshalb so wenig ausgieng, auch zu Ausflügen nicht geneigt war, wurde die Ursache, daß er sich mit verdoppelter Energie auf seine Studien stürzte; es fehlte jeder äußerliche Zwang, ihn davon zurückzuhalten. Früher als irgend ein Arzt oder Fritz selbst, erkannte ich, daß der Magen nicht die alleinige Ursache seiner Leiden war, sondern daß die geistige Überanstrengung mindestens ebenso viel Schuld daran trug, und daß das einzige Heilmittel dagegen war: häufige Veränderung des Klimas und der Umgebung.

Das Schlimmste aber in jener Zeit war, daß Fritz, sobald er sich weniger wohl fühlte, wieder zu den alten Arzneimitteln griff. Hätte ich mehr Muth gehabt, meine aufrichtige Meinung zu sagen, hätte ich mehr persönliche Autorität besessen, wieviel besser würde sich Alles gestaltet haben! Ich war es aber so gewöhnt, Alles was Fritz that, gutzufinden, daß ich mich selbst gegen das Unvernünftige nicht aufzulehnen wagte.

Kurz nach Weihnachten brach die in der letzten Zeit nur mühsam aufrecht erhaltene Gesundheit ganz zusammen. Er litt an geradezu entsetzlichen Kopfschmerzen und peinlichem Schleimerbrechen, fast vier Tage lang, und nach kurzen Unterbrechungen stellte sich der gleiche Anfall wieder ein; in den Zwischenzeiten war er schwach und müde. Der Arzt, Professor Immermann, sprach sich sehr bedenklich aus; wir Alle, die wir ihn innig liebten, waren unglücklich. Allmählich versuchte ich nun ihm vorzustellen, daß er möglichst schnell Basel verlassen müsse, auch alle Freunde redeten zu, aber er war nicht zu überzeugen. Er schreibt an Gersdorff am 24. Januar 1876:

„Bis jetzt kein neuer Anfall, aber Fortdauer des Zustandes selbst, der mir Bedenken einflößt. Ich gebe aber meine Stunden an der Universität, lebe mit der größten Vorsicht und Regelmäßigkeit. So wird es wohl besser werden müssen. Gänzliches Ausspannen, wie Du anräthst, ist nicht so leicht durchzuführen, mir scheint ein mäßiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer. Und dann hilft die Nähe meiner Schwester, Overbeck's, zumal des glücklichen Overbeck's — was sollte ich in der Ferne!"

Professor Overbeck hatte sich nämlich inzwischen verlobt, und trotz aller seiner Leiden hatte Fritz die wärmste Freude an

diesem Ereigniß. Überhaupt war er niemals bewußtlos oder theilnahmslos, sondern blieb in allen Schmerzen voller Rücksicht und Interesse für seine Umgebung.

Obgleich er seine Krankheit innerlich außerordentlich schwer empfand, da er befürchtete, sie könnte ihn an der Erfüllung seiner vollen Lebensaufgabe verhindern, so nahm er äußerlich doch niemals eine tragische Attitüde an. Jede Form von künstlicher Pose war ihm zuwider. Selbst mitten in der höchsten geistigen Production blieb er seiner Umgebung gegenüber in seinem freundlichen sanften würdevollen Wesen ganz gleich. Einige Leute behaupten, er sei im Umgang nervös gewesen, das ist aber nur ein Zeugniß, daß er sich mit ihnen nicht wohl gefühlt hat. Er bekam etwas Stilles, Verschlossenes, fast Bedrücktes, wenn er mit Leuten zusammen sein mußte, gegen die er im Innern Einwände zu machen hatte. Alle Unehrlichkeit und Feigheit oder Gespreiztheit und Prahlerei war ihm peinlich und schwer zu ertragen. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen 1888:

„Mein Vorrecht ist, die höchste Feinheit für alle Zeichen gesunder Instincte zu haben. Es fehlt jeder krankhafte Zug an mir; ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgend eine anmaßliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört nicht zur Größe; wer Attitüden überhaupt nöthig hat, ist falsch. — Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte...... Ich kenne keine andre Art, mit großen Aufgaben zu verkehren, als das Spiel: dies ist, als ein Anzeichen der Größe, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind Alles Einwände gegen einen Menschen, um wie viel mehr gegen sein Werk! — Man darf keine Nerven haben. — Auch an der Einsamkeit leiden ist ein Einwand, — ich habe immer nur an der „Vielsamkeit" gelitten. — In einer absurd frühen Zeit, mit sieben Jahren, wußte ich bereits, daß mich nie ein menschliches Wort erreichen würde: hat man mich je darüber betrübt ge-

sehn? — Ich habe heute noch die gleiche Leutseligkeit gegen Jedermann, ich bin selbst voller Auszeichnung für die Niedrigsten: in dem Allem ist nicht ein Gran von Hochmuth, von geheimer Verachtung. Wen ich verachte, der erräth, daß er von mir verachtet wird: ich empöre durch mein bloßes Dasein Alles, was schlechtes Blut im Leibe hat. — Meine Formel für die Größe am Menschen ist amor fati; daß man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen — aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen —, sondern es lieben." —

Allmählich zeigte sich doch eine kleine Besserung, und so entschloß er sich, mit Gersdorff Anfang März nach Montreux zu gehn; er schreibt: „ich kann endlich sagen, daß es jetzt zum Bessern geht, nach einem sehr langen peinlichen Gleichmaße des schlechten Befindens. Doch habe ich endlich alle meine Vorlesungen einstellen müssen, und seitdem spüre ich den Fortschritt." Inzwischen war auch unsre liebe Mutter angekommen und konnte mir in seiner Abwesenheit Gesellschaft leisten. So reiste Fritz mit dem Freund am 7. März ab. Leider war das Wetter nicht günstig, auch mußte Freiherr von Gersdorff nach kurzer Zeit wieder nach Deutschland zurückkehren, da er sehr beschäftigt war und nur in seiner Aufopferung und treuen Freundschaft für meinen Bruder die Reise überhaupt möglich gemacht hatte. Die gute Wirkung des Aufenthaltes zeigte sich erst am Schluß der Reise, ja eigentlich erst in Basel nach seiner Rückkehr. Wir waren sehr guter Dinge, als er glücklich wieder daheim war, auch das verloren gegangene Lachen stellte sich wieder ein. Fritz meinte: „Lisbeth, Du hättest mitkommen sollen, dann wären wir gewiß in Montreux heiterer gewesen." „Unsinn, Fritz," sagte ich, „die Heiterkeit kommt Dir von selbst, wenn es Dir besser geht." In der That war es rührend, daß sobald es ihm besser gieng, er sogleich zu allerhand kleinen Scherzen aufgelegt war, zum Beispiel stundenlang in lustigen Knittelversen zu reden. Ein Brief an Gersdorff von Sonnabend vor Ostern 1876 giebt ein Bild seiner frohgemuthen Stimmung:

„Liebster Freund, am Abend vor dem grünen Donnerstag bin ich von Genf wieder zurückgekommen und habe dort sechs

Tage zugebracht, sehr reiche Tage mit mancherlei Erfahrungen. Die Woche vorher, welche ich nach Deiner Abreise noch als einziger Gast in der Printanière aushielt, benutzte ich namentlich zu einer innerlichen Sammlung und Säuberung und wurde über vieles Kränkliche und Grillenhafte und Verzagte wieder Herr, namentlich aber hielt ich meine Ziele mit neuer Begierde mir vor Augen und verlor den Hang (mit dem ich auch Dich gequält habe!) gegen mich selbst ungerecht zu sein. Ich fand das „gute Gewissen“ wieder, bis jetzt zu meiner Befreiung so viel gethan zu haben, als ich konnte, und damit auch andern Menschen einen wahren Dienst gethan zu haben. Auf dieser Bahn gehe ich wieder vorwärts und lasse mich auf desperate Rückblicke und Vorblicke nicht mehr ein. Ich verdanke sehr viel dem Buche (Memoiren einer Idealistin) unsrer herrlichen Freundin Meysenbug und werde den einen Sonntag, den ich in der höchsten moralischen Nachbarschaft mit ihr verbrachte, von früh bis Nachts im Freien, nicht vergessen.

„Der Genfer Aufenthalt kam gerade im rechten Augenblick, als eine Art Bestätigung und Verstärkung des einsam Beschlossenen. Vor Allem habe ich, zur Bereicherung von uns Allen, einen wahren Freund hinzugefunden in Herrn von S. Ich wüßte in wenig Worten gar nicht zu sagen, wie viel ich dabei gewonnen habe. Du wirst ihn kennen lernen, einstweilen sage ich nichts.

„Wenn wir uns wiedersehn, will ich Dir von Ferney, dem Sitze Voltaire's (dem ich meine ersten Huldigungen brachte) erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen und freiheitathmenden Genf, von Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf (einem berühmten Communard), von dem concert populaire, in dem meinetwegen die Benvenuto Cellini-Ouvertüre von Berlioz gemacht wurde.... von zwei liebenswürdigen Russinnen in einer englischen Pension, von Ausflügen in's Savoyische, von der Entdeckung, daß ich ein großer Klavierspieler sein soll, von zahlreichen moralistischen Gesprächen; von Herrn Jansen und dem Makler u. s. w. u. s. w. In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das Einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige That. Um Alles in der Welt

keinen Schritt zur Accomodation! Man kann den großen Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden sollte.

„... Nochmals danke ich Dir von ganzem Herzen für die Aufopferung Deiner Ferien und Deine treuen Freundesdienste, über deren Werth für mich Du Dir auch keinen Augenblick einen quälenden Gedanken darfst beikommen lassen. Ein anderes Mal soll es heiterer und muthiger zugehen, diesmal war ich im Ganzen doch krank und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer."

Das neue Semester fieng in jeder Beziehung glücklich an. Fritz war frisch und arbeitslustig, seine Collegien zeigten eine für Basler Verhältnisse ganz ungewöhnliche Studentenfülle. Er war voll guter Hoffnungen für seine Gesundheit, wie er an Gersdorff schreibt: „Es scheint wirklich, daß die Unheimlichkeit des winterlichen Zustandes wie ein Gespenst vorübergegangen ist, es ist jetzt wieder heimlich bei mir" (ein niederallemannischer Ausdruck für traulich und behaglich).

Mir aber war eine unbestimmte Beängstigung vor dem nächsten Winter zurückgeblieben, die sich auch wohl in manchem Brief geäußert haben mag; — kurzum, „die beste Freundin", wie Fritz sie nennt: Fräulein von Meysenbug, machte meinem Bruder den Vorschlag, den nächsten Winter mit ihr irgendwo an einer südlichen Küste: Fano, Capri, Sorrent zuzubringen. Wir waren entzückt! — Das war ein Vorschlag zur rechten Zeit! wir schwelgten förmlich in neuen Plänen. Plänemachen war die Lieblingsbeschäftigung meines Bruders in kranken und gesunden Tagen. Ich sehe noch immer sein frohes Gesicht, wenn er sagte: „Lisbeth, wir wollen uns mal was ausdenken." Ich redete Fritz mit allen Kräften zu, nicht nur ein halbes, sondern ein ganzes Jahr Urlaub nachzusuchen. Er schreibt an Gersdorff, daß er ihm Etwas ausplaudern könne, daß er vorhabe auf ein Jahr nach Italien zu gehen: „Noch habe ich nicht die definitive Erlaubniß der Behörden dazu, aber sie wird mir

wahrscheinlich zu Theil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke! Alle meine Hoffnungen und Pläne zur endlichen geistigen Befreiung und zum unermüdlichen Weitergehen sind wieder in Blüthe, das Zutrauen zu mir selber, ich meine zu meinem besseren Selbst, erfüllt mich mit Muth. Selbst der Zustand meiner Augen ändert nichts daran." Professor Schieß fand damals seine Kurzsichtigkeit und Augenschwäche bedeutender denn je, aber wie mein Bruder später sehr richtig sagt: „auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, war nur Folge, nicht ursächlich; sodaß mit Zunahme von Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat."

Seit 1869, als ihm seine allzufrühe Berufung alle schönen Wanderpläne nach Frankreich, Italien und Griechenland zerstörte, war ihm die tiefe Sehnsucht nach Freiheit und Sich-selbst-Besinnen unter blauem Himmel in südlicher Luft geblieben. Immer wenn einer der Freunde in Italien weilte, ergriff ihn diese Sehnsucht von neuem; so schreibt er einmal an Rohde, der den Winter 1869—70 in Rom zubrachte:

„Aber, mein liebwerthester Freund, wer darf solche verführerische Briefe schreiben? Glaube mir, wenn ich so Etwas lese, wird mir der harte Bissen meines jetzigen Daseins noch im Munde zum Stein; der Fisch meiner Professur ist nicht einmal „marinirt", sondern wird zur Schlange. Oder war diese Professur nicht eine Schlange, die mich verführt hat, weg vom Pfade, der mich zum Freunde und in die blauen Weltwunder führt?

„Ich will in Deiner Sprache reden. Ich las Deinen Brief und mir war, als wachte ich plötzlich auf, und es wäre tiefe braune Nacht um mich, und fernher klänge so ein sehnsüchtiger Laut, wie ich ihn lange nicht gehört.

„Schweig mir von Rom," sagte der arme Tannhäuser, der dort zu keinem grünen Zweig gekommen war; ich sage dasselbe, weil ich dort zu einem gekommen wäre; während ich hier in der musenlosen Stadt, in harter Arbeit lebe und klebe, mit zerbrochnen Flügelchen und geknickten Beinchen."

Und nun endlich nach so langer Zeit breitete sich vor seiner entzückten Phantasie die Erfüllung aller seiner Wünsche aus: ein wundervolles Jahr im Süden, ohne jede Amtsbürde und sonstige Fessel, dazu bestimmt neue herrliche weitumfassende Pläne auszuführen. Das Jahr hätte freilich endlos sein müssen, um alle Wünsche zu erfüllen.

Zunächst aber nahte sich in Bayreuth das große langersehnte Fest! Würde es die Morgenweihe einer neuen Zeit, einer neuen Cultur sein, oder ein Abschiedsfest, nach welchem eine ganze Welt der Empfindung Vergangenheit werden sollte? —

durch das, was ich diese Woche in Mannheim, mit Wagner zusammen, erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir gieng es wie Einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau das ist Musik und nichts sonst! Und genau das meine ich mit dem Worte „Musik", wenn ich das Dionysische schildere, und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Cultur!"

In Erinnerung an diesen Eindruck schreibt er noch im Jahre 1888: „Ein Psycholog dürfte noch hinzufügen, daß, was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; daß, wenn ich die dionysische Musik beschrieb, das beschrieb, was ich gehört hatte, — daß ich instinctiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren mußte, den ich in mir trug."

Aber damals hörte er noch nicht sich, sondern nur Wagner aus all diesen wonnevollen Tönen heraus, oder vielmehr, er fühlte sich mit Wagner vollkommen Eins. Er schreibt im Januar 1872 an Rohde:

„Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen: Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsre Pläne sich berühren." Und in der That, Niemand kann sich vorstellen, wie innig vertraut die Beiden in jener Zeit mit einander waren. Alles was mein Bruder damals plante und producirte, geschah nur in Hinsicht auf Wagner; bei Allem was er that, fragte er sich: „Wird dies auch Wagner recht sein?" denn der Meister war sehr leicht zu verletzen und plagte sich und Andere mit Mißtrauen. Wie viele Gedanken in der „Geburt der Tragödie" mein Bruder aus Rücksicht für Wagner unterdrückt hat, ist schon erwähnt und durch den neunten Band der Gesammtausgabe zur Genüge bewiesen, aber auch persönlich-angenehme Pläne gab Fritz öfters auf, nur um keinen Anstoß bei dem Meister zu erregen. Zum Beispiel verzichtete er deshalb Ostern 1872 auf eine Reise nach dem Süden. Der Sohn von Felix Mendelssohn, Professor in Freiburg im Breisgau,

eine sehr sympathische Persönlichkeit, bat Fritz, mit ihm nach Italien und Griechenland zu reisen, und erregte durch diese Einladung bei meinem Bruder lebhafte Freude. Aber da Wagner kein Freund von Mendelssohn war und der Sohn natürlich nicht anders als mit der höchsten Verehrung seines Vaters gedenken konnte (mein Bruder selbst war, wie wir wissen, in seiner Knabenzeit ein warmer Verehrer Mendelssohns gewesen und besaß nach 1872 für einige seiner Compositionen eine besondere Vorliebe), so fürchtete er des Meisters Mißtrauen gegen seine Gesinnungstreue zu erregen und lehnte die liebenswürdige Einladung ab, übrigens, soviel ich mich erinnere, mit aufrichtiger Darlegung seiner Gründe.

Auch zu andern Opfern war er bereit: wenn er zum Beispiel Ostern 1872 seine akademische Stellung aufzugeben beabsichtigte und vorgab, daß er doch lieber ältere Leute als Studenten belehren und „die deutschen Gelehrten sänftiglich mit der Nase auf die Dinge stoßen wolle, die sie mit ihren blöden Augen nicht sehen möchten", — so waren das Alles *nur* Vordergründe. Der einzige, wahre, innerste Grund dieser Absicht war, für Wagner Etwas zu thun, seine Liebe in Thaten zu beweisen, ihm gegenüber eine Herzenspflicht zu erfüllen. Er schreibt deshalb an Rohde:

„Ich selbst nämlich will den nächsten Winter herumziehn im deutschen Vaterland, d. h. eingeladen von den Wagnervereinen der größeren Städte, um Vorträge über die Nibelungen-Bühnenfestspiele zu halten — es muß eben Jeder thun, was seine Pflicht ist, und im Collisionsfalle, was seine Pflicht *mehr* ist." Aber dieser Plan wurde nicht ausgeführt, da er sich nicht als praktisch erwies; außerdem war Wagner selbst dagegen, daß Fritz seine Professur aufgab.

Der Höhepunkt seines Glückes und seiner Liebe für Wagner war jedenfalls das Fest der Grundsteinlegung in Bayreuth, aber das ist schon an anderer Stelle erwähnt worden. Hier möchte ich nur den ungeheuren Eindruck hervorheben, den Wagner damals auf meinen Bruder gemacht hat. Noch im Jahre 1875 war die Erinnerung so stark, daß sie ihn zu folgenden Worten begeisterte: „Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei

strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit Einigen von uns zur Stadt zurück, er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblick einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was mag Alexander der Große in jenem Augenblick gesehn haben, als er Asien und Europa aus Einem Mischkrug trinken ließ? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große That selber verstehen können, — um mit diesem Verständniß ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen." (Richard Wagner in Bayreuth.)

Wie sehr sich mein Bruder mit allen seinen Thaten und Gedanken in jener Zeit, vorzüglich im Jahre 1872, nur an Wagner wendet, drückt sich wahrhaft herzbewegend in mehreren Briefen an Rohde aus. Er schreibt im April:

„Herzliche und große Freude hast Du mir gemacht, als Du an Wagner den Brief abschicktest. Wir haben nun einmal für das Beste und Edelste, was wir wollen, keinen andern Patronus, weshalb ihm von Rechtswegen Alles als Opfergabe zukommt, was auf unserem eignen Ackerlande wächst. Wenn ich Etwas schwer vermisse, so ist es gerade deshalb Deine Nähe: wir sollten immer zusammen uns an ihm erbauen und in der Erkenntniß seiner Werke fortschreiten. Das Nibelungenwerk taucht immer mehr vor meinen erstaunten Blicken auf — als etwas Unglaublich-Gigantisches und Vollendetes und ohne Gleichen. Aber es ist schwer, solchen Werken sich zu nähern: weshalb der, der viel davon empfunden und verstanden zu haben glaubt, davon auch reden muß — daher mein Winterplan."

October 1872:

„Wir wollen muthig sein, mein lieber, lieber Freund! Ich glaube jetzt immer nur an das Besser-werden, an unser Besser-

werden, an unser Wachsen in guten Absichten, guten Mitteln, an unser Wettlaufen nach immer edleren und ferneren Zielen! Oh wir erreichen sie, und nach jedem Siege ist uns das Ziel weiter gesteckt, und wir laufen muthiger vorwärts. Soll es uns sehr bekümmern, daß es nicht viel, ja sehr wenige Zuschauer giebt, die Augen haben zu sehen, welchen Wettlauf wir laufen? Kümmert uns dies, wenn wir nur wissen, daß diese wenigen Zuschauer auch für uns die einzigen Kampfesrichter sind? Ich für mein Theil gebe für einen solchen Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, Preis; und ihn zu befriedigen reizt mich mehr und höher, als irgend eine andre Macht. Denn es ist schwer — und er sagt Alles, ob es ihm gefällt oder nicht, und ist für mich wie ein gutes Gewissen, strafend und belohnend.

Nun mögen alle guten Geister mit uns sein, liebster Freund! Jetzt gehen wir miteinander, eines Glaubens und eines Hoffens! Was Du erlebst, erlebe ich, und es giebt nichts mehr, was einer von uns noch für sich wäre, nichts Gutes und Rechtes!"

Wagner war wirklich wie ein liebevoller Vater zu meinem Bruder, und was das für diesen bedeuten wollte, kann nur der ermessen, der die innige Sehnsucht seiner Jugend nach einem väterlichen Berather gekannt hat. Er schreibt im Juli 1874 an den aus der Knabenzeit uns bekannten Freund Gustav, als dieser seinen herrlichen Vater, den schon früher erwähnten Geheimrath K. verlor:

„Höre heute auch von mir, mein geliebter Freund, ein paar Worte herzlicher Betrübniß. Ich weiß freilich aus Erfahrung fast eben so wenig davon, was es heißt, einen Vater zu verlieren, als einen Vater zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden, als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfniß nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berather wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen."

In Wagner hatte er nun jahrelang seine Sehnsucht erfüllt gesehen: es war rührend, wie der Meister mitten in den ungeheuren Anforderungen, die die Verwirklichung seiner Pläne an ihn stellten, doch noch Zeit fand, sich der Leiden und Freuden

meines Bruders mit aller Wärme und Theilnahme zu erinnern. Übrigens that dies auch Frau Cosima; sie gedenkt meines Bruders, seiner Werke und Ideen inmitten von Umzugstrubel und sonstigen Nöthen. Fritz schreibt im October 1872 an Gersdorff:

„Frau Wagner hat in den Tagen der Genesung wieder mein Buch vorgenommen und schreibt: „ich muß immer von neuem über die Meisterschaft Ihrer Darstellung staunen; Besseres, geehrter Freund, werden Sie nie schreiben, ich halte eine größere Vollendung, als sie in diesem Buche herrscht, für unmöglich; aber Anderes und gleich Gutes werden Sie uns geben, und auf anderen Gebieten." — Wie wird Einem da zu Muthe! So übermüthig und beschämt zugleich! Vor Allem aber fühle ich dann, daß ich, um mich selbst jetzt mit einer Production zu befriedigen, nach großen kühnen und sehr idealen Zielen zu ringen habe. Du hast von „Einfachheit und Größe" gesprochen: das ist ein Klang aus meiner Seele, dort liegen auch meine Ideale."

Hier möchte ich auch noch besonders die außerordentliche Verehrung meines Bruders für Frau Cosima hervorheben. Er hat dem Verkehr mit ihr immer den allerhöchsten Werth beigelegt und sie stets als die bedeutendste Frau unsrer Zeit erklärt, alle andern Frauen in jeder Hinsicht weit überragend. Noch im Jahr 1880, als er sich dem Tode nahe glaubte, schrieb er an Fräulein von Meysenbug: „Frau Wagner, Sie wissen, es ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin." Und im Jahre 1888 schreibt er in seinen Lebenserinnerungen: „Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren Alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe."

Mein Bruder war in jener Zeit (1869—1874) immer bemüht, Wagner's Wünsche zu erfüllen, seine Bestrebungen zu theilen und, was weniger leicht war, sich auch seiner ganzen Art und Weise anzupassen. Dies zeigt nicht nur hier und da sein damaliger Stil, den er späterhin als „elend hochtrabend nach Wagner's Vorbild" bezeichnete, sondern auch, daß er eine ganze Reihe Neigungen und Abneigungen von Wagner selbst anzunehmen versuchte, wenn auch manchmal nur äußerlich

Zum Beispiel ist mein Bruder niemals Antisemit gewesen, dazu war er nicht überzeugt genug, daß Deutschland, Deutschland über Alles gehe; immer hat er anerkannt, daß die Juden sich um die geistige Bewegung in Deutschland, vorzüglich zu Anfang dieses Jahrhunderts, große Verdienste erworben haben — trotzdem machte er damals agressive Bemerkungen gegen das Judenthum und seine Fehler, aber nicht gerade gegen solche, die ihm persönlich am unangenehmsten waren. Ein andres Beispiel seiner Anpassung an Wagner scheint mir auch, daß er das einzige Mal in seinem Leben zu dessen Vertheidigung einen polemischen Zeitschriftsartikel verfaßt hat, der ganz so klingt, als ob ihn Wagner selbst geschrieben hätte. Die Veranlassung war folgende; er schreibt voller Entrüstung im November 1872 an Rohde:

„Daß ein Irrenarzt in „edler Sprache" nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe, durch einen andern Irrenarzt, für Schopenhauer geleistet worden ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden" helfen: sie decretiren für die unbequemen ingenia zwar kein Schaffot; aber jene schleichende böswilligste Verdächtigung nützt ihnen noch mehr, als eine plötzliche Beseitigung, sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation. Diesen Kunstgriff hat Schopenhauer vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß."

(Seltsame Worte, die ich jetzt nur mit Herzeleid und Schwermuth lesen kann! Dem gemeinsten Zeitalter ist es auch gemäß, daß man die plötzlich ausgebrochene geistige Erkrankung eines Genies gegen alle Werke seiner herrlichsten Schaffenszeit ausbeutet, um das Genie selbst zu discreditiren — das möchte ich hier mit Verachtung als dazugehörig erwähnen.)

Als das oben angeführte Buch jenes Irrenarztes nun gar von einer Seite gerühmt wurde, von welcher das nicht zu erwarten war, da hielt es mein Bruder für seine Pflicht, seine Entrüstung in einer Zeitschrift kundzugeben. Am 17. Januar 1873 erschien im „Musikalischen Wochenblatt" in Leipzig folgender Aufsatz:

„Ein Neujahrswort an den Herausgeber der Wochenschrift „Im neuen Reich".

„Herrn Alfred Dove ist das Unglück widerfahren, in einem stelzbeinig geschriebenen und in jedem Betracht Befürchtungen erregenden „Neujahrsworte an die deutsche Geistesarbeit" zuletzt wahrhaft schmählich auszugleiten und fallend in folgenden Tönen zu explodiren:

„Da muß man nun von dem vergangenen Jahre anmerken, daß es auch hier wieder wirksame Mahnungen hervorgebracht: seinen Fachgenossen hat der namhafte Physiker Zöllner in einem freilich im Gesammteindrucke wunderlichen Buche, das aus Astronomie, Erkenntnißtheorie und ethischer Lehre zusammengemischt ist, vom reinsten Eifer getrieben eine ernste Bußpredigt zur Einkehr in sich selbst und zur Rückkehr in die alte Einfalt ihrer Sitten gehalten. Bitterer, ja grausam scharf hat der Münchener Arzt Puschmann kürzlich Richard Wagner's Größenwahnsinn theoretisch nachzuweisen und zu zergliedern versucht, zu verwegen offenbar für ein menschliches Gericht über den Lebendigen, doch darf man sagen, daß er den Schuldigsten herausgegriffen. Beide Bücher, so manchen unheilvollen Anstoß sie gegeben, sind um ihrer warnenden Kraft willen entschieden hoch zu halten; keineswegs werden sie ohne nützliche Wirkung bleiben."

„Zuerst drücken wir unser ernstes Bedauern aus, daß der edle Name Zöllner's durch die unbefugtesten Hände in eine so widerliche Gemeinschaft gezogen ist. Dann aber bleibt uns nur übrig, in Erstaunen und immer neues Erstaunen auszubrechen. Wie? Sollte nicht der Redacteur Dove, oder mindestens sein von ihm bedachter Leserkreis, ein Unicum, ein erstaunliches Unicum sein? Kein anderer Redacteur, auch der bedenklichste und verderbteste nicht, hat es gewagt, seinen Geschmack an Puschmann so frei und so pathetisch zu bekennen, offenbar in dem Glauben, daß dies wider den Anstand sein würde. Zu welcher Sorte von Publicum condescendirt also Herr Dove mit seinem „freien" Pathos? Zu den Lesern des „Neuen Reichs": innerhalb der vier Wände dieses „Neuen Reichs", wenn Redacteur und Leser unter sich sind, ergötzt man sich, wie es scheint, an solchen Freiheiten,

— anderwärts würden sie nur indigniren oder Ekel erregen. Selbst der eigentliche Gründer in scandalosis, Paul Lindau, hat ein vielleicht ähnliches Gelüst nur indirect zu verrathen vermocht, dadurch, daß er jenen bewährten Scandal-Puschmann unter die Liste seiner Scandal-Mitarbeiter aufnahm. Zur Entschuldigung dürfte man sogar hier noch sagen, daß hier ein Bedürfniß vorlag. Die „Gegenwart" bedarf Puschmann's — das Gründerthum auf den Scandal hat seine Bedürfnisse; Verzeihung dem Bedürfnisse! Aber so ohne Bedürfniß, in der Manier Alfred Dove's, Puschmann „anzugreifen", Puschmann öffentlich die Hände zu schütteln — ist das möglich, wenn es doch nicht nöthig war? Welcher „Seelenarzt" kann hier Auskunft geben? Oder war es doch nöthig? Welchen Zwang übten vielleicht jene Leser auf den impressionabeln Alfred Dove aus? — Inzwischen, bevor diese gar nicht rhetorisch gemeinten Fragen beantwortet sind, gratuliren wir dem Münchener „Specialisten für Psychiatrie" zu diesem neuen Kameraden Alfred Dove, der sich ja in jenem Neujahrswort ebenfalls als Heilkünstler und Specialist gebärdet. Mögen sie zusammen wachsen und gedeihen, Puschmann und Dove, Dove und Puschmann, par nobile fratrum! Mögen sie besonders, wie wir Beiden zum Neujahr wünschen, sich baldigst mit einander, zu gegenseitiger Förderung, über die wirksamsten Geheimmittelchen, durch wissenschaftlich klingende Marktschreierei sich (oder ihr bedrucktes Blatt Papier) in Umlauf zu bringen, recht intim verständigen. Gewißlich wird der so feierlich angeredete Geist Puschmann's nicht umsonst beschworen sein; fürderhin wird er Herrn Alfred Dove in der beschwerlichen Aufgabe unterstützen müssen, den unnatürlichen Geschmacksgelüsten der Leser des „Neuen Reiches" psychiatrisch in befriedigender Weise beizukommen.

Prof. Dr. Friedrich Nietzsche."

Der Anfang des Jahres 1873 gab meinem nach Bethätigung seiner Gesinnung dürstenden Bruder noch eine bessere Gelegenheit in der Sache Wagner's Etwas zu thun. Inzwischen hatte der deutsche Musikverein einen Preis auf eine Schrift von fünf bis acht Bogen, populärer Natur, über Wagner's Nibelungendichtung ausgesetzt. Professor Riedel in Leipzig wandte sich in dieser

Angelegenheit zuerst an meinen Bruder, bat ihn, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen und legte ihm seine übrigen Vorschläge dar. Der Preis war ursprünglich auf hundert Thaler festgesetzt; wie es nun meinem Bruder gelang, ihn auf dreihundert Thaler „emporzuschrauben", zeigt seine Antwort an Professor Riedel, die noch im Entwurf vorhanden ist:

„Ich habe über verschiedene Schwierigkeiten bei unserm Unternehmen nachzudenken Zeit gehabt, denn ich lag mehrere Tage krank zu Bette, und beeile mich heute, in Antwort auf Ihren geehrten letzten Brief, Ihnen meine Ansicht zu geneigter Prüfung vorzulegen. Mit dem dritten Preisrichter wollen wir doch ja recht streng und vorsichtig sein: Wollen Sie meinerseits einen Vorschlag gütigst hören, so würde ich Herrn Hans von Bülow nennen, von dessen unbedingt giltigem Urtheil, von dessen kritischer Strenge ich die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe. Es kommt sehr darauf an, daß wir einen recht klingenden, ebenso anspornenden als abschreckenden Namen finden — und das ist der Name Bülow's. Sind wir darin einer Ansicht? —

„Nun kommt das Wichtigere. Lieber Herr Professor, ich finde die Preissumme äußerst gering, und in Anbetracht des überaus wichtigen Themas und Anlasses viel zu gering. Wir müssen es durchaus wenigstens mit den Preissummen einer deutschen Akademie aufnehmen können, dies allein scheint mir eines so großen Mannes und eines so einzigen Anlasses würdig. Anderseits betrachte ich jede größere Geldausgabe von unsrer Seite, so lange es mit der pecuniären Unterstützung von Bayreuth so schlecht steht, als eine strafwürdige Verschwendung, so edel sonst die Zwecke sein mögen.

„Beide Sorgen und Beängstigungen haben in mir folgenden Gedanken geweckt, den ich Ihnen recht herzlich zur Erwägung anempfehle.

„Der Verein verspricht als Preis einen ganzen Patronatsschein. Die Mittel dafür bringen wir auf folgende Weise auf: hundert Thaler sind also bereit, dann verkaufen wir die gekrönte Preisschrift an einen tüchtigen Verleger etwa zu hundert Thalern (etwa 8 Bogen, Auflage 1000, also circa 13 Thaler für den Bogen, mäßig und anständig bezahlt — das können wir für eine gute Schrift immer bekommen). So haben wir 200 Thaler:

50 Thaler will ich persönlich noch hinzulegen, in dem Falle, daß sich noch einer findet, der 50 Thaler schenkt. (Vielleicht der Verein selbst?) Der Wettbewerb um einen ganzen Patronatschein wird, das kann ich Sie versichern, ein sehr lebhafter sein. Wir müssen durchaus an die allerbesten Kräfte unter den deutschen Schriftstellern appelliren und bedenken, daß wir eine große öffentliche Verantwortung haben. Ich will sagen, es muß bei dieser ganzen Preisangelegenheit durchaus vornehm und würdig zugehn."

Der Vorstand des deutschen Musikvereins nahm meines Bruders Vorschläge in Bezug auf die Geldangelegenheit dankbar an und traf alle Anordnungen in seinem Sinne; doch meinten die Herren, daß sich zu den beiden andern Preisrichtern zwei Germanisten besser eignen würden. Der Verein schlug nun seinerseits Professor Simrock in Bonn vor und nahm den andern Vorschlag meines Bruders, als Dritten Professor Heyne in Basel zu wählen, mit Freuden an.

Auch andre praktische Versuche, für das Bayreuther Unternehmen zu wirken, hatte Fritz schon gemacht. Daß die Anregung zu der Begründung der Wagner-Vereine und spätere Änderungen von meinem Bruder stammen, ist nur Wenigen noch erinnerlich. Er schreibt Ende Juli 1872 an die Freundin Meysenbug:

„Der Plan — Sie wissen, gnädigstes Fräulein, welcher Plan — hat die Billigung von Frau Wagner gefunden und ist als „praktisch" anerkannt worden — ein seltener Stolz für mich unpraktischen Gesellen. Leider ist jetzt alle Welt in aller Welt zerstreut: und so hat Gersdorff bis jetzt nur brieflich sich an Frau von Schleinitz wenden können. Frau Wagner will Feustel für die geschäftliche Leitung des Unternehmens gewinnen. Der nächste Winter muß die Sache fertig machen; wenn Sie aber, verehrtes Fräulein, die eventuelle Zustimmung der Ihnen befreundeten Personen schon jetzt gewinnen könnten, so thun Sie es doch ja, ich bitte Sie recht sehr darum. Bei meinem nächsten Münchener Aufenthalte will ich versuchen, recht thätig zu sein." —

Auch versuchte er im Sommer 1873 einen schweizerischen Richard-Wagner-Verein zu gründen und knüpfte dazu verschiedene Beziehungen an. Es existirte aber damals in der Schweiz noch wenig Interesse für Wagner, die Sache gieng nicht von der Stelle, und alle Bemühungen verliefen schließlich resultatlos.

Seltsam war es, daß Wagner niemals, trotz dieser auch äußerlich lebhaft bethätigten Liebe und Verehrung meines Bruders, Besorgnisse und Mißstimmungen unterdrücken konnte, daß „dieser Nietzsche seine eigenen Wege gieng". Es ist schon früher von dem köstlichen ganz besonders glücklich gelungenen Zusammensein mit Wagner's in Straßburg, im Herbst 1872, die Rede gewesen. Frau Cosima betonte nachher in mehreren Briefen, wie schön es gewesen sei, und daß Mißverständnisse zwischen ihnen von nun an nie mehr vorkommen könnten; aber diese Versicherungen zeigen nur, wie oft solche schon vorgekommen waren. Das Jahr 1873 begann sogleich wieder mit einem derartigen Beispiele unberechtigten Mißtrauens von Seiten Wagner's: das Weihnachtsfest 1872 verlebte mein Bruder in Naumburg; er erhielt eine Aufforderung von Wagner, doch ja auf der Rückreise nach Basel in Bayreuth einzukehren, da auch Freund Gersdorff zu dieser Zeit käme. Nun waren aber die Weihnachtsferien ohnehin schon recht kurz, und wenn Fritz noch den Umweg über Bayreuth machte, so blieb überhaupt keine Zeit zum Ausruhen, das mein Bruder in der Mitte des Semesters immer recht nöthig hatte. Er schrieb also in Rücksicht auf sein Erholungsbedürfniß ab und wunderte sich dann in seiner Harmlosigkeit, daß er wochenlang von Bayreuth nichts hörte. Inzwischen war er eifrig in seinen Gedanken beschäftigt, irgend etwas Energisches in der Bayreuther Angelegenheit zu thun. Er schreibt an Rohde im Januar 1873:

„Also im Sommer Bayreuther Concil! Wir als die Bischöfe und Würdenträger der neuen Kirche! Ich möchte so gern noch etwas litterarisch zur Förderung unsrer Sache thun und weiß nicht wie. Alles was ich projectire, ist so verletzend, aufreizend und der Förderung *zunächst* entgegenwirkend. Daß man selbst mein schwärmerisch-gemüthliches Buch so übel genommen hat! Sonderbare Menschen! Was soll unsereins nur machen!"

Erst lange Zeit nach Weihnachten erfuhr er zu seinem höchsten Erstaunen, wie sehr Wagner das Ablehnen der Einladung übel genommen habe, doch war Wagner durch einen der innigen, ganz ahnungslosen Briefe meines Bruders selbst überzeugt worden, daß er sein Nichtkommen falsch aufgefaßt hatte. Fritz schreibt im Februar 1873 an Gersdorff:

„Von dem Meister und Frau W. habe ich herrliche Briefe, es kam zu Tage, was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist — das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht, und es ist ganz gut, daß ich Nichts wußte, denn Mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von neuem und kann gar nicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt. Um so glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist.

„Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht recht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich's noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen für mich nothwendigen beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichem Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten, Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden, als ich es schon bin."

Aber der Freund tröstete in guten herzlichen Worten; und da es sich zu gleicher Zeit so fügte, daß mein Bruder Ostern mit Rohde zusammen nach Bayreuth reisen konnte, so schien Alles auf die einfachste Weise wieder in's rechte Geleis zu kommen. Fritz schreibt in der Woche vor Palmarum 1873 sehr glücklich an Gersdorff:

„Theuerster Freund, die Telegraphen haben zu thun und fliegen bald nach Heidelberg, bald Nürnberg, bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort, treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor acht Tagen dachte

Keiner von uns an so Etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbander auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt Erinnerung wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag Etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß Alles wieder so schön zu Stande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gut macht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat, und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch, der mir wieder die Augen rein machte und die dummen „Fliegen und Mücken" verscheuchte, an denen ich zuweilen laborire."

Das Übelnehmen und unberechtigte Mißtrauen Wagner's mag Fritz aber doch zu recht seltsamen, fast ketzerischen Gedanken geführt haben; er schreibt später einmal: „Es giebt Etwas, das im höchsten Grade das Mißtrauen gegen Wagner wach ruft: das ist Wagner's Mißtrauen. Das wühlt so stark, daß ich zwei Mal zweifelte, ob er Musiker sei."

Jedenfalls fand er es damals recht nöthig, sich, wie er an Fräulein von Meysenbug schreibt, „in Bayreuth wieder Muth und Heiterkeit zu holen" und sich dort „wieder in allem Rechten zu befestigen".

Man darf nicht vergessen, Wagner war bei aller Herzlichkeit und Wärme der Freundschaft im Verkehr oft schwer zu ertragen, vorzüglich seit er „in die Welt" zurückgekehrt war, und um seine Pläne in Bayreuth zu verwirklichen, unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden hatte. In Tribschen, in dieser fernen abgeschlossenen Insel der Seligen, hatte Ruhe, Glück und künstlerisches Schaffen sein ganzes Wesen verklärt, und in dieser Verklärung hatte mein Bruder Wagner hauptsächlich kennen gelernt. In Bayreuth dagegen war seine Art und Weise recht verändert, die Gereiztheit, der Mangel an Vornehmheit gegen Rivalen, die maßlose Heftigkeit, das kleinliche Mißtrauen wirkte auf meinen Bruder geradezu niederdrückend; er litt darunter, das

Ideal, das er von Wagner in sich trug, in so verzogenen Linien zu sehn. Er machte im Sommer 1878 folgende Aufzeichnung: „Wagner hat nicht die Kraft, die Menschen im Umgange frei und groß zu machen: Wagner ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaßend.“

Mein Bruder hatte es nöthig, sich in der Ferne das große Bild wieder zurecht zu construiren, sich Wagner in seinen höchsten und glücklichsten Stunden und Momenten zurückzurufen. Und immer schwebte dann das Ideal in seiner ganzen Großartigkeit, in seinem vollen Glanze wieder siegreich über alles Dunkle hinweg. Er schildert diese inneren Vorgänge im Jahr 1878:

„Es ist schwer, im Einzelnen Wagner anzugreifen und nicht Recht zu behalten, seine Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen — Alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen.

„Wagner's Natur macht zum Dichter, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche zuletzt sich gegen ihn wendet. So muß jeder Mensch sich über sich erheben, die Einsicht sich über sein Können erheben: der Mensch wird zu einer Stufenfolge von Alpenthälern, immer höher hinauf.“ —

Das schon erwähnte Zusammensein zu Ostern 1873 brachte die Beiden wieder in das rechte Verhältniß zu einander. Gelegentlich der ersten unzeitgemäßen Betrachtung ist schon von der Stimmung jener Tage die Rede gewesen. Es war ein ernstes Zusammensein, denn das Bayreuther Unternehmen war nicht vorwärts gegangen und gab zu trüben Besorgnissen Veranlassung. Vor diesen großen Nöthen schwanden die kleineren persönlichen Kümmernisse; außerdem zeigte sich gerade im Ernst und Schmerz Wagner's Seelengröße am deutlichsten. So sehr mein Bruder die Heiterkeit liebte, so war doch der heitere, witzelnde Wagner, der die Geschichte von der Nudelmühle und andere sächsische Anekdoten erzählte, nicht ganz nach seinem Geschmack, und Wagner empfand das und manchmal reizte es ihn zu noch schlimmeren Witzen, — schließlich ärgerte er sich über sich selbst. Wagner sagte einmal zu mir: „Ihr Bruder ist in seiner zarten Vornehmheit oft recht unbequem, dazu sieht man ihm auch

Alles an, was er denkt; manchmal schämt er sich ordentlich, was ich für Witze mache — und dann treibe ich's immer toller."

Der ganze Sommer 1873 vergieng unter bangen Befürchtungen für Bayreuth, doch erwartete man große Dinge von einer Zusammenkunft der Patrone des Bayreuther Unternehmens, die anfangs für den August geplant war und dann auf Ende October verlegt wurde. Auf den Wunsch Wagner's wandte sich der Vorstand der Wagner-Vereine mit der Bitte an meinen Bruder, einen Aufruf an die deutsche Nation zu Gunsten von Bayreuth zu verfassen. Fritz entwarf ihn nach längerem Zögern zwischen dem 18.—20. October 1873, arbeitete ihn aus und ließ mehrere Abzüge davon drucken, um sie Ende October mit nach Bayreuth zu nehmen. Das Schicksal des Aufrufs, die Sitzung der Delegirten, deren Pläne und Vorschläge, schildert mein Bruder in einem längeren dictirten Schreiben an Gersdorff, der leider am Kommen verhindert war:

„Also ich war von Mittwoch Abend bis Montag Morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammen gekommen, lauter Delegirte der Vereine, und ich der einzige Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsencourier-Davidson, das würdige Paar Batz und Volz, dann Balligand, und, um gleich die Besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg.

„Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? — Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt, und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her Dir wohlbekannte Sauwetter, so daß wieder einmal bei dem Besuch unsrer Bundeshütte der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen mußte. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung in Dreck, Nebel und Dunkelheit war die Hauptsitzung im Rathhaussaal, in der mein Mahnruf von Seiten der Delegirten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestirte gegen eine Umarbeitung und empfahl Professor Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabricats. Dagegen wurde Heckel's vortrefflicher Vorschlag, bei sämmtlichen deutschen Buchhändlern Sammel-

stätten zu errichten, approbirt. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Act, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesammtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojecte und dergleichen, die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloß ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der Sonne, an dem auch Frau Wagner und Fräulein von Meysenbug als die einzigen Frauen theilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen Beiden und bekam deßhalb nach einer italiänischen Oper den Namen: Sargino, der Zögling der Liebe. Batz hielt eine Tischrede auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicher Weise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlußsitzung bei Feustel, in der der Entwurf Stern's acceptirt wurde. Du wirst ihn lesen, denn er wird eine große Publicität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagner's sehr gut geheißen, wird, von stattlichen Namen unterzeichnet, noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen optimistisch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden sollte. Nachmittags sahen wir uns bei schönster Abendsonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürstenloge. Der Bau sieht viel schöner und proportionirter aus, als wir etwa nach den Plänen vermutheten. Es ist nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbsttage zu sehen. Nun haben wir ein Haus, und das ist jetzt unser Wahrzeichen."

Zu der Geschichte des Aufrufs meines Bruders, von ihm „Mahnruf" genannt, muß ich noch Einiges hinzufügen, das mir von andrer Seite erzählt worden ist: Wagner sei ganz außer sich gewesen, als man ihm sagte, daß der Mahnruf von den Delegirten als zu ernst und pessimistisch verworfen worden sei; er wäre in volle Wuth gerathen und hätte mit den Füßen gestampft. Doch habe ihm mein Bruder nachher liebevoll zugeredet, daß gewiß ein Aufruf von Professor Stern einen besseren Erfolg haben würde, und schließlich bliebe ja noch immer der seine für den Fall eines Mißerfolges: das habe Wagner beruhigt. Doch ist später von diesem Mahnruf nie wieder die Rede gewesen. Ob es nicht doch ein Mißgriff der Delegirten war, ihn zu verwerfen? Jedenfalls hatte der liebenswürdige optimistische Aufruf von

Professor Stern auch keinen glorreichen Erfolg aufzuweisen. Chamberlain erzählt in seiner Wagner-Biographie:

„Um die intensive Nichtbeachtung zu kennzeichnen, welcher Wagner's großes und jetzt dem deutschen Geist zum ewigen Ruhme gereichendes Werk im weiten deutschen Reich begegnete, will ich hier eine einzige kleine Thatsache zur Illustration einschalten: ein von Dr. A. Stern im Auftrage der Wagner-Vereine verfaßter „Bericht und Aufruf" wurde Ende 1873 an viertausend deutsche Buch- und Musikalienhändler mit Subscriptionslisten versandt; nicht ein einziger dieser vier Tausend nahm die geringste Notiz von der Sendung! und einzig und allein in Gießen haben einige Studenten ein paar Thaler gezeichnet!"

Der Aufruf meines Bruders lautete folgendermaßen:

„Mahnruf an die Deutschen.

„Wir wollen gehört werden, denn wir reden als Warner, und immer ist die Stimme des Warners, wer er auch sei und wo sie auch immer erklinge, in ihrem Rechte; dafür habt ihr, die ihr angeredet werdet, das Recht euch zu entscheiden, ob ihr eure Warner als ehrliche und einsichtige Männer nehmen wollt, die nur laut werden, weil ihr in Gefahr seid, und die erschrecken, euch so stumm, gleichgiltig und ahnungslos zu finden. Dies aber dürfen wir von uns selbst bezeugen, daß wir aus reinem Herzen reden und nur soweit dabei das Unsere wollen und suchen, als es auch das Eure ist — nämlich die Wohlfahrt und die Ehre des deutschen Geistes und des deutschen Namens.

„Es ist euch gemeldet worden, welches Fest im Mai des vorigen Jahres zu Bayreuth gefeiert wurde: einen gewaltigen Grundstein galt es dort zu legen, unter dem wir viele Befürchtungen auf immer begraben, durch den wir unsere edelsten Hoffnungen endgiltig besiegelt glaubten — oder vielmehr, wie wir heute sagen müssen, besiegelt wähnten. Denn ach! es war viel Wahn dabei: jetzt noch leben jene Befürchtungen; und wenn wir auch keineswegs verlernt haben zu hoffen, so giebt doch unser heutiger Hilf- und Mahnruf zu verstehen, daß wir mehr fürchten als hoffen. Unsre Furcht aber richtet sich gegen euch: ihr möchtet gar nicht wissen, was geschieht, und vielleicht gar aus

Unwissenheit verhindern, daß Etwas geschieht. Zwar ziemt es sich längst nicht mehr, so unwissend zu sein; ja fast scheint es unmöglich, daß Jemand es jetzt noch ist, nachdem der große, tapfere, unbeugsame und unaufhaltsame Kämpfer Richard Wagner schon Jahrzehnte lang unter dem gespannten Aufmerken fast aller Nationen für jene Gedanken einsteht, denen er in seinem Bayreuther Kunstwerk die letzte und höchste Form und eine wahrhaft siegreiche Vollendung zu geben verheißt. Wenn ihr ihn jetzt noch hindern würdet, den Schatz auch nur zu heben, den er Willens ist euch zu schenken: was meint ihr wohl damit für euch erreicht zu haben? Eben dies muß euch noch einmal und immer wieder öffentlich und eindringlich vorgehalten werden, damit ihr wisset, was an der Zeit sei, und damit auch nicht einmal das mehr in eurem Belieben steht, die Unwissenden zu spielen. Denn von jetzt ab wird das Ausland Zeuge und Richter im Schauspiele sein, das ihr gebt; und in seinem Spiegel werdet ihr ungefähr euer eigenes Bild wiederfinden können, so wie es die gerechte Nachwelt einmal von euch malen wird.

„Gesetzt es gelänge euch, durch thatlose Unwissenheit, Mißtrauen, durch hemmendes Secretiren, durch Bespötteln und Verleumden den Bau auf dem Hügel von Bayreuth zur zwecklosen Ruine zu machen; gesetzt ihr ließet es in unduldsamem Mißwollen nicht einmal zu, daß das vollendete Werk Wirklichkeit werde, Wirkung thue und für sich selber zeuge, so habt ihr euch vor dem Urtheile jener Nachwelt eben so zu fürchten als vor den Augen der außerdeutschen Mitwelt zu schämen. Wenn ein Mann in Frankreich oder in England oder in Italien, ja selbst in den kleineren unsrer Nachbarstaaten, nachdem er allen öffentlichen Mächten und Meinungen zum Trotz den Theatern ,fünf Werke eines eigenthümlich großen, mächtigen und durchaus nationalen Stiles geschenkt hätte, die vom Norden bis zum Süden unablässig verlangt und bejubelt werden — wenn ein solcher Mann ausriefe: „die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande! Helft mir dem nationalen Geiste eine Stätte bereiten!" würde ihm nicht Alles zu Hilfe kommen und sei es auch nur — aus Ehrgefühl? Und wahrlich! Hier thäte nicht nur Ehrgefühl, nicht nur die blinde Furcht vor der schlechten

Nachrede Noth; hier könntet ihr mitfühlen, mitlernen, mitwissen, hier könntet ihr euch aus tiefstem Herzen mitfreuen, indem ihr euch entschlösset, mitzuhelfen. Alle eure Wissenschaften werden von euch freigebig mit kostspieligen Versuchs-Werkstätten ausgerüstet: und ihr wollt unthätig bei Seite stehen, wenn dem wagenden und versuchenden Geiste der deutschen Kunst eine solche Werkstatt aufgebaut werden soll? Könnt ihr irgend einen Moment aus der Geschichte unserer Kunst nennen, in dem wichtigere Probleme zur Lösung hingestellt und reicherer Anlaß zu fruchtbaren Erfahrungen geboten wurde, als jetzt, wo der von Richard Wagner mit dem Namen „Kunstwerk der Zukunft" bezeichnete Gedanke leibhafte und sichtbare Gegenwart werden soll? Was für eine Bewegung der Gedanken, Handlungen, Hoffnungen und Begabungen damit eingeleitet wird, daß vor den Augen mitwissender Vertreter des deutschen Volkes der viergethürmte Nibelungen-Riesenbau nach dem allein von seinem Schöpfer zu erlernenden Rhythmus sich aus dem Boden hebt, welche Bewegung in die fernste, fruchtbringendste, hoffnungsreichste Weite hinaus — wer möchte kühn genug sein, hier auch nur ahnen zu wollen! Und jedenfalls würde es nicht an dem Urheber der Bewegung liegen, wenn die Welle bald wieder zurücksinken und die Fläche wieder glatt werden sollte, als ob Nichts geschehen sei. Denn wenn es unsere erste Sorge sein muß, daß das Werk überhaupt gethan werde, so drückt uns doch als zweite Sorge nicht minder schwer der Zweifel, wir möchten nicht reif, vorbereitet und empfänglich genug befunden werden, um die jedenfalls ungeheure allernächste Wirkung in die Tiefe und in die Weite zu leiten.

„Wir glauben bemerkt zu haben, daß überall, wo man an Richard Wagner Anstoß genommen hat und zu nehmen pflegt, ein großes und fruchtbares Problem unserer Cultur verborgen liegt; aber wenn man daraus immer nur einen Anstoß zum dünkelhaften Bekritteln und Bespötteln genommen hat und nur so selten einen Anstoß zum Nachdenken, so giebt dies uns bisweilen den beschämenden Argwohn ein, ob vielleicht das berühmte „Volk der Denker" bereits zu Ende gedacht und etwa den Dünkel gegen den Gedanken eingetauscht habe. Welchen mißverständlichen Einreden hat man zu begegnen, nur um zu verhüten, daß

das Bayreuther Ereigniß vom Mai 1872 nicht mit der Gründung eines neuen Theaters verwechselt wird, um andererseits zu erklären, warum dem Sinne jener Unternehmung kein bestehendes Theater entsprechen kann: welche Mühe kostet es, die absichtlich oder unabsichtlich Blinden darüber hellsehend zu machen, daß bei dem Worte „Bayreuth" nicht nur eine Anzahl Menschen, etwa eine Partei mit specifischen Musikgelüsten, sondern die Nation in Betracht komme, ja daß selbst über die Grenzen der deutschen Nation hinaus alle diejenigen zu ernster und thätiger Betheiligung angerufen sind, denen die Veredlung und Reinigung der dramatischen Kunst am Herzen liegt, und die Schiller's wunderbare Ahnung verstanden haben, daß vielleicht einmal aus der Oper sich das Trauerspiel in einer edleren Gestalt entwickeln werde. Wer nur immer noch nicht verlernt hat nachzudenken — und sei es wiederum auch nur aus Ehrgefühl —, der muß eine künstlerische Unternehmung als sittlich denkwürdiges Phänomen empfinden und begünstigen, die in diesem Grade von dem opferbereiten und uneigennützigen Willen aller Betheiligten getragen wird und dem ernst ausgesprochenen Bekenntniß derselben geweiht ist, daß sie von der Kunst hoch und streng denken und zumal von der deutschen Musik und ihrer verklärenden Einwirkung auf das volksthümliche Drama die wichtigste Förderung eines originalen deutsch ausgeprägten Lebens erhoffen. Glauben wir doch sogar noch ein Höheres und Allgemeineres: ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Culturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.

„An diese unsere deutsche Aufgabe in diesem Augenblick zu mahnen hielten wir für unsere Pflicht, gerade jetzt, wo wir auffordern müssen, mit allen Kräften eine große Kunstthat des deutschen Genius zu unterstützen. Wo nur immer Herde ernsten Nachsinnens sich in unserer aufgeregten Zeit erhalten haben, erwarten wir einen freudigen und sympathischen Zuruf zu hören; insbesondere werden die deutschen Universitäten, Akademien und Kunstschulen nicht umsonst aufgerufen sein, sich der geforderten Unterstützung gemäß, einzeln oder zusammen, zu erklären: wie

ebenfalls die politischen Vertreter deutscher Wohlfahrt in Reichs- und Landtagen einen wichtigen Anlaß haben zu bedenken, daß das Volk jetzt mehr wie je der Reinigung und der Weihung durch die erhabenen Zauber und Schrecken echter deutscher Kunst bedürfe, wenn nicht die gewaltig erregten Triebe politischer und nationaler Leidenschaft und die der Physionomie unseres Lebens aufgeschriebenen Züge der Jagd nach Glück und Genuß unsere Nachkommen zu dem Geständnisse nöthigen sollen, daß wir Deutsche uns selbst zu verlieren anfiengen, als wir uns endlich wiedergefunden hatten."

Dieser Mahnruf klingt allerdings ungewöhnlich ernst und feierlich; auf Solche, die nicht in eben so hohem Grade begeistert waren, mochte er fast komisch wirken. Die Delegirten kannten wahrscheinlich die Stimmung ihrer Zeit, und vorzüglich im „Reich", besser als mein Bruder, der in Basel doch außerhalb lebte und allen diesen Reichsempfindungen stets sehr ferne gestanden hat. Das Ereigniß der Wagnerischen Kunst für so überaus wichtig zu halten, ja als das Wichtige an sich zu betrachten, dessen war man damals, als sich das deutsche Reich im Innern neu begründete, nicht recht fähig; es war nicht die richtige Zeit, um den Vorgängen in den Künsten den Werth von Ereignissen zu geben. Mein Bruder ironisirte sich selbst, er stimmte den Delegirten gewissermaßen in ihrer damaligen Auffassung bei, wenn er im Januar 1874 die nachfolgenden Notizen schrieb:

„Es liegt etwas Komisches darin: Wagner kann die Deutschen nicht überreden, das Theater ernst zu nehmen. Sie bleiben kalt und gemüthlich — er ereifert sich, als ob das Heil der Deutschen davon abhienge. Jetzt zumal glauben die Deutschen ernsthafter beschäftigt zu sein, und es kommt ihnen wie eine lustige Schwärmerei vor, daß Jemand der Kunst so feierlich sich zuwendet. Reformator ist Wagner nicht, denn bis jetzt ist Alles beim Alten geblieben. In Deutschland nimmt Jeder seine Sache ernst, da lacht man über den, der für sich allein das Ernstnehmen prätendirt.

„Entwickelung der Geldkrisen. Allgemeine Unsicherheit der politischen Lage, Zweifel an der besonnenen Leitung der deutschen Geschicke. Zeit der Kunstaufregungen (Liszt u. s. w.) vorüber.

Ein ernste Nation will sich einige Leichtfertigkeit nicht verkümmern lassen, die deutsche nicht in den theatralischen Künsten." (Band X 400 f.)

Gerade dieses kleine, an sich unbedeutende Beispiel zeigt deutlich, wie meines Bruders eigne Erlebnisse ihn über Wagner belehrten, wie er dies auch in einem seiner Selbstbekenntnisse sagt: „Wer seine Zeit angreift, kann nur sich angreifen: was kann er denn sehen, wenn nicht sich? So kann man in Andern auch nur sich verherrlichen. Selbstvernichtung, Selbstvergötterung, Selbstverachtung — das ist unser Richten, Lieben, Hassen." Wenn er also damals in seinen stillsten Stunden Wagner kritisirte und ironisirte, so war dies Alles im Grunde gegen sich und seine eignen Erfahrungen gerichtet.

Im Jahre 1873 war mein Bruder von Augenschmerzen und Magenbeschwerden sehr geplagt gewesen, aber das folgende Jahr brachte ihm eine außerordentliche Besserung seines Allgemeinbefindens; er schreibt um Ostern 1874 an Fräulein von Meysenbug:

„Mein Befinden, um davon ein Wort zu sagen, ist seit Neujahr, in Folge einer veränderten Lebensweise, recht gut und ohne jedes Bedenken; nur daß ich mit den Augen vorsichtig sein muß. Sie wissen aber, es giebt einen Zustand körperlichen Leidens, der Einem mitunter wie eine Wohlthat erscheint; denn man vergißt darüber, was man sonst leidet, oder vielmehr: man meint, es könne Einem geholfen werden, wie dem Leib geholfen werden kann. Das ist meine Philosophie der Krankheit: sie giebt Hoffnung für die Seele. Und ist es nicht ein Kunststück, noch zu hoffen?" Dieser letzte Satz bezieht sich auf die damaligen trostlosen Zustände in Bayreuth. Das Jahr 1874 begann nämlich mit schwerem Kummer: es schien kein Zweifel mehr zu sein, das Bayreuther Unternehmen war in der Form, wie es vom Meister geplant und in dem Patronats-Verein zum Ausdruck gekommen war, gescheitert. Die Gelder fehlten zur Fortsetzung des Theater-Baus und der andern Vorbereitungen, so daß alle Arbeiten sistirt werden mußten. Mein Bruder litt außerordentlich! — Aber gerade in seinen schwersten Stunden zeigt sich die ganze Tapferkeit seiner Natur: er ergeht sich nicht in endlosem Jammern und Klagen, sondern er prüft die Unter-

gründe jener Thatsachen, um derentwillen er leidet. Er zwingt sich dazu, die Augen, die so gern in Liebe und Verehrung über alles Kleinliche und Häßliche hinwegsehn, ja sich zur rechten Zeit ganz zu schließen wissen, scharf auf diese Thatsachen zu richten und sie nüchtern und kühl zu betrachten; er zwingt sich, Alles, was er selbst als falsch erkennt, sich einzugestehn und genau zu prüfen, ob nicht Manches von dem, was er aus Verehrung für den Meister unterdrückt hatte, gerade die Ursache des Mißlingens war und sein mußte. Dieser Fall ist eines der stärksten Zeugnisse, wie die strenge Wahrhaftigkeit seines Geistes keinen Kampf scheute, selbst nicht den härtesten mit sich selbst, mit dem eignen liebenden und verehrenden Herzen. Und wie liebte er den Meister! Nie im Leben hat er wieder so innig geliebt und niemals ist Wagner mehr geliebt worden! — Doch mit welcher Schärfe kämpft mein Bruder hier gegen den eignen Überschwang der Empfindungen, und wie kommt in diesem Kampf sein ganzer psychologischer Scharfblick trotz seiner dichterischen Gabe, die Persönlichkeit zu verklären, zu seinem vollen Recht. Ich glaube, daß dies auch sein einziger Trost dabei gewesen ist: ein blankes blitzendes Schwert, das in der Sonne funkelt, freut das Herz des Kämpfers! — Ich bringe hier nur den Anfang der Gedanken über Wagner, die im Januar 1874 niedergeschrieben sind:

„Alles Große, zumal Neue ist gefährlich: meistens tritt es auf, als ob es einzig berechtigt wäre.

„Man muß eben bedenken, was für eine Zeit sich hier eine Kunst schafft: ganz ungebunden, athemlos, unfromm, habsüchtig, formlos, unsicher in den Fundamenten, fast desperat, unnaiv, durch und durch bewußt, unedel, gewaltsam, feige.

„Die Kunst sammelt einmal Alles zusammen, was sie noch für Reize hat, bei den modernen Deutschen — Charakter, Wissen, Alles kommt zusammen. Ein ungeheurer Versuch, sich zu behaupten und zu dominiren, — in einer kunstwidrigen Zeit. Gift gegen Gift: alle Überspannungen richten sich polemisch gegen große kunstwidrige Kräfte. Religiöse, philosophische Elemente mit hineingezogen, Sehnsucht nach dem Idyllischen, Alles, Alles.

„Wagner schätzt das Einfache der dramatischen Anlage, weil es am stärksten wirkt. Er sammelt alle wirksamen

Elemente, in einer Zeit, die sehr rohe und starke Mittel wegen ihrer Stumpfheit braucht. Das Prächtige, Berauschende, Verwirrende, das Grandiose, das Schreckliche, Lärmende, Häßliche, Verzückte, Nervöse, — Alles ist im Recht. Ungeheure Dimensionen, ungeheure Mittel. Das Unregelmäßige, der überladene Glanz und Schmuck macht den Eindruck des Reichthums und der Üppigkeit. Er weiß, was auf unsre Menschen noch wirkt: dabei hat er sich „unsre Menschen" noch idealisirt und sehr hoch gedacht."

„Wie Goethe ein versetzter Maler, Schiller ein versetzter Redner ist, so ist Wagner ein versetzter Schauspieler. Er nimmt besonders die Musik hinzu."

„Als Schauspieler wollte er den Menschen nur als den wirksamsten und wirklichsten nachahmen: im höchsten Affect. Denn seine extreme Natur sah in allen andern Zuständen Schwäche und Unwahrheit. Die Gefahr der Affectmalerei ist für den Künstler außerordentlich. Das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!"

Man verfolge diese Gedanken in Band X (von Seite 397 bis 412) in ihrer weiteren Entwicklung. Daß mein Bruder schon früher in manchen künstlerischen Dingen andre Ansichten als Wagner hegte, sieht man aus den Nachträgen zur „Geburt der Tragödie", aber jedenfalls hatte er sich vor 1874 noch nie zur Wagnerischen Kunst im vollen Gegensatz empfunden. Es scheint, daß er sich erst von da an des Zwiespalts zwischen seiner Überzeugung und seiner Verehrung für Wagner bewußt geworden ist. Aber diese wiederholten Versuche seine Ansichten mit denen Wagner's in Übereinstimmung zu bringen, oder vielmehr das in Wagner zu finden, was er trotz andersartiger Überzeugungen verehren und bewundern konnte, — welches Studium an dem prachtvollsten Object: dem Genie, erforderte dies, welche Erfahrungen erwuchsen ihm daraus, und wie diente dies Alles zu der feinsten Schulung in psychologischen Dingen! —

Über Bayreuth schien aber doch ein glücklicher Stern zu walten: Wagner's größter Wohlthäter, der König Ludwig von Bayern, griff hilfreich in diese scheinbar verunglückte Angelegenheit ein. Mein Bruder schreibt am 15. Februar 1874 an Rohde über die Erfahrungen der letzten Zeit:

„Über Bayreuth giebt es etwas Neues und wenn nur Wahres! Eine ganz ausdrückliche Notiz des Mannheimer Journals (dem Organon Heckel's) bringt aus bester Quelle (das heißt Frau Wagner), daß die Aufführungen jetzt endgiltig gesichert sind. So wäre denn das Wunder geschehen! Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die verwunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen als früher. Ist das „Wunder" wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Fest feiern, wenn es wahr ist!"

Im März schreibt er Näheres an den Freund: „Nun Bayreuth! Wir wissen durch Frau Wagner — und es soll das Geheimniß der Freunde sein — daß der König von Bayern in der Form von Vorschüssen bis zu 100000 Thalern das Werk unterstützt, so daß die Arbeiten (Maschinen — Decorationen) rüstig gefördert werden. Wagner selbst schreibt, daß 1876 der Termin sei, er ist muthig und glaubt, daß jetzt das Unternehmen im Reinen ist. Nun das walte Gott! Dies Warten und Bangen ist schwer zu verwinden, ich hatte wirklich zeitweilig die Hoffnung ganz aufgegeben."

Als sich im Herbst nun zeigte, daß das Unternehmen vollkommen gesichert war, stößt mein Bruder wahre Jubelrufe an Gersdorff aus: „Anbei einiges Herrliche und Unglaubliche aus Bayreuth: wer freut sich so wie Du darüber!?" Und später schreibt er: „Für Deinen letzten Brief und die Mittheilung des Bayreuther Briefes herzlichen Dank; wir wollen allesammt dem Himmel und der Unterwelt und wo sonst noch Götter sich aufhalten, danken, daß das Nibelungenwerk gethan ist."

Was mag aber wohl Richard Wagner während dieser ganzen Jahre meinem Bruder gegenüber empfunden haben? — Seine Briefe zeigen stets dasselbe liebevolle Gepräge warmer Freundschaft und treuer Fürsorge mit einer Beimischung von Väterlichkeit, die ihn besonders gut kleidet. Man lese alle die in den vorangegangenen Capiteln eingefügten Briefe, und man wird mit mir eines Glaubens sein, daß es kaum andere giebt, in denen

Wagner in so hohem Grade anziehend und liebenswerth erscheint.

Der warme liebenswürdige Stimmklang, mit dem Wagner „mein Nietzsche" sagte, klingt mir jetzt noch in den Ohren, das ist freilich im Buch nicht wiederzugeben, doch will ich wenigstens eine Widmung Wagners zu dem Geschenk seiner Gesammtausgabe bringen, die diese Worte enthält:

„Was ich, mit Noth gesammelt,
Neun Bänden eingerammelt,
was darin spricht und stammelt,
was geht, steht oder bammelt, —

„Schwert, Stock und Pritzsche,
kurz, was im Verlag von Fritzsche
schrei', lärm' oder quietzsche,
das schenk' ich meinem Nietzsche, —
wär's ihm zu 'was nütze!

Bayreuth. Richard Wagner."
Allerseelentag 1873.

Aber trotzdem, oder gerade weil er meinen Bruder so herzlich liebte und als etwas Gleichberechtigtes anerkannte, plagte er ihn und sich mit dem schon so oft erwähnten Mißtrauen. In seinen stillsten Stunden fragte er sich wohl: „geht dieser Nietzsche in seinen Gedanken nicht ganz eigene Wege, die mit mir nichts zu thun haben? Erräth und weiß er mit dieser großen Liebe doch mehr von mir, als mir lieb ist?" Solche Gedanken waren Wagner unerträglich, denn er glich durchaus dem Gotte Zebaoth, der keine anderen Götter neben sich duldet und die Hingabe des ganzen Wesens vom Größten bis zum Kleinsten fordert. Bei öfterem Zusammensein und bei größerer Muße wäre der Zwiespalt ihrer innersten Gedanken sicher schon viel eher zur Aussprache gekommen, aber gerade in den Jahren, als sich ihre Überzeugungen immer mehr von einander entfernten, war Jeder vollauf mit seinem eigenen Wirken beschäftigt, ganz besonders Richard Wagner, der eine außerordentliche Leistungsfähigkeit aller geistigen und körperlichen Kräfte entwickeln mußte, um sein großes Nibelungenwerk durchsetzen zu können. Da blieben

wenige Minuten des Nachdenkens für andre Dinge übrig; er schreibt einmal im Februar 1873 an Fritz: „Fordern — oder erwarten Sie übrigens von mir Nichts, was irgend wie gemüthliche Expansion vorstellen könnte. Ich habe heute die erste Nacht wieder, ungestört von widerlichen Zuständen, geschlafen. Mir vergeht jetzt manche Lust. Es kommen die Momente, wo ich mich tief besinne, und dann kommen Sie gewöhnlich auch mit vor, — so zwischen mir und Fidi. Aber es dauert kurz, und dann drehen sich Wagner-Vereine und Wagner-Concerte im lieblichen Cirkel vor mir herum. Also — Geduld! Wie ich sie ja auch mit Ihnen habe!"

Aber immer lud er von neuem mit den herzlichsten Worten zu einem Zusammensein ein; zum Beispiel im Sommer 1874 bittet er meinen Bruder auf das dringendste, die Sommerferien in Bayreuth zu verleben, und alle seine Einwände schon vorwegnehmend, schreibt er scherzhaft:

„Oh Freund!

Warum kommen Sie nicht zu uns?
Ich finde für Alles einen Ausweg — oder: wie Sie's nennen wollen.
Nur nicht so abgesondert! Ich kann Ihnen dann Nichts sein.
Ihr Zimmer ist bereit.
Doch — oder vielmehr:
Jedoch! —
oder auch:
„wenn schon!" —
Im Augenblick nach dem Empfang Ihren letzten Zeilen.
Ein andres Mal mehr!

Von Herzen
Wahnfried, Ihr
9. Juni 1874. R. W."

Da aber Fritz in den Ferien die dritte Unzeitgemäße fertig ausarbeiten mußte, so kündigte er seinen Besuch nur für das Ende derselben an. Das gab schon wieder eine Verstimmung, die ihm der treue Gersdorff mit irgend welchem Zusatz als Mahnung zum Kommen mittheilte. Dies Drängen wurde Fritz

aber doch zu viel, und er antwortet dem geliebten Freund etwas ärgerlich:

„Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte — und doch bin ich voriges Jahr zweimal und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammen getroffen — von Basel aus und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja Beide, daß Wagner's Natur sehr zum Mißtrauen neigt — aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zuguterletzt — denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich Niemand zu etwas zwingen. Dies Alles recht herzlich und menschlich aufzunehmen!"

Meines Bruders Aufenthalt in Bayreuth im August 1874 zeigte zwar äußerlich die alte Herzlichkeit, aber kleine Scenen wie die mit dem Triumphlied von Brahms ließen Fritz zu deutlich fühlen, wie es mit seiner persönlichen Freiheit stand. Ich erwähnte schon, wie ihn Ostern 1874 Wagner's gleichgiltiges, mißfälliges Urtheil über die zweite unzeitgemäße Betrachtung niedergedrückt hatte; und nun sagte er sich mit peinlichen Empfindungen: „ich habe also nur Werth als Wagnerschriftsteller, ich soll nichts weiter sein, ich darf nur das bewundern und verehren, was in Bayreuth gebilligt wird." Welcher wahrhaft freie Geist möchte sich von einem Andern seine Bahn, noch dazu eine so enge, vorzeichnen lassen? — Der Strom der Entwicklung meines Bruders fluthete damals immer breiter und mächtiger, und nun sollte er in einen Winkel gestaut und gebannt werden?! Das wühlte, das nagte! — und doch trieb es die Gedanken immer weiter zur Freiheit. Als ich einmal im Juni 1874 von irgendwelchem verborgenen Kummer sprach, rief Fritz emphatisch: „O Lisbeth, wir haben Alle unsern Nagewurm, ich auch!" Und am 9. Juli schrieb er an Gersdorff: „In mir gährt jetzt sehr Vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich Solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte. — Brieflich natürlich überhaupt nicht." Kalte oberflächliche Seelen können solchen inneren Wider-

streit, den mein Bruder vier Jahr hindurch gekämpft hat, überhaupt nicht begreifen; was kennen sie von einer so leidenschaftlichen Freundschaft, wie die meines Bruders zu Richard Wagner, was wissen sie von der eisernen Strenge eines wahrhaftigen und freien Geistes, was verstehen sie von dem Zögern des liebenden Herzens, das vor dem Schmerz der herzbrechenden letzten Stunden des Abschieds zittert? Und Fritz zitterte nicht nur vor dem eigenen Schmerz, sondern ach! viel, viel mehr vor dem Kummer, den er dem Andern zufügen mußte.

Aber trotzdem erklang in seinem Innern von Mitte des Jahres 1874 jene neue wunderbare Melodie, der er kaum zu lauschen wagte, immer stärker und stärker. Wehmuth und Jauchzen mischten sich in diesen ergreifenden Tönen, sie lockten den Jünger hinaus auf neue Bahnen, fort von den Meistern, denen er entwachsen war — und er rüstete sich zum Weitergehn! Ein Abschiedsbrief, von inniger Dankbarkeit erfüllt, war schon geschrieben: „Schopenhauer als Erzieher", aber das liebende Herz überredete sich damals noch, daß ein andrer nicht geschrieben zu werden brauchte. Vielleicht war es doch möglich, daß ihm Wagner nicht nur die Freiheit einer neuen Überzeugung gewähren, sondern sie auch theilen würde? Mein Bruder vertraute seiner Liebe und vielleicht unbewußt dem Zauber und der Macht seiner eigenen Persönlichkeit. Er gab sich stets allerhand Irrthümern über Wagner hin, selbst in späteren Jahren; zum Beispiel schreibt er im Jahre 1878, nachdem er sich über Wagner's Schwächen ausgesprochen hat: „Dies Alles hat sich Wagner oft genug im heimlichen Zwiegespräch selber eingestanden, ich wollte, er thäte es öffentlich, denn worin besteht die Größe eines Charakters, als darin, daß er zu Gunsten der Wahrheit im Stande ist, auch gegen sich selbst Partei zu nehmen." Ich bin überzeugt, daß mein Bruder während der Jahre 1874—78, in denen sich ihm immer mehr das eigentliche Wesen der Wagnerischen Kunst enthüllte, öfters die leise Hoffnung hegte, den Meister von seinen Irrthümern zu überzeugen; möglicherweise war die Geschichte mit dem Triumphlied von Brahms schon ein schwacher Versuch ihm zu zeigen, wie auch andre Formen der Musik in der Gegenwart möglich und anerkennenswerth seien, wenigstens finden sich aus der damaligen Zeit verschiedene Notizen, die

Wagner und Brahms gegenüber stellen, zum Beispiel in Band X (S. 399): „Der Tyrann läßt keine andre Individualität gelten als die seinige und die seiner Vertrauten. Die Gefahr für Wagner ist groß, wenn er Brahms u. s. w. nicht gelten läßt: oder die Juden.“ Und 1878 schreibt er: „Heilsame Erscheinung ist Brahms, in dessen Musik mehr deutsches Blut fließt als in der Wagner's — womit ich viel Gutes, jedoch keineswegs allein Gutes gesagt haben möchte.“ (Bd. XI.)

Mein Bruder hielt es damals noch für möglich, daß Wagner eine alte Welt umwerfen könne und glaubte ihn reich genug, eine neue aufzubauen; eine spätere Bemerkung verrieth mir diese heimliche Hoffnung.

Ehe ich mit meinem Manne 1886 nach Paraguay gieng, kam mein Bruder im Herbst 1885 mehrere Wochen nach Naumburg, um noch einmal mit mir zusammen zu sein. Während dieser Wochen wurden viele alte und neue Dinge besprochen, vorzüglich Manches, was mit Wagner zusammen hieng. Ich war ihm und seiner Kunst immer noch leidenschaftlich ergeben, denn es war die einzige Musik, die ich wirklich gut kannte und die mir unendliches Glück gewährt hatte, vorzüglich auch durch die Vorführung meines Bruders auf dem Clavier. Nun hatte ich inzwischen einen ebenso begeisterten Wagnerianer geheirathet, die Schopenhauer-Wagnerischen Ideale erfüllten uns ganz, sie zu verwirklichen, zum Schaffen und Wirken für Andre, das war der Grund, der uns über das Meer führen sollte. Damals schrieb mir Fritz zu unserm Hochzeitstag: „übrigens rührt es mich, daß Ihr den 22. Mai gewählt habt: mir ist immer zu Muthe, als ob Du Dich, in allen möglichen Beziehungen, auf einen Fleck Erde niedergelassen und festgesetzt hast, wo ich einmal früher gesessen habe; Alles, was Du thust, ist mir Erinnerung, Nachklang. Ich selber — ich bin schrecklich weit davongelaufen, und habe Niemanden mehr, dem ich auch nur erzählen möchte, wohin.“ Schon früher schrieb er einmal: „ich habe das Talent nicht, treu zu sein und was schlimmer ist, nicht einmal die Eitelkeit, es zu scheinen.“ Im Gegensatz dazu hatte ich das Talent der Treue und wahrscheinlich auch die dazu gehörige Eitelkeit, jedenfalls schien es mir kläglich und blamabel, Wagner und seinen Idealen untreu zu werden. So habe ich mehrere Jahre in

der unangenehmen Situation zwischen zwei Stühlen zugebracht. Es that mir grenzenlos leid, daß mein Bruder die früheren Überzeugungen verlassen hatte, und doch liebte ich ihn viel zu sehr, um nicht die Richtigkeit vieler seiner Einwände gegen Wagner und seine Kunst einzusehn, und allen Angriffen der Wagnerianer gegenüber treu zu ihm zu halten. Es schmerzte mich in tiefster Seele, wie unbeschreiblich allein er mit seinen neuen Ideen stand (wie allein, davon macht man sich jetzt gar keine Vorstellung) und so versuchte ich zuweilen, gerade wie auch andere Freunde, die ebenso wenig die Nothwendigkeit der Trennung meines Bruders von Wagner begriffen, ihn mit der alten Wagner-Schopenhauerischen Anschauungsweise zu versöhnen, oder über den Widerstreit der Meinungen zu jammern und zu klagen. So sagte ich einmal, recht aus der Fülle meines bekümmerten Herzens heraus: „Ach ich wollte, Wagner wäre zwanzig Jahre jünger gewesen, als Du ihn kennen lerntest, ich glaube immer, Du hättest ihn zu Deinen Ideen bekehrt; mich dünkt, Deine Ansichten waren im Grunde viel geeigneter für ihn, als Schopenhauer; zu den Stoffen aus den nordischen Mythen passen sie nun ganz gewiß besser." „Was Du da sagst", meinte Fritz, „habe ich auch vor zehn, ja noch vor sieben Jahren geglaubt und gehofft, aber dann kam der Parsifal und zerstörte jede Hoffnung, ja jede Möglichkeit. Inzwischen aber habe ich eingesehen, daß dieser Glaube ein vollkommener Irrthum war: unser innerstes Wesen war zu grundverschieden, das mußte uns früher oder später trennen." —

So blieb denn damals 1874 Alles in dem äußeren Verhältniß meines Bruders zu Wagner in den alten liebenden Formen. In allen solchen allmählichen Loslösungen und Veränderungen der Gesinnung giebt es ein Auf und Nieder der Empfindung: immer wenn einer der schönen warmen Briefe aus Bayreuth kam, trieb Fritz all die stolzen ketzerischen Gedanken der eigenen unumschränkten Freiheit zurück, und es ergriff ihn die Sehnsucht nach der Zeit der alten Gebundenheit, als er sich mit Wagner ganz eins in allen Zielen und Idealen fühlte: „Da aber gedachte er seiner verlassenen Freunde, — und wie als ob er sich mit seinen Gedanken an ihnen vergangen habe, zürnte er sich ob seiner Gedanken. Und alsbald geschah es, daß der

Lachende weinte: — vor Zorn und Sehnsucht weinte Zarathustra bitterlich.“ —

Aber es kamen auch kühlere Stunden, in denen Fritz dem Entscheidenden, was einmal kommen mußte, fest in's Auge sah; er schreibt am Tage nach seinem Geburtstag 1874: „Mit den dreißiger Jahren ist es eine eigene Sache. Viel Mühe und Arbeit vor sich, manche Entscheidungen nöthig — da giebt es keinen Grund zur Heiterkeit, es sei denn, daß es immer Gründe zur Heiterkeit geben müsse.“

Um dem inneren Kampf eine andere Richtung zu geben, versuchte sich Fritz in jenem Herbst einzureden, daß seine geistige Freiheit hauptsächlich durch die Universitätsstellung beeinträchtigt würde: die Professur wurde der Prügelknabe, der für alles Unbehagen und allen inneren Druck die Schuld zu tragen hatte. Der Gedanke mit Rothenburg ob der Tauber war zwar schon aufgegeben, aber ein kleines entlegenes Landhaus, irgendwo in der Einsamkeit wurde als glücklichstes Loos hingestellt. Er schreibt an uns Anfang December 1874:

„Ich habe für 50 Jahre schöne Arbeiten vor mir — und nun muß ich so pferdemäßig im Joche ziehn und kann kaum rechts noch links sehn. Ach!

(Seufzer!)

Der Winter ist im Ganzen kräftig gekommen, Weihnachten wird es muthmaßlich kalt. Ist es Euch recht, daß ich komme? — Ich freue mich so darauf, einmal unter Euch zu sein und diese verfluchte Universitätswirthschaft für 10 Tage hinter mir zu haben. Schenkt mir doch zu Weihnachten ein kleines Landhaus, wo ich den Rest meines Lebens ruhig sitzen kann und schöne Bücher schreiben — ach!

(Seufzer!)“

Ähnlich mag er auch nach Bayreuth geschrieben haben, und Wagner, um ihn durch Ernst und Scherz zu trösten, antwortet Weihnachten 1874 darauf:

„Lieber Freund!

„Ihr Brief hat uns wieder viel Bekümmerniß über Sie gegeben. Meine Frau wird Ihnen dieser Tage ausführlicher schreiben. Ich hab' aber gerade eine Zweite-Feiertags-Frei-

Viertelstunde, die ich Ihnen doch — vielleicht zu Ihrem Ärger — zuwenden möchte, um Sie zunächst etwas davon erfahren zu lassen, was wir so über Sie gesprochen haben. Unter Anderem fand ich, daß ich einen solchen männlichen Umgang, wie Sie ihn in Basel für die Abendstunden haben, in meinem Leben nicht hatte: seid Ihr Alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel werth. Nun scheinen aber den jungen Herren Frauen zu fehlen: da heißt es dann allerdings, wie mein alter Freund Sulzer einst meinte, wo hernehmen und nicht stehlen? Indeß, man könnte ja auch einmal in der Noth stehlen. Ich meinte, Sie müßten heirathen, oder eine Oper componiren; Eines würde Ihnen so gut und schlimm wie das Andere helfen. Das Heirathen halte ich aber für besser. —

„Einstweilen könnte ich Ihnen ein Palliativ empfehlen; aber Sie richten immer Ihre Apotheke im Voraus so ein, daß man sein Mittel nicht anbringen kann. Zum Beispiel: wir hier richten unser Haus ꝛc. so ein, daß wir gerade auch für Sie ein Unterkommen darin bereiten, wie mir in meinen höchsten Lebensnöthen nie es angeboten worden ist; da sollten Sie nun die vollen Sommerferien mit uns verbringen. Aber — höchst vorsichtig melden Sie uns bereits im Anfange des Winters, daß Sie beschlossen haben, die Sommerferien auf einem recht hohen und einsamen Schweizerberge zu verbringen! Klingt das nicht wie sorgfältige Abwehr einer etwaigen Einladung unsererseits? Wir können Ihnen etwas sein: warum verschmähen Sie das angelegentlichst? — Gersdorff und das ganze Basilicum könnten sich die Zeit hier gefallen lassen. Es geht da viel vor: alle meine Nibelungen-Sänger lasse ich die Revue passiren; der Decorationsmaler malt, der Maschinist richtet die Bühne her; und dann sind wir mit Haut und Haar auch noch dabei. —

„Aber — man kennt das und anderes Sonderbare an Freund Nietzsche! —

„Auch will ich gar nicht mehr von Ihnen reden, denn es hilft doch nichts!

„Ach, Gott! heirathen Sie eine reiche Frau! Warum muß nur Gersdorff gerade eine Mannsperson sein! Dann reisen Sie und bereichern sich an all den herrlichen Erfahrungen, welche

Hillebrand so vielseitig und (in Ihren Augen) beneidenswerth machen, und — componiren Ihre Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen werden wird. — Welcher Satan hat Sie nur zum Pädagogen gemacht! —

„Sie sehen, wie radical mich wieder Ihre Mittheilungen gestimmt haben: aber — weiß Gott! — ich kann so Etwas nicht mit ansehen. —

„Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er citirte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe. —

„Nun, übrigens: nächstes Jahr im Sommer volle Proben (auch bereits mit Orchester) in Bayreuth: 1876 die Aufführungen. Eher geht es nicht. —

„Ich bade jetzt täglich, weil ich es nicht mehr mit meinem Unterleibe aushalten konnte. Baden Sie auch! Essen Sie auch Fleisch! — Allerherzlichste Grüße von

Ihrem getreuen

R. W."

Von August 1874 bis zum Juli 1876 haben sich Wagner und mein Bruder nicht wiedergesehn. Es fehlte nicht an Einladungen von Seiten Wagner's, wie wir gesehn haben, und gewiß antwortete mein Bruder, ganz entzückt von seiner Güte, bereitwillig und schlug auch seinerseits allerhand Projecte vor, aber es ist gar nicht zu verkennen, daß er, wie Wagner sehr richtig empfand, jeden Vorwand benutzte, um eine Zusammenkunft zu verzögern oder ganz zu verhindern.

Ich habe schon früher erzählt, wie mein Bruder im Sommer 1875 durch sein Unwohlsein genöthigt wurde, in ein Bad anstatt nach Bayreuth zu der Zeit der Proben zu gehn, und mochte er auch noch so sehr Wagner sowohl als den Freunden gegenüber in den schmerzlichsten Worten dieses Mißgeschick beklagen, die Wahrheit blieb doch, daß er durchaus nicht unglücklich war, verhindert zu sein. Wir waren aber Alle blind und wollten es auch sein; einzig Frau Wagner drückte sich gegen Gersdorff sehr kühl und mit wenig Bedauern über das Nichtkommen meines Bruders aus. Fritz hatte von Gersdorff Einiges aus dem Briefe Frau Wagner's abgeschrieben erhalten, und da er nun

auch seinerseits etwas argwöhnisch war, fürchtete er in Bayreuth errathen zu sein. Er schreibt an Gersdorff den 12. Juli 1875: „Freundlichsten Dank für die Nachrichten aus Bayreuth. Eine Bemerkung! war nicht in den Worten von Frau Wagner, die Du mir schriebst, etwas Kaltes? Doch ich kann mich täuschen und bin vielleicht jetzt ein zu empfindlicher oder auch falscher Wärmemesser. Einen Anlaß habe ich nicht gegeben. Inzwischen hat sie einen Brief von mir bekommen. Sie wird den Kopf voll haben, die arme Frau! Wer ihr doch helfen könnte!"

Sämmtliche Freunde weilten damals in Bayreuth, und die Briefe meines Bruders drückten sich wiederum in den alten sehnsüchtigen Formen aus. Und trotzdem — man lese nur diese Briefe aus Steinabad, wie viel kann man da zwischen den Zeilen finden!

Wie aber die Getreuen so liebend, bewundernd und verehrend aus Bayreuth schrieben, da stieg all das Glück, das er so lange Jahre durch Wagner's Werke genossen hatte, von neuem in ihm empor, da kehrten all jene seligen Stunden der Freundschaft und Zusammengehörigkeit in der Erinnerung zurück und mit Schaudern fragte er sich: was wäre mein Leben ohne Wagner und seine Werke gewesen! Und von innigster Dankbarkeit erfüllt, ruft er alle die Empfindungen von fast sechszehn Jahren zusammen — und der schwermüthig scheidende Jünger schreibt auch den andern Abschiedsbrief: „Richard Wagner in Bayreuth."

Von August bis October arbeitete er daran, aber er legt die Betrachtung unbefriedigt bei Seite; der Nachbericht sagt: „Etwas Zwiespältiges in seinen Empfindungen, das ihm sonst während des Schaffens fremd ist, verräth sich in einigen Geständnissen. Er selbst hält noch im Herbst 1875 die Schrift für „unpublicirbar" und Anfang October schreibt er: „Meine Betrachtung unter dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth" wird nicht gedruckt; sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurückgeblieben, was ich von mir fordere; und so hat sie nur für mich den Werth einer Orientirung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, daß mir selber die Orientirung nicht völlig gelungen ist — geschweige, daß ich andern helfen könnte."

Im Anfang des Jahres 1876 war der Gesundheitszustand meines Bruders sehr ernst und besorgnißerregend; währenddem wurde alle Correspondenz zwischen Basel und Bayreuth nur von den Freunden und mir geführt. Aber der Frühling brachte die Genesung und frohes Lebensgefühl, und zu Wagner's Geburtstag schrieb Fritz zum ersten Mal wieder selbst dorthin. Wagner antwortete am folgenden Tage:

„O Freund!

„Nun einmal auf und gesund! —

„Daß Sie uns gerade durch so viele äußerliche „Dislocalität" (passez-moi le mot!) und innerliche „Dyskolie" (auch gut?) abhanden kommen, ist wahrlich das härteste Ungemach, das wir seit den sieben Jahren, von denen Sie schreiben, erfahren konnten. Leider bin auch ich so weit, daß ich mir nur noch mit guten und schlechten Witzen über den Morast der Tage hinweghelfe!

„Gestern gab es ein improvisirtes Festessen in der soeben vollendeten Künstlerrestauration beim Theater: Einer betoastete die ungeheure Vermehrung meines Ruhmes durch das Gelingen der Festspiele. Ich replicirte, daß ich im Ruhm ein Haar gefunden hätte, und denselben diesmal mit Haut und Haar an den geschickten Restaurateur Albert abträte! — Meinen Kutscher fuhr ich an: warum er mir denn nicht gratulire? — Sonst war Alles sehr hübsch, weil es vorüber gieng. Die „Entreprise" hat mir schließlich noch gehörige Noth gemacht: alle Beschäftigten fürchten mich wie den Teufel! —

„Ist dieser Unsinn vorüber, so gedenke ich mich ellenlang auszustrecken, vermuthlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf meinem amerikanischen Marsche zu wälzen beschlossen habe.

„Also, jetzt noch durch das Dicke! Sehen Sie mir dabei in Ihrer Weise zu, so weiß ich, daß die Mühe nicht ganz verloren ist. Natura nihil facit frustra, sagte mir letzthin einmal wieder Schopenhauer; das hat mich ganz hübsch getröstet!

„Bleiben Sie gut und gesund, grüßen Sie Schwesterchen schön von mir und uns!

„Bald sehen wir uns ja wieder!

„(Daß ich Ihnen einen so langen Brief schrieb, ist außerordentlich, — denn ich schreibe sonst nur noch Telegramme!)

Ihr

herzlich ergebener

Bayreuth, 23. Mai 1876. Richard Wagner."

Wagner's warme bedauernde Worte, ihn in den letzten zwei Jahren so ganz entbehrt zu haben und so ungern, riefen in meinem Bruder wiederum die ganze glückliche Zeit der Zusammengehörigkeit zurück: nein, er durfte zur Zeit von Wagner's höchstem Triumph nicht stumm bleiben, das erlaubte seine innige Dankbarkeit nicht. Er mußte die Andern auffordern, sich selbst diesen Gewalten hinzugeben, die ihn so lange Jahre beglückt und unzählige Gedanken und Empfindungen in ihm gereift hatten. Er ließ den Druck jener im Sommer 1875 verfaßten Betrachtung beginnen und gieng im Juni einige Tage nach Badenweiler, um den Schluß zu schreiben. Natürlich war dieses Wühlen in allen tiefsten und innigsten Erinnerungen seines Lebens der Gesundheit recht schädlich; es wäre ihm überhaupt nicht möglich gewesen, das Büchlein herauszubringen, wenn ihm nicht ein treuer Jünger und Freund alle äußeren Mühen abgenommen hätte. Hier nenne ich zum ersten Mal mit Rührung und Dankbarkeit den Namen Peter Gast's, des einzigen persönlichen Jüngers meines Bruders, der ihm in seiner schlimmsten Vereinsamung in treuer Verehrung zur Seite gestanden hat und auf den steilsten Pfaden der Erkenntniß mit wärmster Begeisterung gefolgt ist. Er war im Winterhalbjahr 1875—76 mit einem Freund nach Basel gekommen, um Vorlesungen bei meinem Bruder zu hören und bot sich ihm zur Hilfe für seine schlechten Augen an. Er hat das Manuscript zu „Richard Wagner in Bayreuth" abgeschrieben und auch nachher die Correcturen gelesen.

Aber während der ganzen Zeit der Drucklegung quälte meinen Bruder der Gedanke: war nicht doch zwischen den Zeilen dieses zartesten und verehrendsten Büchleins Manches zu lesen, was Wagner allerhand verrathen konnte? Es ist zu schwer, sich später ganz und gar in frühere Empfindungen, die man überwunden hat, zu versetzen (dies Bemühen giebt „Richard Wagner

in Bayreuth" zuweilen etwas Steifes oder Übertriebenes), mag man noch so innig mit der ganzen Liebe und Wehmuth eines Scheidenden darauf zurückblicken. Meines Bruders damalige Besorgnisse zeigen sich deutlich in den Begleitbriefen, die er an Wagner und Frau Cosima sendet; sie sind sammt den Entwürfen in ein Studienheft geschrieben und deshalb noch vorhanden.

Entwurf eines Briefes an R. Wagner.

(Juli 1876.)

„Hier, geliebtester Meister, ist eine Art von Bayreuther Festpredigt! Ich habe den Mund nicht halten können und Mehreres heraussagen müssen. Denen, welche sich jetzt freuen, werde ich die Freude gewiß vermehrt haben — das ist heute mein Stolz und mein Vertrauen. Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal gar nicht errathen.

„Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend Etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird und erst wieder, mit einem Aufwand von Humor, eingerenkt werden muß. In wiefern ich dies heute ganz besonders empfinde, mag ich gar nicht deutlicher aussprechen. Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlich und befangen zu Muthe, und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen.

„Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, Etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Muth finden konnte, das zu thun, was ich gethan habe.

„Mit ganzem vollem Herzen Ihnen zugehörig

Fr. N."

Auch aus anderen gleichzeitigen Entwürfen zu diesem Briefe blicken allerhand Empfindungen hervor, die sich mächtig in seinem Innern regen, die er aber doch nicht klar ausdrücken darf. Einige Sätze daraus mögen hier folgen:

„Es ist, als ob ich wieder einmal mich selber auf's Spiel gesetzt hätte. Ich bitte Sie auf das herzlichste: lassen Sie geschehen sein, was geschehen ist, und gewähren Sie Einem, der sich nicht geschont hat, Ihr Mitleid und Ihr Schweigen. Lesen Sie diese Schrift, als ob sie nicht von Ihnen handelte und als ob sie nicht von mir wäre. Eigentlich ist über meine Schrift unter Lebenden nicht gut zu reden, es ist Etwas für die Unterwelt.

„Wenn ich auf ein im Ganzen gequältes Jahr zurücksehe, so kommt es mir so vor, als ob ich wirklich alle guten Stunden desselben auf das Ausdenken und Ausarbeiten dieser Schrift gewendet hätte: heute ist es mein Stolz, auch diesem Zeitraum noch eine Frucht abgewonnen zu haben. Vielleicht wäre das trotz allem guten Willen nicht möglich gewesen, wenn ich nicht seit meinem vierzehnten Lebensjahre die Dinge mit mir herumgetragen hätte, von denen ich diesmal zu reden gewagt habe."

Der Entwurf an Frau Cosima lautet folgendermaßen:

„Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde jetzt an Sie denken: wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgendwelche Weise seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen zu geben? Nehmen Sie deshalb gütig den Versuch auf, den ich heute wage, Ihnen eine kleine Freude zu machen dadurch, daß ich Ihnen und dem Meister die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift übersende. (Zum Lesen derselben werden Sie, die unendlich Sorgende und Beschäftigte, aber wohl erst nach diesem Sommer Zeit und Lust haben.) Sie werden aus ihr erfahren, daß ich es nicht aushielt, mich so einsam, aus der Ferne her, auf das Große, Ungeheure dieses Sommers vorzubereiten, daß ich meine Freude mittheilen mußte. Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude errathen und mit ausgedrückt zu haben! Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünschen."

Frau Wagner las die halbe Nacht hindurch und schickte am andern Morgen folgendes Telegramm:

„Ich verdanke Ihnen jetzt, theurer Freund, die einzige Erquickung und Erhebung, nächst den gewaltigen Kunsteindrücken, möge dies als Dank Ihnen genügen.

Bayreuth, 11. Juli 1876. Cosima."

Wagner schreibt am 12. Juli:

„Freund!

„Ihr Buch ist ungeheuer! —

„Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? —

„Kommen Sie nur bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke!

Ihr

R. W.“

Dies ist der letzte Brief, den Wagner an meinen Bruder geschrieben hat. —

Als einmal von neuerer Litteratur die Rede war, sagte mein Bruder, der allerdings allem Erotischen sehr ferne stand, zu einem früh verstorbenen Schüler: warum nur immer dasselbe, allmählich doch allzu langweilig gewordene Thema, die Liebe, als Hauptgegenstand aller Romane genommen werde. „Ja, welche andern Empfindungen könnten aber ähnliche Conflicte hervorrufen?“ antwortete nachdenklich der Schüler. „Nun, zum Beispiel die Freundschaft“, erwiderte mein Bruder lebhaft, „sie hat ganz ähnliche seelische Conflicte, nur auf einer viel höheren Stufe: erst die gegenseitige Anziehung auf der Basis einer gemeinsamen Überzeugung, dann das Glück der Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Bewunderung und Verherrlichung, dann Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und seiner Ansichten auf der andern Seite, die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — alle diese und andre unsägliche Leiden.“ Der Schüler blickte ungläubig, er mochte eine so leidenschaftliche Art der Freundschaft nie gekannt haben.

Dieses Capitel ist nun der Roman einer Freundschaft mit allen ihren Leiden und Entzückungen, der Roman zweier Genies, die glückliche sonnige Wege miteinander wandeln durften. Der Eine aber hat sich schon zum Abschied gewendet, zögernd steht er an der Thür, liebend und schwermuthsvoll blickt er zurück, — kann ihn der Andre noch halten? —

XV. Capitel.

Der Ring des Nibelungen.

Motto: „Mein Fehler war der, daß ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so mußte ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Häßlichen, Verzerrten, Überwürzten stieß mich heftig zurück."

„Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört."

(Werke, Band XI.)

Wenn ein gütiges Geschick über meines Bruders Freundschaft zu Wagner gewaltet hätte, so würde es ihn verhindert haben, nach Bayreuth zu gehen. Immer noch verband er mit dem Namen Bayreuth den Glauben und die Hoffnung, daß sich ihm dort Wagner und seine Kunst auf eine neue überwältigende Art und Weise zeigen würde. Die Vision eines Festes, bei dem die Darsteller und die Zuschauer in gleicher Weise merkwürdig und bewundernswerth sein sollten, und wo diese beiden Factoren in der Höhe ihrer Empfindung vereinigt eine in's Ungeheure gesteigerte Wirkung hervorrufen müßten — alles das bewegte ihn im tiefsten Innern und erfüllte ihn mit großen unbestimmten Hoffnungen. Er reiste deshalb auch mit einem starken Glücksgefühl schon Mitte Juli zu den Proben, obgleich er sich von den Erschütterungen an der Arbeit der vierten unzeitgemäßen Betrachtung noch nicht ganz erholt hatte.

Aber die ersten Nachrichten aus Bayreuth klangen niederdrückend: „Fast habe ich's bereut! Denn bis jetzt war's jämmer-

lich Montag war ich in der Probe, es gefiel mir gar nicht, und ich mußte hinaus.“ Er schließt seinen Brief mit den Worten: „Alle erwarten Dich sehr, tummle Dich, tummle Dich, gutes Lama!“

Ich war nämlich inzwischen noch in Basel beschäftigt, alle Möbel einpacken und einstellen zu lassen, da wir während der großen italiänischen Reise meines Bruders die Wohnung in Basel aufgeben wollten. Die nächsten Nachrichten aus Bayreuth klangen bedeutend frischer:

„Meine gute, liebe Schwester, nun geht es besser, seit drei Tagen habe ich an meinem Befinden nichts mehr auszusetzen: dafür lebe ich auch bei Fräulein von Meysenbug, bin von früh an im Garten, trinke Milch, bade im Fluß und esse so, wie es mir wohl thut. Inzwischen habe ich die ganze Götterdämmerung gesehen und gehört, es ist gut, sich daran zu gewöhnen, jetzt bin ich in meinem Elemente.

„Beiläufig (aber nicht mittheilbar!) für den zweiten Cyklus sind noch nicht die Hälfte, für den dritten kaum ein Drittel der Plätze verkauft

„Heute Abend kommt der König. Er hat über meine Schrift telegraphirt, daß sie ihn entzückt habe. Ebenfalls kommen heute Schuré's. Wagner's und die Kinder haben sehr nach Dir gefragt.

„Mit der italiänischen Reise richtet sich Alles so ein, daß es schöner als meine Wünsche werden könnte. Meer, viel Wald und bei Neapel — vielleicht läuft's darauf hinaus. Man muß nur hoffen. Meine Gesundheit nimmt einen so guten Anlauf, ich bin viel heiterer

„Ich muß mich aber sehr zusammennehmen und weise alle Einladungen, auch bei Wagner's zurück. Wagner fand, daß ich mich rar machte“

Er sagte mir später zur Erklärung dieses muthigen Briefes, er habe damals alle seelischen Kräfte gewaltsam zusammengerafft und sich in seine früheren Empfindungen zu versetzen versucht. Das habe ihm für einige Tage ein gewisses übermüthiges Gefühl von Kampf und Sieg gegeben, nur intimere Aussprachen habe er nicht aushalten können. Auch dieser muthige Brief schloß wieder: „tummle Dich, feines

Lama!" Ich beeilte mich nun, mit den häuslichen Arbeiten fertig zu werden; trotzdem traf mich am Morgen meiner Abreise die Nachricht, daß Fritz nicht länger in Bayreuth bleiben wollte. Das gewaltsame Zusammennehmen hatte doch nur für wenige Tage vorgehalten; er schrieb: „Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunst-Abende, und doch bleibe ich nicht weg Ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein; sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist."

Die Nachricht erschreckte mich sehr, denn auch äußerlich war Alles für einen Aufenhalt von vier Wochen eingerichtet; wir waren Beide Patrone und hatten die Absicht gehabt, die drei Cyklen der Festspiele, sowie auch die Generalproben anzuhören; so war für die ganze Zeit eine große Wohnung gemiethet, die außer zwei Schlafzimmern einen Salon und ein Arbeitscabinet für meinen Bruder enthielt. Als ich in Bayreuth den Tag vor der ersten Generalprobe ankam, war Fritz schon abgereist. Ich war tief erschüttert, denn ich fühlte deutlich, daß sich hier irgendetwas Schweres und Großes für meinen Bruder entschieden hatte. Ich erinnere mich, daß ich bei Fräulein von Meysenbug einen ganzen Morgen bitterlich weinte, sie verstand aber nicht recht, warum ich so unglücklich war. Am folgenden Tag erhielt ich aus Klingenbrunn, bei Regen im Bayrischen Wald, einen Brief von meinem Bruder:

„Liebste Schwester, hoffentlich bist Du in Bayreuth und findest dort gute Menschen, die für Dich sorgen, nachdem ich von dort verschwunden bin.

„Ich weiß ganz genau, daß ich es dort nicht aushalten kann, ja eigentlich hätten wir es vorher wissen sollen! Denke nur, wie vorsichtig ich bisher leben mußte, die letzten Jahre. Ich fühle mich von dem kurzen Aufenthalt dort so ermüdet und erschöpft, ich komme gar nicht recht wieder zu mir. Der Ort hier ist sehr gut, tiefe Waldungen und Höhenluft wie im Jura. Hier will ich bleiben, zehn Tage vielleicht, aber nicht wieder über Bayreuth zurückkehren. . .

„Also sehen wir uns in diesem Jahre vielleicht nicht wieder! Wie doch die Dinge laufen! Ich muß alle Fassung

zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen. Auch meine Freunde werde ich nicht sehen; es ist Alles jetzt für mich Gift und Schaden."

Fritz brachte ungefähr zehn Tage in Klingenbrunn zu, in den Wäldern umherwandelnd und eifrig schreibend. Es entstanden die ersten Aufzeichnungen zur „Pflugschar", aus der später Vieles in „das Menschliche, Allzumenschliche" übergegangen ist. Die „Pflugschar" enthält die Grundideen der neuen Denkungsweise meines Bruders. Hier drückt er zum ersten Male in klaren deutlichen Worten aus, was sich seit langen Jahren in ihm vorbereitet hatte: den ganzen Umschwung seiner bisherigen Meinungen.

Was ihn nun doch veranlaßte, als ein Neuer und Veränderter nach Bayreuth am Tage vor dem Beginn des ersten Cyklus zurückzukehren, kann ich jetzt nicht mehr genau feststellen. Wenn ich mich einiger späterer Äußerungen richtig erinnere, so scheint es, daß er sich auch in Klingenbrunn noch nicht zu überzeugen vermocht hatte, daß für ihn in Bayreuth Alles zu Ende sei. Die Sehnsucht trieb ihn zurück, die Sehnsucht nach der dionysischen Musik, die ihm früher aus den Wagnerischen Schöpfungen entgegenklang. Er hätte so gern den alten Zauber auf sich wirken lassen! — Unsere Neigungen und Abneigungen haben nicht das gleiche Tempo, wie unsere Erkenntniß, manchmal eilen sie der letzteren voraus, aber viel öfter vermögen sie nicht dem schnellen Lauf der Erkenntniß zu folgen. Mein Bruder sagt einmal von sich im Gleichniß: „die ausgeschlüpfte Seidenraupe schleppt noch eine Zeit lang ihre Puppe nach sich", — so konnte auch er sich erst sehr allmählich von seiner Vorliebe und Zuneigung für die Wagnerische Musik trennen. Was aber auch die Veranlassung zu seiner Rückkehr gewesen sein mochte, jedenfalls war er plötzlich da und hörte mit größtem Interesse und einigem Staunen den Erzählungen meiner Erlebnisse zu.

Während der Tage, als ich allein in Bayreuth war, (Freunde nahmen mich unter ihren Schutz), hatte ich in der That wunderbare Dinge erlebt, wunderbar, weil Alles so ganz anders kam, als man zuvor gedacht hatte. König Ludwig von Bayern hatte sich für die Generalproben angesagt; sie sollten

für ihn allein aufgeführt werden, da er ganz incognito auf der Eremitage wohnen und sich außer Wagner Niemand zeigen wollte. Schließlich wurde es einigen Wenigen gestattet, auf den zwei ersten Bänken des amphitheatralischen Zuschauerraumes, die von der Fürstenloge kaum zu sehen waren, dem „Rheingold" beizuwohnen. Ich gehörte zu diesen Glücklichen. Wir warteten zwei Stunden lang im tief dunklen Raum auf die Ankunft des hohen Herrn. König Ludwig, der die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht machte, hatte so gut geschlafen, daß man ihn nicht zu wecken wagte. Er war die Nacht zuvor um zwei Uhr angelangt, kurz vor Bayreuth bei einem Wärterhäuschen ausgestiegen, wo ihn Wagner begrüßte, den er dorthin befohlen hatte und auch noch mit nach Schloß Eremitage nahm. Dort hielt ihn der König, im Park mit ihm herumwandelnd, in liebenswürdigen Gesprächen noch über zwei Stunden fest, was wir für die 63 Jahre des Meisters nicht ganz geeignet fanden.

Die Generalproben gelangen ausgezeichnet; wenn ich mich recht erinnere, so waren die Eingeweihten der Meinung, daß sie zu den besten Aufführungen der Festspiele gehörten. Besonders schön ist mir der „Siegfried" in der Erinnerung geblieben. Man empfand dabei so wohlthuend, daß das arme mißrathene Thier, der Drache, nicht persönlich auftrat, sondern Siegfried's Kampf in der Höhle stattfand, wodurch die ganze Scene einen außerordentlich schönen und geheimnißvollen Eindruck machte.

Über die Aufführung des Rheingold am ersten Abend hatte sich auch König Ludwig sehr befriedigt ausgesprochen und nur auszusetzen gehabt, daß die Musik in dem ganz leeren Hause etwas hohl geklungen habe. Er befahl deshalb, man solle eine Abtheilung Soldaten in das Festspielhaus schicken, um den Raum zu füllen. Das war den Bayreuthern doch zu bitter, und so machte sich der Verwaltungsrath der Festspiele auf, eine Audienz beim König nachzusuchen. Mit beweglichen Worten schilderten die Herren, daß die Bayreuther mit Aufnahme von Künstlern und auch sonst sich vielfach verdient gemacht hätten, außerdem wäre die Stadt voll von begeisterten Fremden, der König möchte doch gnädigst erlauben, daß die Bayreuther mit ihren Gästen anstatt der Soldaten den Zuschauerraum während der Generalproben

füllten. Man erzählte sich, daß der König sehr liebenswürdig gewesen sei und in Gnaden die Erfüllung der Wünsche des Verwaltungsraths gewährt habe. Nur war den Herren noch besonders gesagt worden, man dürfe durchaus nicht vergessen, daß der König diesmal incognito in Bayreuth sei, jede Ovation und alles neugierige Schauen nach der Fürstenloge sei deshalb zu vermeiden. So gieng die Walküre vor einem so wunderbar gemischten Publicum in Scene, wie ich es nie wieder erlebt habe. Es saß Alles, was sonst die Mode, der Geldbeutel, vor Allem die Bildung in verschiedene Ranglogen, Gallerie u. s. w. „frech getheilt", in traulichster Nähe bei einander. Gewiß war auch mancher begeisterte Zuhörer in der Zuschauermenge, aber im Ganzen konnte man doch, wenn man die „Masse" der Hauswirthe und Wirthinnen sah und sprechen hörte, ein beklemmendes Gefühl nicht unterdrücken. Man sagte sich zum Trost, daß das noch nicht die richtigen Zuschauer seien. Zuweilen erhob sich ein Mitglied des Verwaltungsraths und ermahnte die lärmende Menge mit eindringlichen Worten, nicht nach der Fürstenloge zu schauen, sondern die ganze Aufmerksamkeit der Bühne zuzuwenden. Als sich aber der Raum verdunkelte, die Musik begann und wie ein elektrischer Schlag die Kunde durch den Raum gieng: der König kommt — da starrte so ziemlich das ganze Haus hingebungsvoll nach der verbotenen Seite. Man erzählte sich, der sensitive König sei, peinlich berührt, zurückgewichen; jedenfalls wurde es darauf stockdunkel im Zuschauerraum, sodaß selbst der Neugierigste in dieser Richtung nichts mehr erspähen konnte; da erst wandten sich die Blicke der Bühne zu. Besser waren die nächsten Abende in Bezug auf das äußere Decorum. Allmählich überwog der Typus des begeisterten Fremden unter den Zuschauern; und wir ehrten das Incognito des Königs, obgleich wir von dem lebhaften Wunsch durchdrungen waren, dem größten Wohlthäter Wagner's unsre Huldigung und unsern leidenschaftlichen Dank darzubringen. Wir wurden vertröstet, daß König Ludwig zum dritten Cyklus der Festspiele nicht als Privatmann, sondern als König wiederkehren wolle und wir da seines Anblicks froh werden könnten.

Zum ersten Cyklus kam unser lieber alter Kaiser Wilhelm.

Im einfachen Civil, freundlich nach allen Seiten grüßend, fuhr er in Bayreuth ein; sein würdiges gütiges Aussehen gewann alle bayrischen Herzen, und wir Preußen waren wirklich stolz; selbst mein Bruder war von den herzlichsten, patriotischen Empfindungen beseelt. Der Empfang des Kaisers war von allen Seiten, auch von den Bayern, ein außerordentlich warmer und lebhafter. Überall prangten die W's; aber die unbelehrten fanatischen Wagnerianer glaubten, es gälte Wagner und fanden das so in der Ordnung. Durch die Anwesenheit des Kaisers brach in den nächsten Tagen in Bayreuth eine Hungersnoth aus; denn die ganze Umgegend in weitester Ausdehnung pilgerte nach Bayreuth, um den greisen Helden zu sehen. Den einen Tag war es uns und unsern Freunden unmöglich, irgendwo ein Mittagessen zu erlangen, und die Baronin E. v. W. erzählte mir späterhin, daß sie bei einem Besuch die Gräfin Schleinitz angesichts eines Schwarzbrots mit Blutwurst, des einzigen Eßbaren, was die Dienerschaft hatte auftreiben können, gefunden hätte. In den langen Pausen der Festspiele gab es in dem Restaurant „Albert" Scenen, die in der That recht deutlich zeigten, wie nahe der Mensch dem Thiere steht, — so gierig und heißhungrig stürzte die Menge nach dem Buffet.

Auch im Festspielhause war Kaiser Wilhelm der Gegenstand der begeistertsten Huldigungen. Er erschien pünktlich und bezeugte seinen Beifall durch liebenswürdiges Klatschen, aber es wurde allgemein bezweifelt, daß ihm die Aufführungen wirklich gefallen hatten. Die boshafte Fama erzählte sogar, daß er während des Klatschens Graf Lehndorf zugeflüstert habe: „Schauderhaft, schauderhaft!" Nein,. Wagner's Opern waren nicht nach seinem Sinn, Carmen gefiel ihm besser, und das war vielleicht kein übler Geschmack. Übrigens war der Kaiser nur auf das dringende Zureden der Gräfin Schleinitz gekommen. Diese ausgezeichnete Frau hatte ihn zu überzeugen vermocht, daß die Bayreuther Festspiele ein nationales Fest seien; so hielt er es für seine Pflicht, dort zu erscheinen. Er kam am 12. August an und reiste am 14. August Nachts wieder fort, um sich zu den Manövern zu begeben. Leider waren diese beiden Kaiservorstellungen die am wenigsten gut gerathenen, Nichts klappte und mehrere Verwandlungen mißriethen voll-

ständig. Das eine Mal sollte, wenn ich nicht irre, Walhall zauberhaft im Hintergrund emporsteigen, anstatt dessen sah man einen dunklen Raum, in dessen Mitte der dirigirende Maschinist in Hemdärmeln dastand (es war furchtbar heiß!). Dieser Anblick war nicht schön.

Es wurde damals viel davon gesprochen, Wagner habe auf eine Aufforderung des Kammerherrn zum Kaiser zu kommen, geantwortet: „Ich bitte mich bei Sr. Majestät zu entschuldigen, ich bin zu müde.“ Der Kammerherr verbeugte sich und gieng, kam aber gleich wieder zurück: „Sr. Majestät bittet Herrn Wagner zu kommen.“ „Ist es ein Befehl?“ fragte Wagner. Der Kammerherr bejahte es. „Ich gehorche dem Befehl“, antwortete Wagner.

Man hat Richard Wagner diese Scene als ein Übermaß von Stolz und Überhebung ausgelegt — das ist aber ganz falsch! Wagner war an jenem Abend wirklich unglücklich und tief erregt über das Mißlingen dieser Aufführung, (so erzählte mein Bruder) und in dieser Stimmung wurde von ihm verlangt, vor Sr. Majestät zu erscheinen und sich loben zu lassen — das war doch sicherlich eine harte Zumuthung. Wagner war sich durchaus bewußt, daß er in der Festrede am 28. Mai 1872 versprochen hatte: „So weit das künstlerische Vermögen der Gegenwart reicht, soll Ihnen im scenischen wie im mimischen Spiel das Vollendetste geboten werden;“ und dieses Versprechen wurde an jenen ersten Festspielabenden in Hinsicht auf die Verwandlungen und manches Andere nicht erfüllt. Daß dies im allgemeinen nicht auffälliger bemerkt wurde, lag an dem wunderbaren, geradezu idealen Orchester und an der Beschaffenheit des überwiegenden Theils der Zuschauer, die sich mehr für die schmeichelhafte Anwesenheit des Kaisers, als für die Vollkommenheit der Aufführungen zu interessiren schienen.

Und nun gedenke ich noch einmal des Zuschauers in Bayreuth, von dem sich mein Bruder zuvor eine so ideale Vorstellung gemacht hatte; er schreibt in seiner vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung“:

„In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswerth, es ist kein Zweifel. Ein weiser betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert in's andere gienge, die merkwürdigen Cultur-

Regungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, daß er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerathe, wie Einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heißen Quelle nahe kommt: aus anderen, tieferen Gründen muß diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle Die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäße Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimath als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung."

Ach! wo waren diese Zuschauer? — Werden die hervorragenden Menschen zwischen der Heerde auch zur Heerde und dadurch unsichtbar? Gerade bei dem ersten Cyklus sollten die begeistertsten Wagnerianer zugegen sein, aber mit Schrecken fühlte man: was sich hier versammelt hatte, waren hauptsächlich Leute, die für zwölf Theaterplätze 900 Mark zu geben vermochten. Natürlich waren auch einige Idealisten wie wir selbst darunter, aber sicherlich verschwanden diese Wenigen vollkommen unter den Andern. Man sah die Träger und Trägerinnen großer Namen, denn die Gegenwart des Kaisers hatte eine ganze Hofgesellschaft herbeigeführt; man konnte die prachtvollsten Toiletten bewundern, Marienbad schien eine Anzahl seiner dicken Leute, Rentiers und Banquiers sammt ihren Frauen, herübergesandt zu haben, auf allzu hoch gewölbten Busen prangte der üppigste Schmuck, leuchteten die kostbarsten Brillanten, auf dicken Bäuchen baumelten schwere goldene Ketten — ach! und diese Zuschauer sollten „unzeitgemäße Menschen" sein! Es war genau dasselbe Publicum, das man bei jeder Theaterpremiere sehen kann. Natürlich bemerkte man hie und da zum Trost auch einzelne ungewöhnliche Erscheinungen, zum Beispiel die hervorragendsten Maler: Menzel, Lenbach, Meyerheim, Makart, Angely, oder interessante Musiker, wie Wilhelmi, Richter, Levy und Andere. Einen besonderen Kreis mit eigener Atmosphäre schien Franz Liszt, umgeben von einem Schwarm verehrender, schmachtender Frauen, zu bilden, aber auch das war kein Anblick, der zu dem männlichen, kraftvollen Typus von Wagner's Genius besonders gut gepaßt hätte, oder irgendwie als „unzeitgemäß" zu bezeichnen gewesen wäre.

Ich habe ein einziges Mal den Eindruck gehabt, daß in Bayreuth eine andersgeartete Menge, als das gewöhnliche vielköpfige Publicum, versammelt war. Ich machte eines Morgens einen Besuch in Wahnfried und wartete in dem kleinen Treppenflur, da die große Halle von Besuchern gefüllt war. Ich blickte hinein; mindestens vierzig Kapellmeister, junge Künstler und Schriftsteller warteten dort auf eine Audienz bei Wagner. (Wagner mußte Massenaudienzen ertheilen, da der Andrang der Besucher zu groß war; am ersten Festspieltag gaben 500 Menschen ihre Karten in Wahnfried ab.) Was ich in diesen wenigen Minuten, während der Diener mich meldete, sah, waren interessante künstlerische Köpfe, feine geistvolle Gesichter; die älteren Herren sprachen mit leiser gedämpfter Stimme, die jüngeren hörten mit einem schönen Ausdruck von Ehrfurcht zu. Überhaupt lag über dieser kleinen auf den Meister wartenden Menge eine ernste, weihevolle, ehrfürchtige Stimmung. Es war mir fast peinlich, daß ich sogleich angenommen wurde, während diese Leute so lange Zeit zu warten hatten. Vor solchen wahrhaft künstlerischen Menschen hätte man den Ring des Nibelungen allein aufführen und den Zuschauern nachher das Recht der freien Meinungsäußerung gestatten sollen! Welche viel größere Wirkung hätte dann Bayreuth auf die Entwicklung der Kunst ausüben können! Natürlich durften diese Zuhörer nicht nur aus verblendeten Wagnerianern bestehen; denn von diesen in der Parteizucht allzu sehr Dressirten wäre nicht viel zu lernen gewesen, wenn auch dieser Typus früher von Wagner und meinem Bruder als der „ideale Zuschauer" bezeichnet worden war.

Nun hatte uns das Schicksal auch ein Exemplar eines solchen idealen Zuschauers, der in Wagner und seinem Werk vollständig aufgieng, in nächste Nähe geführt; da lernten wir diesen Typus in seiner stärksten Form kennen. Er wirkte in der Übertriebenheit seiner Stimmung geradezu komisch. Wenn mein Bruder bei Tische sprach, so vergaß er beim Zuhören Essen und Trinken und versank in ein abgrundtiefes Nachdenken; er verstand Fritz so schwer und meistentheils falsch. Wenn ich ihn dann freundlich an die Gegenwart erinnerte, so sagte er gedankenverloren mit einer weltentrückten Stimme: „Ihr Bruder sprach Worte urtiefer Weisheit, da ist mir Raum und Zeit ent-

schwunden". Inzwischen aber hatten ihm die eilig servirenden Kellner die gefüllten Teller wieder weggenommen, sodaß ich ihn auffordern mußte, noch Irgendetwas zu verlangen, damit er den geistigen Genüssen nicht ganz mit leerem Magen entgegengienge. Dann meinte er: „Sie haben Recht, man muß hier seine Individualität zusammenraffen, damit man nicht im Weltwesen untergeht". So sprach er immer! — „Und das ist ein Wagnerianer par excellence", sagte Fritz mit kummervollem Blick.

Auch zu Angermann gieng mein Bruder eines Abends, kehrte jedoch bald wieder mit schwermüthigem Lächeln zurück. Dort war der Hauptversammlungsort der Mitglieder der Wagnervereine; das war damals eine besondere Species von Mensch, der mit Fäusten donnernd auf den Tisch schlug, Bierseidel drohend in die Höhe hob und überhaupt zu jeder Art schlagender Gründe bereit schien, wenn sich ein Anderer die geringste abweichende Meinung von dem strengsten Wagnercodex gestattete. Mr. Chamberlain schreibt in einer Schilderung der Festspiele von 1896: „Öfters las ich von „unbedingten Anhängern von Bayreuth": diese Species blieb mir jedoch unauffindbar; kein Mensch raisonnirt so viel, so kleinlich und so verständnißlos über Alles, was in Bayreuth geleistet wird, wie diese angeblichen „Anhänger"; der Fremde und der Feind empfinden fast immer mit mehr oder weniger Klarheit die Größe des Vorhabens, wenn auch weiter nichts; wer aber für den jährlichen Preis von vier Mark Mitglied des Allgemeinen Wagnervereins geworden ist, scheint sich in Bayreuth so zu Hause zu fühlen, wie der Fisch im Teiche; für das bischen Geld hat er zugleich mit seiner Mitgliedschaft sich ein lückenloses Verständniß eines der gewaltigsten Kunstvorhaben, von denen die Geschichte erzählt, erworben, — und bekanntlich documentirt sich echte Kennerschaft zunächst darin, daß man an Allem und Jedem herumtadelt."

Das war 1876 ganz anders! Das damalige Mitglied eines Wagnervereins erkaufte sich durch seinen Beitrag das Recht, gegen Jedermann wie ein Wilder zu toben, der nicht jede Note, jedes Wort des Meisters als ein Evangelium betrachtete. Diese Leute erschienen meinem Bruder wie eine Parodie auf sich selbst.

Aber auch wir, der engere Freundeskreis, waren anders gestimmt, als wir zuvor geglaubt hatten. Oh meine Freunde, laßt uns doch ehrlich sein; wir fanden damals unsere Hoffnungen nicht erfüllt. Gewiß, es überkamen uns zuweilen tief ergreifende Eindrücke, wir wurden durch das Orchester bezaubert, und manche Scene des Siegfried und der Götterdämmerung, zum Beispiel die Rheintöchterscene und Anderes, wird ewig in seiner unerreichten Schönheit in unserer Seele leben. Aber trotzdem, in unserer großen, vielleicht allzu hoch gespannten Erwartung wurden wir enttäuscht. Das war nicht der Sonnenaufgang einer neuen Kunst, das war, um es kurz zu sagen: Große Oper, nichts Andres! Allmählich stimmten wir uns zu den Empfindungen eines gewöhnlichen Musikfestes herunter; dabei blieb aber ein peinliches Gefühl zurück, daß sich bei den Freunden in schlechten Witzen entlud. Und es gab so viel Gelegenheit zu boshaften und lächerlichen Bemerkungen. Es wäre gut gewesen, wenn wir etwas weniger von den dessus und dessous gehört hätten, aber unsere Wohnung lag mitten in der Stadt und wir waren im glücklichen Besitz eines Salons, während die Anderen meistens nur Schlafzimmer besaßen; so war fast immer ein plaudernder Kreis von Besuchern bei uns versammelt. Da hörten wir nun allzuviel von den Intriguen und Mißstimmungen, von Kämpfen der Künstler untereinander, von mehr oder minder passenden Liebesangelegenheiten, die in der That in jenem Bayreuther Sommer einen sehr günstigen Boden gefunden haben müssen, da sie wie Pilze nach der Regenzeit in wahrer Überfülle emporschossen. Noch üppiger zeigten sich alle Excesse der Eitelkeit; ein Ausdruck kam Einem beständig in den Sinn: Vanity fair! Vanity fair! Es erschienen damals so viele Leute mit dem Anspruch in Bayreuth, von Wagner's ganz besonders geehrt zu werden, da sie sich irgendwie um die Wagnerische Kunst verdient gemacht hatten. Und wenn nun auch der Meister und Frau Cosima die verkörperte Gerechtigkeit gewesen wären (wonach sie allerdings sehr wenig aspirirten), so hätten sie es doch nicht ausführen können, so und so viele Menschen ganz besonders zu ehren, daß heißt Jeden immer etwas mehr als den Andern. So war ganz Bayreuth mit den Gefühlen gekränkter Eitelkeit erfüllt, die Luft war schwer und

schwül davon — für den unbefangenen Beobachter ein sehr belustigendes Schauspiel! Frau Cosima mußte oft ganze Vormittage umherfahren, um solche gekränkte Empfindungen durch holde Reden zu beschwichtigen.

Hier möchte ich aber besonders hervorheben: mein Bruder hatte nicht die geringste Veranlassung sich gekränkt zu fühlen. Wagner zeigte in der That stets das eifrigste Bemühen, ihn in jeder Beziehung zu ehren und auszuzeichnen; aber Fritz entzog sich diesen Ehrungen, wo er nur konnte, dieses laute, lärmende Lob Wagner's war ihm zuwider. Übrigens fühlten Beide, daß viel Unausgesprochenes zwischen ihnen lag, sie hatten keinen jener großen und tiefen Augenblicke miteinander, die meinen Bruder von neuem an Wagner hätten binden können. War ein solcher Augenblick doch vielleicht einmal sehr nahe? Ich erinnere mich, wie wir eines Morgens zu Wagner's giengen und den Meister zum Ausgehen bereit im Garten fanden. Ich weiß nicht mehr genau, was Wagner sagte, aber plötzlich leuchteten meines Bruders Augen auf, — mit dem Ausdruck der gespanntesten Erwartung hieng er an des Meisters Munde — glaubte er, daß Wagner sagen würde: „Oh Freund, das ganze Fest ist nichts als eine Farce, es ist Nichts so wie wir es Beide ersehnt und erträumt haben; auch meine Musik müßte etwas ganz Anderes sein, ich will zur Einfachheit und zur Melodie zurückkehren!" Gab sich mein Bruder der falschen Hoffnung hin, daß Wagner so Etwas sagen könnte? Klang auch der Anfang seiner Rede so ähnlich, so zeigte die Fortsetzung sogleich den Irrthum. Das glückliche Leuchten in den Augen meines Bruders erlosch. Nein! Wagner war nicht mehr jung genug, um gegen sich selbst Partei nehmen zu können.

Ich werde mich aber nie überreden können, daß Wagner im Innern von dieser Bayreuther Festzeit wirklich befriedigt gewesen ist. Er that nur so! gerade wir wir Alle; wir gebärdeten uns, als ob wir vollständig entzückt wären und hatten doch so manche innere Enttäuschung zu überwinden. Ich denke, daß es einem großen Theil von uns Wagnerianern damals in Bayreuth so gegangen ist wie anfangs dieses Jahrhunderts manchem deutschen Landeskind, das dem großen Corsen im Krieg Gefolgschaft leisten mußte. Man war durch die Kraft des Genies unterjocht, — man berauschte sich an dieser Macht

des stärksten Willens, die selbst den Widerwilligsten überwand und schließlich zur Bewunderung zwang; — im Grunde aber fühlte man, daß in dieser Berauschung etwas Künstliches lag. Jedoch wir hatten dem Heerführer Treue geschworen, und so erlaubten wir uns weder Kritik noch Ehrlichkeit gegen uns selbst. Fritz war der einzige Aufrichtige, er empfand die tiefste Enttäuschung und verbarg sie auch nicht. Wagner war davon äußerst peinlich berührt! Mein Bruder erschien ihm wie das verkörperte Gewissen oder einer jener Genien, die feierlich mahnend nach oben weisen. Zu deutlich fühlte Wagner, daß mein Bruder von ihm und dem Fest ein Idealbild gezeichnet hatte, das unerreicht hoch über Beidem schwebte, — ein bitterer Vorwurf für die Gegenwart! Auch Wagner war befangen in Gegenwart meines Bruders, nur zeigte sich seine Befangenheit anders: er war lärmend und übermüthig, Fritz schwieg.

Ich kann mir nicht versagen, hier eine lange Beschreibung aus einem Artikel des Herrn E. Schuré in der Revue des Deux Mondes (15. August 1895) zu bringen. Herr Schuré hat ausgezeichnet beobachtet, aber leider ganz falsch geschlossen. Hätte er sich lieber ganz auf seine unbefangene Erinnerung als auf die Erfindungen von Frau Lou Andreas verlassen, so würde er wahrscheinlich aus den trefflichen Beobachtungen richtigere Schlüsse gezogen haben. Ich lasse aus diesem Artikel Alles weg, was zu augenscheinlich auf den schlechten Einfluß des gefälschten Lebens- und Charakterbildes meines Bruders von Frau Andreas zurückzuführen ist. Herr Schuré schreibt:

„Je rencontrai Nietzsche à Bayreuth, en 1876, aux premières représentations de l'Anneau du Nibelung. Si ces mémorables fêtes scéniques marquent désormais un point capital dans l'histoire de l'art dramatique, elles furent peut-être aussi l'origine secrète de la nouvelle évolution de Nietzsche En causant avec lui, je fus frappé de la supériorité de son esprit et de l'étrangeté de sa physionomie. Front large, cheveux courts repoussés en brosse, pommettes saillantes du Slave. La forte moustache pendante, la coupe hardie du visage lui auraient donné l'air d'un officier de cavalerie, sans un je ne sais quoi de timide et hautain à la fois dans l'abord. La voix musicale, le parler lent, dénotaient son organisation d'artiste; la démarche prudente et méditative était

d'un philosophe. Rien de plus trompeur que le calme apparent de son expression. L'œil fixe trahissait le travail douloureux de la pensée. C'était à la fois l'œil d'un observateur aigu et d'un visionnaire fanatique. Ce double caractère lui donnait quelque chose d'inquiet et d'inquiétant, d'autant plus qu'il semblait toujours rivé sur un point unique. Dans les moments d'effusion, ce regard s'humectait d'une douceur de rêve, mais bientôt il redevenait hostile

Pendant les répétitions générales et les trois premières représentations de la tétralogie, Nietzsche parut triste et affaissé En présence de Richard Wagner, il était timide, gêné, presque toujours silencieux. Celui-ci, lancé dans cette colossale entreprise, où il avait à manier trente-cinq personnages principaux, — dieux et déesses, géans, nains, hommes et femmes, héros et Walkyries, sans parler des chœurs, de la machinerie et de l'orchestre, — jouissait en *jeune* Wotan, malgré ses 63 ans, du triomphe légitime d'avoir créé un monde et de le mettre en œuvre. Aux courtes heures de repos que lui laissait son travail d'Hercule, il donnait cours à cette gaieté fantaisiste, à cet humour exubérant qui était comme l'écume de son génie. Devant faire passer son âme et sa pensée dans ces êtres de chair et de sang, forcé de maintenir en équilibre les amours propres, les rivalités et les petites passions de ce régiment d'acteurs et d'actrices, il se faisait régisseur et acteur lui-même. Charmeur subtil et dompteur d'âmes, il arrivait toujours à ses fins avec un mélange de violences et de caresses, de colères fauves et de très sincères attendrissements, sans jamais perdre de vue son but. Vivant dans cet orage assemblé par lui et le dirigeant, il ne pouvait donner qu'une attention distraite à ses disciples et à ses admirateurs. Devant les prodiges d'art qu'il accomplissait chaque jour sous nos yeux, nous avions tous, non pas, Dieu merci! les sentiments, mais quelque chose des étonnements de Mime en face de Siegfried qui reforge l'épée brisée de son père après l'avoir réduite en limaille et fondue au creuset. L'orgueil de Nietzsche souffrait-il de cette infériorité? Sa sensibilité suraiguë se blessa-t-elle de certaines rudesses familières du maître? Sa conscience de moraliste pointilleux s'insurgea-t-elle contre certains contrastes inévitables entre la nature humaine et le génie d'un grand homme? Ne voulut-il pas admettre qu'un créateur de cette envergure, qui réalise un miracle esthétique taxé d'impossible par

le monde entier, ne peut guère considérer ses meilleurs amis que comme des instruments de son œuvre, et cela surtout au moment où il l'accomplit en pleine lutte, contre vents et marées? Dans sa première intimité avec Wagner, Nietzsche s'était placé avec son maître sur un pied d'égalité. Il lui avait dédié son premier livre comme «à son sublime lutteur d'avant-garde» (meinem erhabenen Vorkämpfer). Il se figurait peut-être la réforme de l'Allemagne comme une école de philosophie, d'esthétique et de morale dont Schopenhauer serait l'ancêtre vénéré, Wagner l'artiste et le metteur en œuvre, mais dont lui, Nietzsche, serait le prophète et le suprême législateur. Il est certain que le Walhalla tourbillonnant de Bayreuth, avec son Wotan impétueux et souverain, ne ressemblait guère à ce rêve de professeur schopenhauerien. L'auteur de la Naissance de la tragédie disparaissait comme tout le monde dans l'apothéose du maître, et celui-ci, le narguant un peu, mais sérieusement indigné et affligé de voir le disciple si morose, n'y comprenant rien d'ailleurs, semblait lui crier comme Loge, le démon du feu, du haut de l'arc-en-ciel qui conduit au palais des immortels : «Pourquoi ces plaintes? Réjouissez-vous au soleil des dieux nouveaux!» Nietzsche assista donc sans enthousiasme aux scènes grandioses de la Walkyrie, de Siegfried et du Crépuscule des Dieux, dont il s'était promis tant de joie. Quand nous partîmes ensemble, aucune critique, aucune parole de blâme ne lui échappa, mais il avait la tristesse résignée d'un vaincu. Je me souviens de l'expression de lassitude et de déception avec laquelle il parla de l'œuvre prochaine du maître et laissa tomber ce propos : «Il m'a dit qu'il voulait relire l'histoire universelle avant d'écrire son poème de Parsifal!» . . . Ce fut dit avec le sourire et l'accent d'une indulgence ironique, dont le sens caché pouvait être celui-ci : «Voilà bien les illusions des poètes et des musiciens, qui croient faire entrer l'univers dans leurs fantasmagories et n'y mettent qu'eux-mêmes!»

Ich habe die Beobachtungen Herrn Schuré's sammt den irrthümlichen Auslegungen gebracht; wir können jetzt, da wir die innere Geschichte meines Bruders kennen gelernt haben, diese Schilderungen besser verstehen und richtiger deuten.

Was hat nun wohl mein Bruder in jener Zeit wirklich empfunden? — In seinem Wesen lag eine grenzenlose Ent-

täuschung, das mußte selbst der Fremdeste merken. Daß diese Empfindung so stark auftrat, erscheint überraschend, da wir doch aus dem vorhergehenden Capitel wissen, wie er sich schon lange Zeit als der zum Scheiden gerüstete Jünger fühlte; aber der Abschied wurde ihm bei seiner innigen Liebe zum Meister so schwer und er hätte sich so gern, so unendlich gern noch halten lassen, wenn ihm nur (wie er noch vor Bayreuth glaubte), etwas Hoffnung auf eine große lebenerhöhende Kraft der Wagnerischen Kunst geblieben wäre. Jetzt aber stieg in ihm mit tiefem Schmerz nicht nur das Mißtrauen, nein die Gewißheit empor, daß in dieser Kunst Nichts so sei, wie er es mit seiner Gabe der Verklärung bisher gesehen hatte. Alles war Täuschung! Durch ihn selbst herbeigeführt! Klar und hellsehend schreibt er darüber im Herbst 1888:

„Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, daß was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; daß wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich das beschrieb, was ich gehört hatte, — daß ich instinctiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren mußte, den ich in mir trug. Der Beweis dafür, so stark als nur ein Beweis sein kann, ist meine Schrift „Wagner in Bayreuth": an allen psychologisch entscheidenden Stellen ist nur von mir die Rede, — man darf rücksichtslos meinen Namen oder das Wort „Zarathustra" hinstellen, wo der Text das Wort Wagner giebt. Das ganze Bild des dithyrambischen Künstlers ist das Bild des präexistenten Dichters des Zarathustra, mit abgründlicher Tiefe hingezeichnet und ohne einen Augenblick die Wagnerische Realität auch nur zu berühren. Wagner selbst hatte einen Begriff davon; er erkannte sich in der Schrift nicht wieder. — Insgleichen hatte sich „der Gedanke von Bayreuth" in Etwas verwandelt, das den Kennern meines Zarathustra kein Räthsel-Begriff sein wird: in jenen großen Mittag, wo sich die Auserwähltesten zur größten aller Aufgaben weihen — wer weiß? Die Vision eines Festes, das ich noch erleben könnte. —"

Nein, dieses Bayreuther Fest entsprach in Nichts jener ungeheuren Vision, ebensowenig wie „der Ring des Nibelungen" jenen dionysischen Zauberklängen, die er zu hören gehofft hatte! Zur

Erklärung, daß diese Enttäuschung gewissermaßen plötzlich kam muß ich hervorheben, daß mein Bruder mit Wagner zwei Jahre nicht zusammengekommen war und von seinen Schöpfungen vier Jahre lang nichts wirklich aufgeführt gesehen und gehört hatte. Er hatte auf dem Klavier den Ring des Nibelungen eifrig studiert, aber das gab eine falsche, viel zu verfeinerte Vorstellung von der Wirklichkeit. Dazu hatte er sich seit Januar 1874 immer im Stillen mit den „schrecklichen Tendenzen" Wagner's auseinandergesetzt, nun überfielen ihn diese in ihrer ganzen brutalen Wirklichkeit. Nein das war keine Musik der Zukunft, sie stand nicht im Zeichen des Aufgangs sondern des Niedergangs! Das war exaltirter Rausch, entnervendes Haschisch und nichts von dionysischem überquellendem Lebensgefühl! Der Schmerz aber war zu tief, als daß Fritz darüber hätte reden können, und so befolgte er selbst die ernste Mahnung, die er im Anfang der vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung" an seine Leser richtete: er hüllte sich in ein tiefes „pythagoreisches Schweigen". Nur über das Orchester sprach er zuweilen und immer mit der höchsten Bewunderung: „So Etwas wirst Du nie wieder hören, Lisbeth," fügte er dann öfters hinzu.

Ersichtlich peinlich war es ihm, wenn die Verehrer über seine letzte Unzeitgemäße: „Richard Wagner in Bayreuth" mit ihm reden wollten. Eine fein beobachtende Dame fragte mich: „Warum hört Ihr Bruder so ungern von seiner letzten Schrift sprechen?" Als ich ihm diese Frage wiederholte, rief er aus: „Ach, die Leute sollen die alten Geschichten lassen!" „Aber", sagte ich verwundert, „die Schrift ist gerade vor fünf Wochen erschienen." „Mich dünkt es wie fünf Jahre", meinte Fritz. Sonst sprach er sich nicht weiter darüber aus, aber einige in dem Jahre 1878 niedergeschriebene Gedanken geben seine damaligen Empfindungen wieder.

„Der Schopenhauerische Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntniß. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. Dort gieng mir die Unnöthigkeit von Bayreuth — für mich auf."

„Ich kann Glocken läuten: meine Schrift über Richard Wagner.“

„Wiederschöpfung des Portraits aus Ahnung, angesichts der Werke. „Richard Wagner in Bayreuth“, wie das Werk das Bild des Lebenden vorzaubert — es giebt Idealbildung.“

„Ich habe dabei das Loos der Idealisten getragen, welchen der Gegenstand, aus dem sie so viel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.“

„Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell, sehr Viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst.“

„Und im Jahre 1888 schreibt er auf diese Schrift aus weiter Ferne zurückblickend: „Das Pathos der ersten Seiten ist welthistorisch; der Blick, von dem auf der siebenten Seite die Rede ist, ist der eigentliche Zarathustra-Blick; — Wagner, Bayreuth, die ganze kleine deutsche Erbärmlichkeit ist eine Wolke, in der eine unendliche Fata Morgana der Zukunft sich spiegelt.“

„Es ist Alles in dieser Schrift vorherverkündend: die Nähe der Wiederkunft des griechischen Geistes, die Nothwendigkeit von Gegen-Alexandern, welche den gordischen Knoten der griechischen Cultur wieder binden, nachdem er gelöst war.“ —

Wir hatten zu dem zweiten Cyklus der Festspiele unsere Plätze an Verwandte abgegeben, da die Aufführungen doch außerordentlich angreifend waren. Ich erinnere mich nun des Rheingold-Abends, als uns unsere Gäste verlassen hatten, die Leute auf der Straße lärmend nach dem Festspielhaus hinauszogen, die Wagen vorbeirasselten und langsam zurückkehrten und sich endlich eine tiefe Stille über Bayreuth lagerte. Wir plauderten über meines Bruders Aufenthalt in Italien und daß wir bei seiner Rückkehr nicht in Basel selbst, sondern in Arlesheim wohnen wollten und noch manches Andere; aber wir sagten kein Wort über Wagner und die Festspiele. Beim Thee, als sich draußen die Stille ganz seltsam bemerkbar machte, meinte ich doch: „Wie sonderbar das Alles ist, daß wir an einem Festspielabend in Bayreuth so allein zu Hause sitzen“. „Das ist die erste gute Stunde, die ich hier ver-

lebt habe", sagte Fritz mit einem merkwürdigen Ausdruck. „Fritz", meinte ich stockend, „es war doch viel schöner, als Du die Sachen auf dem Klavier spieltest und wir uns Alles so herrlich dazu vorstellten, wie es werden würde". „Natürlich war es schöner", meinte Fritz traurig und schwieg dann lange, lange Zeit.

Ich kann nicht behaupten, daß Fritz in jenen Wochen in Bayreuth körperlich leidend gewesen sei, er hatte sogar sehr wenig Kopfschmerzen, um ihn aber zu entschuldigen, daß er so selten zu Wagner's kam, gebrauchten wir öfters den Vorwand, zu sagen, daß er unwohl wäre. Alle diese Unwahrheiten und Unklarheiten verstimmten ihn. Er wollte auch durchaus nicht länger bleiben, obgleich er, um sich zu trösten, einer außerordentlich reizenden und liebenswürdigen Französin den Hof machte. Aber auch das hielt ihn nicht länger zurück, und so schied er eines Tages mit seinem rührend melancholischen Lächeln aus jener oberfränkischen Stadt, in der er so Merkwürdiges erlebt hatte. „Ach, Lisbeth, das war nun Bayreuth!" sagte er kummervoll beim Abschied, — seine Augen waren mit Thränen gefüllt.

Erst zwei Jahre später fieng mein Bruder an, sich über seine Erfahrungen in Bayreuth und über Wagner auszusprechen. Hauptsächlich wurde diese Aussprache durch die Entrüstung der Bayreuther gegen „Menschliches, Allzumenschliches" veranlaßt. Im Herbst 1878 machte mein Bruder eine Fülle von Aufzeichnungen zu einem Büchlein über Schopenhauer und Wagner, worin er seine neue Stellung zu diesen beiden Lehrern und Führern seiner Jugendzeit genau feststellte. Alle diese Niederschriften sind im Band XI der Gesammtausgabe enthalten. Ich ziehe in den nachfolgenden Sätzen nur das heraus, was sich besonders auf die Bayreuther Festspiele beziehen läßt. Wir lernen dadurch die Gedanken kennen, die ihn im Sommer 1876 so tief bewegten.

„Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Charakter des Großen zu geben. Er stimmt sich selber an andern, er läßt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht."

„Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Wagner ist Musik für eine überreife Musikperiode.“

„Wagner's Kunst nicht mehr nöthig haben oder noch nöthig haben. Ungeheure Antriebe sind in ihr: sie treibt über sich hinaus.“

„Barockstil — es muß gesagt werden.“

„An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hilfsmitteln soll gewirkt werden, nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehen.“

„Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton, Rhythmus, Gebärdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art erlernter Sprache mit mäßigem Vorrath von Worten und einer andern Syntax.“

„Wagner's Musik interessirt immer durch Irgendetwas: und so kann bald die Empfindung, bald der Verstand ausruhen. Diese gesammte Anspannung und Erregung unseres Wesens ist es, wofür wir so dankbar sind. Man ist schließlich geneigt, ihm seine Fehler und Mängel zum Lobe zu rechnen, weil sie uns selber productiv machen.“

„Man höre den zweiten Act der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich reden wollte. Dies Reden, ohne Etwas zu sagen, ist beängstigend: das Drama ist die reine Erlösung. — Ist das ein Lob, daß diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen absichtlich isolirten Stellen abgesehn) als Ganzes? — Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Commentars, welcher die innere freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit läßt, überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) ein-

gelernt hat, dann sie mit dem Auge in Action verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat — der hat dann einen ungemeinen Genuß. Aber wie anspruchsvoll! Aber er ist unmöglich, außer für kurze Augenblicke, — weil zu angreifend, diese zehnfache Gesammtaufmerksamkeit von Auge, Ohr, Verstand, Gefühl, höchste Thätigkeit des Aufmerkens, ohne jede productive Gegenwirkung! — Dies thun die Wenigsten: woher doch die Wirkung auf so Viele? Weil man intermittirt mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Scene allein Acht giebt — also das Werk zerlegt. Damit ist aber über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat, oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat Acht hier zu geben! Nicht die Künste immer nebeneinander, sondern die Mäßigung der Alten, welche der menschlichen Natur gemäß ist."

„Die Heftigkeit der erregten Empfindung und die Länge der Zeitdauer stehen in Widerspruch. Dies ist ein Punkt, worin der Autor selber keine entscheidende Stimme hat: er hat sich langsam an sein Werk gewöhnt und es in langer Zeit geschaffen: er kann sich gar nicht unbefangen auf den Standpunkt des Aufnehmenden versetzen. Schiller machte denselben Fehler. Auch im Alterthum wurde viel zurecht geschnitten."

„Anscheinend Kunst für Alle bei Wagner, weil gröbere und feinere Mittel zugleich. Doch aber an bestimmte musikalisch-ästhetische Erziehung gebunden, namentlich an moralische Gleichgiltigkeit."

„Wagner's Nibelungenring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen."

„Epische Motive für die innere Phantasie: viele Scenen wirken viel schwächer in der Versinnlichung (der Riesenwurm und Wotan)."

„Diese wilden Thiere mit Anwandlungen eines sublimirten Zart- und Tiefsinns haben Nichts mit uns zu thun. Dagegen zum Beispiel Philoktet."

„Wotan, wüthender Ekel: mag die Welt zu Grunde gehn.
Brünhilde liebt: mag die Welt zu Grunde gehn.
Siegfried liebt: was schiert ihn das Mittel des Betrugs (ebenso Wotan).
Wie ist mir das Alles zuwider!“

„Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören; ja sie auch nur vergessen zu können (Materna)!“

„Anwandlung der Schönheit: Rheintöchterscene, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur, glühendes Roth, Purpur, melancholisches Gelb und Grün fließen durcheinander.“

„Am wenigsten stimme ich denen bei, welche mit Decorationen, Scene, Maschinerie in Bayreuth unzufrieden waren. Viel zu viel Fleiß und Erfindung war darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Gebärde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!“

„Die Angst, daß man den Wagnerischen Figuren nicht glaubt, daß sie leben: sie gebärden sich deshalb so toll.“

„Wie auf unsern Theatern Helden mit Lindwürmern kämpfen und wir an ihr Heldenthum glauben sollen, trotzdem wir sehen — also sehen und doch glauben — so auch bei ganz Bayreuth.“

„Widerspruch im vorausgesetzten Zuhörer. Höchst künstlerisch als Empfänger und völlig unproductiv! Die Musik tyrannisirt die Empfindung durch allzupeinliche Ausführung des Symbolischen, die Bühne tyrannisirt das Auge. Etwas sclavenhaft Unterthäniges und doch ganz Feuer und Flamme zugleich bei dieser Kunst — deshalb eine Parteizucht sonder Gleichen nöthig. Deshalb Judenthum u. s. w. als Hetzpeitsche . .“

„Mehrere Wege zur Musik stehen noch offen (oder standen noch offen, ohne Wagner's Einfluß): Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benutzt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chor-

musik, Dithyrambus. Wirkung des Unisono. Musik aus geschlossenen Räumen in's Gebirge und Waldgehege."

„Wagner hat den Gang unterbrochen, unheilvoll, nicht wieder die Bahn zu gewinnen. Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd. Aber die Oper, der Effect, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung."

„Den Untergang der letzten Kunst erleben wir. Bayreuth überzeugte mich davon."

„Im Böhmerwald erhob ich mich über die Phase."

„Mein Gemälde Wagner's gieng über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfniß, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt."

„Dies sah ich ein mit Betrübniß, manchmal sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich, daß ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehmen würde, — ein viel größeres Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte."

„Mir ist zu Muthe, als ob ich von einer Krankheit genesen sei: ich denke mit unaussprechlicher Süßigkeit an Mozart's Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder."

„Das Lied an die Freude" (22. Mai 1872): eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. „Frei wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder eure Bahn!" Was für ein gedrücktes und falsches Fest war das von 1876! Und jetzt qualmt aus den „Bayreuther Blättern" Alles gegen das Lied an die Freude.

XVI. Capitel.

Menschliches, Allzumenschliches.

Motto: Wenn Denken dein Schicksal ist, so verehre dies Schicksal mit göttlichen Ehren und opfere ihm das Beste, das Liebste".

Es ist bezeichnend, daß gerade zur Zeit der Bayreuther Festspiele „Menschliches, Allzumenschliches" begonnen wurde. In der That waren jene Wochen zum Studium des Menschen vom höchsten Typus bis zum gewöhnlichen Heerdenthier ganz besonders geeignet. Als ich im Winter nach dem Erscheinen dieses Buches in Naumburg öfters mit einer Baronin von W. zusammen war, die auch als begeisterte Wagnerianerin die Aufführungen des Nibelungenringes mit erlebt hatte, vertrauten wir einander unsere Bayreuther Erfahrungen an. Sie war die Erste, die mir sagte, sie begriffe es, wie mein Bruder gerade dort zu einer so vollkommenen inneren Umwälzung gedrängt worden wäre. Man hätte sich öfters in Bayreuth die Fragen vorgelegt: Wer glaubt wirklich an Ideale? — Wer zeigt dies in seinen Handlungen? Giebt es überhaupt Ideale? In der That waren die Menschen dort allesammt, auch die höchsten Typen, so eifrig mit sich, mit ihren Liebesangelegenheiten und den Eitelkeiten der großen Welt beschäftigt, oder sie brüsteten sich mit ihrem Enthusiasmus in einer so rohen aufdringlichen Weise, daß die große Idee der Festspiele fast vergessen schien, jedenfalls nur als das Nebenbei betrachtet wurde. Die Zuschauer kamen sich mit ihren persönlichen Angelegenheiten und ihrer outrirten

Begeisterung viel wichtiger als die Sache selbst vor. Das Menschliche, Allzumenschliche zeigte sich in einer ebenso naiven als plumpen und unangenehmen Weise. Wenn man sich alles dessen erinnert (man thut es nicht gern), so begreift man die bittere Ironie, mit welcher mein Bruder noch im Herbst 1888 der Entstehung seiner Schrift: „Menschliches Allzumenschliches" gedenkt:

„Die Anfänge dieses Buchs gehören mitten in die Wochen der ersten Bayreuther Festspiele hinein; eine tiefe Fremdheit gegen Alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen. Wer einen Begriff davon hat, was für Visionen mir schon damals über den Weg gelaufen waren, kann errathen, wie mir zu Muthe war, als ich eines Tags in Bayreuth aufwachte. Ganz als ob ich träumte. . . . Wo war ich doch? Ich erkannte Nichts wieder, ich erkannte kaum Wagner wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine, zugehörige Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit. Was war geschehn? — Man hatte Wagner in's Deutsche übersetzt! Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden! — Die deutsche Kunst! der deutsche Meister! das deutsche Bier! . . . Wir Andern, die wir nur zu gut wissen, zu was für raffinirten Artisten, zu welchem Kosmopolitismus des Geschmacks Wagner's Kunst allein redet, waren außer uns, Wagner mit deutschen „Tugenden" behängt wiederzufinden. — Ich denke, ich kenne den Wagnerianer, ich habe drei Generationen „erlebt", vom seligen Brendel an, der Wagner mit Hegel verwechselte, bis zu den „Idealisten" der Bayreuther Blätter, die Wagner mit sich selbst verwechseln, — ich habe alle Art Bekenntnisse „schöner Seelen" über Wagner gehört. Ein Königreich für Ein gescheidtes Wort! — In Wahrheit, eine haarsträubende Gesellschaft! Nohl, Pohl, Kohl mit Grazie in infinitum! Keine Mißgeburt fehlt darunter, nicht einmal der Antisemit. — Der arme Wagner! Wohin war er gerathen! — Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren! Aber unter Deutsche?! — Zuletzt sollte man, zur Belehrung der Nachwelt, einen echten Bayreuther ausstopfen, besser

noch in Spiritus setzen, denn an Spiritus fehlt es —, mit der Unterschrift: so sah der „Geist“ aus, auf den hin man das „Reich“ gründete. — Genug, ich reiste mitten drin für ein paar Wochen ab, sehr plötzlich, trotzdem daß eine charmante Pariserin mich zu trösten suchte; ich entschuldigte mich bei Wagner bloß mit einem fatalistischen Telegramm. In einem tief in Wäldern verborgnen Ort des Böhmerwalds, Klingenbrunn, trug ich meine Melancholie und Deutschen-Verachtung wie eine Krankheit mit mir herum — und schrieb von Zeit zu Zeit, unter dem Gesammttitel „die Pflugschar“, einen Satz in mein Taschenbuch, lauter harte Psychologica, die sich vielleicht in „Menschliches, Allzumenschliches“ noch wiederfinden lassen.

„Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner — ich empfand eine Gesammt-Abirrung meines Instincts, von der der einzelne Fehlgriff, heiße er nun Wagner oder Basler Professur, bloß ein Zeichen war. Eine Ungeduld mit mir überfiel mich; ich sah ein, daß es die höchste Zeit war, mich auf mich zurückzubesinnen. Mit Einem Male war mir auf eine schreckliche Weise klar, wie viel Zeit bereits verschwendet sei, — wie nutzlos, wie willkürlich sich meine ganze Philologen-Existenz an meiner Aufgabe ausnehme. Ich schämte mich dieser falschen Bescheidenheit. — Zehn Jahre hinter mir, wo ganz eigentlich die Ernährung des Geistes bei mir stillgestanden hatte, wo ich nichts Brauchbares hinzugelernt hatte, wo ich unsinnig Viel über einen Krimskrams verstaubter Gelehrsamkeit vergessen hatte. Antike Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkriechen — dahin war es mit mir gekommen! — Ich sah mit Erbarmen mich ganz mager, ganz abgehungert: die Realitäten fehlten geradezu innerhalb meines Wissens, und die „Idealitäten“ taugten den Teufel was! — Ein geradezu brennender Durst ergriff mich: von da an habe ich in der That Nichts mehr getrieben als Physiologie, Medicin und Naturwissenschaften, — selbst zu eigentlichen historischen Studien bin ich erst wieder zurückgekehrt, als die Aufgabe mich gebieterisch dazu zwang. Damals errieth ich auch zuerst den Zusammenhang zwischen einer instinctwidrig gewählten Thätigkeit, einem sogenannten „Beruf“, zu dem man am letzten berufen ist, — und jenem Bedürfniß nach einer Be-

täubung des Öde- und Hungergefühls durch eine narkotische Kunst, — zum Beispiel durch die Wagnerische Kunst. Bei einem vorsichtigeren Umblick habe ich entdeckt, daß für eine große Anzahl junger Männer der gleiche Nothstand besteht: Eine Widernatur erzwingt förmlich eine zweite. In Deutschland, im „Reich", um unzweideutig zu reden, sind nur zu Viele verurtheilt, sich unzeitig zu entscheiden, und dann, unter einer unabwerfbar gewordnen Last, hinzusiechen. — Diese verlangen nach Wagner als nach einem Opiat, — sie vergessen sich, sie werden sich einen Augenblick los — was sage ich! fünf bis sechs Stunden! —"

Es ist also erklärlich, daß gerade Bayreuth zur Zeit der Festspiele die Geburtsstätte des „Menschlichen, Allzumenschlichen" wurde; was mir aber immer recht seltsam, ja fast unglaubwürdig erschien, ist, daß der größte Theil dieses kühlen, skeptischen Buches in der wonnevollsten Gegend der Welt, in Sorrent, entstanden ist, in der Nähe jener ausgezeichneten Freundin Wagner's: Fräulein Malwida von Meysenbug. Sie ist eine jener ergreifenden Erscheinungen, die in der Jugend für große Ideen viel gelitten und gekämpft haben, und die nun im Alter mit dem Glorienschein der Dulderin und Überwinderin den Begriff „alte Frau" im Wesen verklären. Auf diese Umgebung ist also „Menschliches, Allzumenschliches" in keiner Weise zurückzuführen, sondern es zeigt nur, daß meines Bruders neue Anschauungsweise sich in den Jahren 1874—76 allmählich schon so fest begründet hatte, daß alle äußeren Einflüsse nichts mehr daran zu ändern vermochten. Auch Bayreuth hätte diese Wirkung nicht gehabt, wenn die Festspiele ihn nicht auf einer Stufe der Entwicklung getroffen hätten, wo sie zur Bestätigung und Besiegelung seiner neuen Einsichten dienen mußten.

Auch sonst ist im ganzen Leben meines Bruders der Einfluß seiner Umgebung fast immer bedeutungslos gewesen. Sein Wissensdrang, sein starker Wille zur Wahrheit und zur Erkenntniß waren von frühster Jugend an in ihm so groß, daß Lehrer und Erzieher mit ihren Einwirkungen nicht in Betracht kamen. Ich mache die einzige Ausnahme mit Schopenhauer und Wagner. Jedenfalls ist Wagner der einzige

lebende Mensch, von dem man sagen kann, daß er meinen Bruder beeinflußt habe, mag sich Fritz auch sonst noch so liebenswürdig den Freunden gegenüber geäußert haben, wie viel er durch sie lerne, wie Manches sie besser wüßten als er. Dieses Alles waren Äußerungen seines gütigen, bewundernden Herzens, aber in allen Fragen der Erkenntniß folgte er auf allen Stufen seiner Entwicklung nur seinem eigenen innersten Drange, allen Einflüssen von außen her gegenüber blieb der Grund seiner Seele unbewegt.

Es ist von dem Einfluß, den einige Menschen auf meinen Bruder ausgeübt haben sollen, ungewöhnlich viel Falsches gedacht, geredet und geschrieben worden, — das Thörichtste knüpft sich aber an den Namen Rée. Dr. Paul Rée wurde als der geistige Führer meines Bruders bezeichnet, — wir Wissenden können über eine solche Behauptung nur lächeln. Das ist, als ob man von einem kleinen Vogel sagen wollte, er habe den Adler in die Höhe getragen; sicherlich würde Dr. Rée selbst einer solchen Behauptung entschieden widersprechen.

Er kam im Sommer 1874 nach Basel, einen Freund zu besuchen, mit dem auch Fritz befreundet war; bei dieser Gelegenheit lernte ihn mein Bruder kennen, ohne ihm näher zu treten. Übrigens war Dr. Rée vier Jahr jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältniß, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessirte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessirte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein Büchlein in die Hand bekam, dessen anonymer Verfasser Dr. Rée war; es hieß: „Psychologische Beobachtungen, aus dem Nachlaß von ***." Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnißvollen Widerhall fand. Schon daß ihm dieses Büchlein gefiel, fand Jedermann unbegreiflich; Cosima sagte zu mir: „Dein Bruder kennt die alten Franzosen, Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues u. s. w. so gut, ich verstehe nicht, was er an

diesen Beobachtungen Bemerkenswerthes finden kann.“ Zur Erklärung für seine Empfindungen gestatte ich mir ein eigenes kleines Erlebniß als Gleichniß anzuführen: Ich lebte mehrere Jahre in Paraguay, wo man ein eigenartiges Spanisch, untermischt mit indianischen Worten und Redewendungen, spricht. Das Alles hatte ich hier in Deutschland fast vergessen, da ich mit Niemand diese Sprache reden konnte. Nun traf ich kürzlich im Eisenbahncoupé zwei Kinder, die dasselbe eigenthümliche südamerikanische Spanisch sprachen — wie vertraut klang mir das, wie fühlte ich mich diesen fremden Kindern innerlich nahe, wie hübsch fand ich Alles, was sie sagten, wenn es auch sicherlich nichts Besonderes war. So gieng es meinem Bruder mit Rée; er konnte mit ihm eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Werth dieses kleinen Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzugütige Beurtheilung seines Erstlingswerkes. Er schenkte ihm ein Exemplar mit folgender Widmung: „Herrn Professor Friedrich Nietzsche, dem besten Freunde dieser Schrift, dem Quellwassererzeuger seines ferneren Schaffens dankbarst

Basel, September 1876 der Verfasser.“

Mein Bruder hielt es offenbar später selbst für nöthig, sich wegen dieser Vorliebe zu entschuldigen. Er schreibt im Jahr 1878:

„Die Freude über Rée's „psychologische Beobachtungen“, eine der allergrößten. Woher? So empfand ich: die Motive der Menschen sind nicht viel werth. Wie Sokrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich Ausnahmen; um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und mißverstand dabei gewiß den Autor.)

„Wie kann man einen solchen Genuß an der Trivialität haben, daß Selbstliebe die Motive aller unsrer Handlungen abgiebt! 1) Weil ich lange nichts davon wußte (metaphysische Periode). 2) Weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unsern Scharfsinn anregt und so uns Freude macht. 3) Weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten. 4) Weil es die Sprache von Männern und nicht

von schwärmerischen Jünglingen ist. (Schopenhauer fand seine Jugendschrift, namentlich das vierte Buch, sich ganz fremd.) 5) Weil es antreibt, es auf unsre Art mit dem Leben aufzunehmen und falsche Maßstäbe abweist und ermuthigt." (Band XI.)

In der Zwischenzeit nach den Aufführungen des Ringes des Nibelungen und vor seiner Reise nach Italien blieb Fritz noch fünf Wochen in Basel und unterzog sich seiner Augen wegen einer besonderen Cur. Dr. Rée kam auch um diese Zeit nach Basel und war sehr hilfreich besorgt, ihm die Unannehmlichkeiten der Augencur zu erleichtern. Als er fühlte, daß sein Umgang meinem Bruder sehr angenehm war, bot er sich an, ihn nach Italien zu begleiten. Fritz schreibt an Fräulein von Meysenbug:

„Ungefähr alle acht Tage habe ich meinem Leiden ein dreißigstündiges Opfer zu bringen; deshalb vertröste ich mich ganz und gar auf das Zusammensein mit Ihnen im Golf von Neapel. Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen! An dieser Hoffnung hat mich bisher Nichts irre gemacht. Wissen Sie, daß Dr. Rée mich begleiten will, im Vertrauen darauf, daß es Ihnen so recht ist? Ich habe an seinem überaus klaren Kopfe ebenso wie an seiner rücksichtsvollen, wahrhaft freundschaftlichen Seele die größte Freude. Es kommt nicht darauf an, daß er mit uns beisammen wohnt."

Über weitere innere und äußere Pläne schreibt er an den Freiherrn von Seydlitz, den er in Bayreuth kennen und lieben gelernt hatte:

Basel, 24. September 1876.

„Lieber und werther Herr, nach einem solchen Briefe, einem so ergreifenden Zeugnisse Ihrer Seele und Ihres Geistes kann ich Nichts sagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, sehen wir zu, daß wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich sehe die schöne Gewißheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüßten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Corsar; aber nicht um diese Menschen in die Sclaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.

„Nun wünschte ich, daß wir eine Zeit einmal zusammen leben möchten: denn meine Augen (welche man noch dazu mit einer Atropincur behandelt) verbieten mir eine briefliche Verständigung, selbst wenn eine solche möglich wäre; woran ich aber zweifle.

„Sie gehen am 1. October nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in Sorrent meine Gesundheit wieder zu finden, im Zusammenleben mit meiner verehrten Freundin Fräulein von Meysenbug (Kennen Sie deren Memoiren einer Idealistin? Stuttgart 1875); ebenfalls begleiten mich ein Freund und ein Schüler dahin — wir Alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: es wird eine Art Kloster für freiere Geister. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verschweigen, daß er der Verfasser eines anonymen sehr merkwürdigen Buches ist: „Psychologische Beobachtungen" (Berlin, Carl Duncker, 1875). Warum erzähle ich dies Ihnen? Oh, Sie errathen meine stille Hoffnung: — wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent! Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn, daß ich irgendwo mein Kloster, ich meine „die Schule der Erzieher" (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Stile aufbaue.

Von ganzem Herzen Ihnen ergeben

Friedrich Nietzsche."

In den ersten Tagen des October trat Fritz seine große Reise an; zuerst gieng er nach Bex, von wo er mir folgende Zeilen schrieb: „Geliebte Schwester, es ist der Tag vor der Abreise, der Föhn bläst sehr südlich. Ich glaube kaum, daß ich es im Süden so gut haben werde wie in Bex, die Wahl war vorzüglich! Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat). Auch schnupfe ich un peu. Herzlichsten Dank für alles Gute, was Du mir gewünscht hast. Übrigens ist die V. Unzeitgemäße fertig, ich brauche nur Einen zum Dictiren."

Diese fünfte Betrachtung ist nicht ausgeführt worden, die Vorarbeiten dazu sind später in Menschliches, Allzumenschliches übergegangen.

Über seine Reise nach Neapel schreibt er am 28. October:

„Da sind wir, in Sorrent! Die ganze Reise von Bex bis hierher nahm acht Tage in Anspruch; in Genua lag ich krank, von dort brauchten wir drei Tage Meerfahrt ungefähr und siehe, wir entgiengen der Seekrankheit, ich ziehe diese Art zu reisen der mir ganz schrecklichen Eisenbahnfahrerei weit vor. Wir fanden Fräulein von Meysenbug in einem Hotel in Neapel und reisten gestern zusammen in die neue Heimath Villa Rubinacci, Sorrent près de Naples. Ich habe ein ganz großes hohes Zimmer, vor ihm eine Terrasse. Ich komme vom ersten Meerbad zurück, das Wasser war wärmer, nach Rée, als die Nordsee im Juli. Gestern Abend waren wir bei Wagner's, welche fünf Minuten von uns, im Hotel Victoria wohnen und noch den Monat November bleiben.

„Sorrent und Neapel sind schön, man übertreibt nicht. Die Luft ist hier eine Mischung von Berg- und Seeluft. Für die Augen ist es sehr wohlthätig; vor meiner Terrasse habe ich unter mir zunächst einen großen grünen Baumgarten (der auch im Winter grün bleibt), darunter das sehr dunkle Meer, dahinter den Vesuv. Hoffen wir."

Seine Briefe mußte er damals seiner Augen wegen sehr lakonisch fassen; aber mündlich konnte er nie genug ausdrücken, wie zauberhaft der Süden und der Golf von Neapel auf ihn gewirkt hatten. Ergreifend schildert er diesen ersten Eindruck in folgendem Aphorismus:

„Ich habe nicht Kräfte genug für den Norden: dort herrschen schwerfällige und künstliche Seelen, die so beständig und nothwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten, als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum ersten Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem sammtnen Grau und Roth des Himmels. Du hättest sterben können, ohne dies zu sehen — Schauder, Mitleid mit mir, daß ich mein Leben damit anfieng, alt zu sein, und Thränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden."

Seine Worte werden Musik, wenn er das Glück und den Glanz des Südens schildert; man höre die folgenden Strophen:

„Das weiße Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Thurm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens nimm mich auf!

„Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
Stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer.
Ich hieß den Wind mich aufwärts heben,
Ich lernte mit den Vögeln schweben, —
Nach Süden flog ich über's Meer."

Von nun an blieb der Süden sein Zufluchtsort von der schweren trüben Luft des Nordens; wie oft er aber auch wieder nach Italien zurückkehrte, immer gedachte er dieses ersten Aufenthaltes im Golf von Neapel mit besonders innigen Empfindungen. Noch im Jahre 1887 schreibt er an Fräulein von Meysenbug: „Von jenem stillen Aufenthalt da unten habe ich eine Art Sehnsucht und Aberglauben zurückbehalten, wie als ob ich dort, wenn auch nur ein paar Augenblicke, tiefer aufgeathmet hätte, als irgendwo sonst im Leben. Zum Beispiel bei jener allerersten Fahrt in Neapel, die wir zusammen nach dem Posilipp zu machten."

Das Zusammenleben der vier Bewohner der Villa Rubinacci (Fräulein von Meysenbug, mein Bruder, Dr. Paul Rée, der Studiosus Albert Brenner) gestaltete sich trotz der sehr verschiedenen Lebensalter (die älteste 60, der jüngste 20) oder vielleicht gerade deshalb außerordentlich anmuthig. Fräulein von Meysenbug war wie eine ideale Mutter gütig und liebevoll für Alle besorgt. Auch der trefflichen Dienerin Trina möchte ich dankbar gedenken, da sie von meinem Bruder als Pflegerin sehr gerühmt worden ist.

Während des Monats November war auch Richard Wagner mit seiner ganzen Familie in Sorrent. Zwischen den beiden Villen herrschte ein liebenswürdiger heiterer Verkehr; man that so, als ob Alles beim Alten wäre. Fritz meinte späterhin, daß der Verkehr etwas schwierig gewesen sei: Wagner und er selbst hätten sich gebärdet, als ob sie sehr glücklich wären, zu-

sammen zu sein, um Wichtiges mit einander auszutauschen, im Grund aber habe man sich Nichts zu sagen gehabt.

Der Winter vergieng in der angenehmsten Weise mit Spazierengehen, Dictiren und Vorlesen. Sehr verschiedenartige Autoren wurden vorgenommen: Voltaire, Diderot, Michelet, Thukydides und viele Andere. Auch wurde sehr sorgfältig die französische Übersetzung von „Richard Wagner in Bayreuth" geprüft. Frau Marie Baumgartner hatte diese vierte „Unzeitgemäße" übersetzt und der Firma Schmeitzner in Chemnitz in Verlag gegeben. Fritz fand die Übersetzung sehr gut und schrieb viel Liebenswürdiges darüber. Er glaubte, daß seine Schrift im Französischen besser verstanden würde als im Deutschen — so deutlich fand er seine Ideen in der Übersetzung ausgedrückt. Er schreibt: „Es war so leicht meine Gedanken in einer fremden Sprache noch zu verdunkeln; in der That, ich fürchtete immer etwas die pathetische Rhetorik des modernen Französisch. Aber Ihnen ist es gelungen, mich zu erhellen, das macht mich sehr froh."

Neben allen diesen gemeinsamen Studien verfolgte nun Jeder der vier Insassen der Villa Rubinacci seine eigenen Ideen, jeder schrieb an einem Buche: Fräulein von Meysenbug an den „Erinnerungen einer alten Frau", mein Bruder am „Menschlichen, Allzumenschlichen", Rée verfaßte sein Büchlein „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen", und der Jüngste, Albert Brenner schrieb einige Novellen, darunter eine ausgezeichnete: „Das flammende Herz", die in der „Deutschen Rundschau" Juli 1877 erschienen ist. Leider ist dieser sehr begabte junge Mann ein Jahr darauf gestorben. Mein Bruder hatte auf diesen Schüler große Hoffnungen gesetzt. Brenner selbst meinte damals, die Novelle „Das flammende Herz" sei nur deshalb so gut geworden, weil er sie unter dem Einfluß meines Bruders geschrieben habe. Genau dasselbe behauptete Dr. Paul Rée von seinem Büchlein „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen"; er schrieb auch in das Widmungsexemplar, das er meinem Bruder schenkte: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter". Diese beiden Beispiele zeigen, welchen ungewöhnlichen Einfluß mein Bruder auf seine Umgebung ausübte; es lag in seinem

ganzen Wesen ein solcher Zauber, er besaß die Eigenthümlichkeit, aus jedem Menschen die besten Gedanken und Eigenschaften, oft aus tiefster Tiefe, hervorzuholen, Jeder fühlte, daß er niemals größer und besser war, als mit ihm zusammen, — so steigerte seine Gegenwart die Productionslust eines Jeden auf's höchste.

Auch allerhand schöne Pläne wurden geschmiedet, wiederum tauchte ein alter Jugendgedanke mit großer Lebhaftigkeit in Fritz empor. Er schreibt an mich: „Die „Schule der Erzieher" (auch modernes Kloster, Idealkolonie, université libre genannt) schwebt in der Luft, wer weiß, was geschieht! Wir haben Dich schon im Geiste zum Vorstand aller wirthschaftlichen Angelegenheiten unserer Anstalt von 40 Personen ernannt." Diesmal war der Schauplatz der Bildungsanstalt der Erzieher von der Schweiz nach Italien verlegt, auch waren dem früheren Kreise der Mitglieder mehrere neue hinzugedacht; zum Beispiel Freiherr von Seydlitz mit seiner Gemahlin, die auf den Wunsch meines Bruders im Winter noch nach Sorrent gekommen waren. Aber dieser schöne Plan blieb ebenso wie der im Jahre 1873 gefaßte ein glücklicher Traum; es ist Nichts zu seiner Verwirklichung geschehen. —

Immer gedachte mein Bruder der zauberhaften Spaziergänge in Sorrent mit warmem Entzücken! Peter Gast, der in dem Basler Winter 1877—78 oft mit mir zusammen seinen Schilderungen lauschte und seine Niederschriften aus jenen sonnigen Tagen zu ordnen hatte, schreibt in einem Essay über „Menschliches, Allzumenschliches":

„So entsinne ich mich u. A. eines etwa zwei Quartseiten füllenden hymnischen Stückes, in welchem Nietzsche das Allegretto der Beethovenschen A-dur-Symphonie auf eine bedeutende Weise in Beziehung zu sich gebracht hatte: — jeden Morgen nämlich gieng er, oberhalb Sorrent, an Cypressen und wilden Rosen hin, seinen Gedanken nach: die Schattenseligkeit dieser Gedankengänge nun war es, die für ihn in jenem geheimnißvollen Allegretto ausklang und der er auf eine visionäre Art in Worten Ausdruck gegeben hatte. . . . Seitdem ich, im Herbst 77, dies Stück kennen lernte — leider aus zu flüchtiger Lectüre —, sehe ich Nietzsche, sobald ich mir ihn nach Sorrent denke, immer im Lichte dieses Stückes: — wie er, vom

Geiste getrieben, am Gebirge hinstreift gleich Beethoven selber: wie er mit kälterem, aber schärferem Blick als früher in die Welt schaut und, trunken dieses neuen Anblicks, zu ihr eine Complementärwelt neuer Erkenntnisse und Ausblicke hinzuschafft. Was er dort oben schaut, ist ein neues Bild des Menschen, — zunächst des weisen Menschen, der sich über die Moral, „Gut — Böse" (über unsere Moral) erheben darf, weil er aus zu edlem Blute stammt, zu geistig und seiner selbst zu sicher ist, um die beschränkende Aussicht und den Fanatismus des sich moralisch erst binden- und erziehen-müssenden Menschen noch nöthig zu haben."

Aber trotz des innerlichen Glücks, das mein Bruder über seine Befreiung in jeder Hinsicht empfand, trotz des schönen wolkenlosen Himmels, der zauberhaften Umgebung, des angenehmen häuslichen Lebens blieb sein Gesundheitszustand leider ganz gleich. Allmählich kam er zu der schmerzlichen Überzeugung, daß auch der Süden und die Freiheit ihm nicht seine alte gute dauerhafte Gesundheit wiedergeben konnte. Gegen das Frühjahr begannen besonders die Augen zu leiden, ein unangenehmes Flimmern verhinderte ihn am Schreiben und Lesen. Trotz dieser Erfahrungen war er innerlich nicht unglücklich! War es auch nicht die körperliche Gesundheit, die er dort erlangte, so doch sicherlich die feste Überzeugung, daß er sich auf dem rechten Weg zur Freiheit und zu sich selbst befand. Ähnliche Gedanken, wie die nachfolgenden, im Sommer 1876 niedergeschriebenen mögen ihn damals oft beschäftigt haben.

„Wäre ich schon frei, so würde ich das ganze Ringen nicht nöthig haben, sondern mich zu einem Werke oder Thun wenden, an dem ich meine ganze Kraft erproben könnte. — Jetzt darf ich nur hoffen, allmählich frei zu werden: und ich spüre bis jetzt, daß ich es immer mehr werde. So kommt wohl auch mein Tag der eigentlichen Arbeit noch, und die Vorbereitung zu den olympischen Spielen ist vorüber."

„Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit. Ruhe, Einfachheit und Größe! Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur."

„Ich sehe auf Knaben- und Jünglingsjahre mit Leidwesen zurück und fühle von Tag zu Tage mehr die Befreiung. Übergang aus Befangenheit in Unbefangenheit.“

„Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem.

Jede Liebhaberei central zu machen und einzuflechten in die vorhandenen Talente.“

Die ganze Zeit seines Wagner- und Schopenhauercultus schien eine längst vergangene zu sein. Er blickte wie auf etwas Fremdes, Überwundenes mit Milde zurück. Dieser entfernten Zeit und des Übergangs zu der neuen Empfindung später gedenkend schreibt er: „Ich entfremdete mich der Kunst, Dichtung (lernte das Alterthum mißverstehen) und der Natur, verlor fast mein gutes Temperament. Dabei das schlechte Gewissen des Metaphysikers. Bedeutung von Bayreuth für mich. Flucht. Kaltwasserbad. Die Kunst, die Natur, die Milde kommt wieder.“ Und über die Selbsterziehung, die er in jener Zeit geübt hat, schreibt er: „1) Schleier Zuziehen. 2) Schleier Aufheben. Fühlt man sich hinterdrein wohl, so war es die rechte Zeit.“

„Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit. Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethe's Einsicht der großen Kunst, und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, daß kein vergiftender Pessimismus draus wurde.“

Die bedrückende Sciroccoluft im Mai veranlaßte ihn, nach der Schweiz zurückzukehren, um zuerst eine Cur in Pfäffers und Ragatz zu brauchen und dann für die heiße Zeit seine geliebten hohen Berge wieder aufzusuchen. In einem ungewöhnlich ausführlichen Brief an Fräulein von Meysenbug schildert er von Lugano aus seine Rückkehr nach der Schweiz, und wie sich inzwischen sein Befinden und seine durch die heiße Südluft niedergedrückte Stimmung so bedeutend gebessert hatte:

„Verehrteste Freundin,

nachdem ich durch Nachdenken herausgebracht habe, daß eine Karte, obschon leichter als ein Brief, doch nicht schneller geht als ein Brief, müssen Sie nun schon einen längeren Bericht über

meine bisherigen Odysseischen Irrfahrten hinnehmen. Das menschliche Elend bei einer Meerfahrt ist schrecklich und doch eigentlich lächerlich, ungefähr so wie mir mitunter mein Kopfschmerz vorkommt, bei dem man sich in ganz blühenden Leibesumständen befinden kann — kurz, ich bin heute wieder in der Stimmung des „heitern Krüppelthums", während ich auf dem Schiffe nur die schwärzesten Gedanken hatte und in Bezug auf Selbstmord allein darüber in Zweifel blieb, wo das Meer am tiefsten sei, damit man nicht gleich wieder herausgefischt werde und seinen Errettern noch dazu eine schreckliche Masse Gold als Sold der Dankbarkeit zu zahlen habe. Übrigens kannte ich den schlimmsten Zustand der Seekrankheit ganz genau aus der Zeit her, wo ein heftiges Magenleiden mich mit dem Kopfschmerz im Bruderbunde quälte: es war „Erinnerung halb verklungener Zeiten". Nur kam die Unbequemlichkeit hinzu, in jeder Minute drei Mal — bis acht Mal die Lage zu wechseln und zwar bei Tag und Nacht: sodann in nächster Nähe Gerüche und Gespräche einer schmausenden Tischgesellschaft zu haben, was über alle Maaßen ekelerregend ist. In Livorno's Hafen war es Nacht, es regnete, trotzdem wollte ich hinaus, aber kaltblütige Verheißungen des Capitäns hielten mich zurück. Alles im Schiffe rollte mit großem Lärme hin und her, die Töpfe sprangen und bekamen Leben, die Kinder schrieen, der Sturm heulte; ewige Schlaflosigkeit war mein Loos, würde der Dichter sagen. Die Ausschiffung hatte neue Leiden; ganz voll von meinem gräßlichen Kopfschmerz hatte ich doch stundenlang die schärfste Brille auf der Nase und mißtraute Jedem. Die Dogana gieng leidlich vorbei, doch vergaß ich die Hauptsache, nämlich mein Gepäck für die Eisenbahn einschreiben zu lassen. Nun gieng eine Fahrt nach dem fabelhaften Hotel National los, mit zwei Spitzbuben auf dem Kutscherbock, welche mit aller Gewalt mich in eine elende Trattoria absetzen wollten; fortwährend war mein Gepäck in andern Händen, immer keuchte ein Mann mit meinem Koffer vor mir her. Ich wurde ein paar Mal wüthend und schüchterte den Kutscher ein, der andre Kerl riß aus. Wissen Sie, wie ich in's Hotel de Londres gekommen bin? Ich weiß es nicht, kurz, es war gut, nur der Eintritt war greulich, weil ein ganzes Gefolge von Strolchen bezahlt werden wollte. Dort

legte ich mich gleich zu Bett und sehr leidend! Am Freitag, bei trübem regnerischen Wetter, ermannte ich mich um Mittag und gieng in die Gallerie des Palazzo Brignole; und erstaunlich, der Anblick dieser Familienportraits war es, welcher mich ganz heraushob und begeisterte; ein Brignole zu Pferd, und in's Auge dieses gewaltigen Streitrosses der ganze Stolz dieser Familie gelegt — das war Etwas für mein deprimirtes Menschenthum! Ich achte persönlich van Dyk und Rubens höher als alle Maler der Welt. Die andern Bilder ließen mich kalt, ausgenommen eine sterbende Cleopatra von Guercino.

„So kam ich wieder in's Leben zurück, und saß den übrigen Tag still und muthig in meinem Hotel. Am nächsten Tage gab es eine andre Erheiterung. Die ganze Reise von Genua nach Mailand machte ich mit einer sehr angenehmen jungen Ballerina eines Mailänder Theaters zusammen. Camilla era molto simpatica, oh Sie hätten mein Italiänisch hören sollen. Wäre ich ein Pascha gewesen, so hätte ich sie mit nach Pfäffers genommen, wo sie mir, bei der Versagung geistiger Beschäftigungen, etwas hätte vortanzen können. Ich bin immer noch von Zeit zu Zeit ein bischen ärgerlich über mich, daß ich ihretwegen nicht wenigstens ein paar Tage in Mailand geblieben bin. Nun näherte ich mich der Schweiz und fuhr die erste Strecke auf der Gotthardbahn, welche fertig geworden ist, von Como nach Lugano. Wie bin ich doch nach Lugano gekommen? Ich wollte eigentlich nicht recht, aber ich bin da. Als ich die Schweizer Grenze passirte, unter heftigem Regen, gab es einen einmaligen starken Blitz und Donnerschlag. Ich nahm es als gutes Omen hin, auch will ich nicht verschweigen, daß je mehr ich mich den Bergen näherte, mein Befinden immer besser wurde. In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Zügen von einander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte, ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her — alle Väter sind etwas Ungeschicktes —, endlich war Alles

wieder bei einander, und ich fuhr nach Lugano weiter. Der Wagen des Hotel du Parc erwartete mich, und hier entstand in mir ein wahres Jauchzen, so gut ist Alles, ich wollte sagen, es ist das beste Hotel der Welt. Ich habe mich etwas mit mecklenburgischem Landadel eingelassen, das ist so eine Art von Deutschen, die mir recht ist; am Abend sah ich einem improvisirten Balle der harmlosesten Art zu; lauter Engländer, Alles war so drollig. Hinterdrein schlief ich, zum ersten Male gut und tief; und heute morgen sehe ich alle meine geliebten Berge vor mir, lauter Berge der Erinnerung. Seit acht Tagen hat es hier geregnet. Wie es mit den Alpenpässen steht, will ich heute auf der Post erfahren.

„Mir kommt auf einmal der Gedanke, daß ich seit Jahren keinen so langen Brief geschrieben, ebenso, daß Sie ihn gar nicht lesen werden.

„Sehen Sie also nur in der Thatsache dieses Briefes ein Zeichen meines Besserbefindens. Wenn Sie nur den Schluß des Briefes entziffern können!

„Ich denke mit herzlicher Liebe an Sie, alle Stunden mehrere Male; es ist mir ein gutes Stück mütterlichen Wesens geschenkt worden, ich werde es nie vergessen.

„Trina der Guten meine besten Grüße.

„Ich vertraue mehr als je auf Pfäffers und Hochgebirge.

„Leben Sie wohl! Bleiben Sie mir, was Sie mir waren, ich komme mir viel geschützter und geborgener vor; denn mitunter überkommt mich das Gefühl der Einöde, daß ich schreien möchte.

Ihr dankend ergebener

Friedrich Nietzsche."

Lugano, Sonntag Morgen.

„Dritter Bericht des

Odysseus.

Nachschrift: „Wie schön hatten Seydlitzens mich auf's Schiff gebracht! Ich kam mir wie ein ideales Gepäckstück aus einer besseren Welt vor."

Er blieb ungefähr vier Wochen zur Cur in Ragatz und stieg dann hinauf nach Rosenlauibad, wo es ihm so gut gefiel, daß er mehrere Monate mit kurzen Unterbrechungen dort zu-

brachte. Ich kam im Juli nach der Schweiz, um mit Fritz zu überlegen, was im Herbst geschehen sollte. Eigentlich graute es uns Beiden nach den bisherigen Erfahrungen vor dem Winter in Basel. Wie wird es ablaufen, wenn er wieder seine volle Thätigkeit aufnimmt? so fragte ich mich mit Besorgniß. Andrerseits wußten wir aber auch nicht, was sonst geschehen sollte. Fritz war selbst noch zu keinem festen Entschluß gekommen und glaubte damals noch nicht, daß er als herumwandernder Schriftsteller seine volle Befriedigung finden würde. Jedenfalls waren seine Ansichten noch sehr schwankend zwischen der Professur, dem Süden und der Höhenluft. Er schreibt im Juni 1877 an Fräulein von Meysenbug:

„Das Hochgebirge hat immer einen wohlthätigen Einfluß auf mich gehabt. Zwar liege ich hier auch krank zu Bett, wie in Sorrent, und schleppe mich tagelang unter Schmerzen herum, aber je dünner die Luft, um so leichter trage ich es. Jetzt habe ich eine Cur mit St. Moritzer Wasser begonnen, die mich mehrere Wochen beschäftigen wird. Es wurde mir sehr empfohlen, nach Ragatzer Cur in die Höhe zu gehen und dies Wasser zu trinken; als Mittel gegen eingewurzelte Neurosen gerade in dieser Combination mit Ragatz Im October bin ich entschlossen wieder nach Basel zu gehn und meine alte Thätigkeit aufzunehmen. Ich halte es nicht aus ohne das Gefühl nützlich zu sein; und die Basler sind die einzigen Menschen, welche es mich merken lassen, daß ich es bin. Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bis jetzt immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen. Also ich will wieder Lehrer sein; halte ich's nicht aus, so will ich im Handwerk zu Grunde gehn. Ich erzählte Ihnen, wie Plato diese Dinge auffaßt.“ —

Aber die Empfindungen waren, wie schon erwähnt, sehr starken Schwankungen unterworfen; denn wie es in Zarathustra heißt: seine Füße zitterten noch auf dem neuen Wege. Oft aber brach mit voller Seligkeit das Gefühl hervor, daß er sich jetzt auf der rechten Bahn nach dem eigenen höchsten Ziele befände.

Ein eigenartiges rührendes Stimmungsbild aus den Sommertagen in Rosenlauibad giebt ein Brief an Rohde, der sich soeben verheirathet hatte.

„Lieber, lieber Freund,

„wie soll ich es nur nennen — immer wenn ich an Dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als mir neulich Jemand schrieb, „Rohdens junge Frau, ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet," da habe ich sogar Thränen vergossen, ich weiß gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, daß ich Dir Dein Glück nicht gönne, oder der Ärger darüber, daß mir Jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiß, wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen Hymnus an die Einsamkeit im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich, als ob Du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest: am Abend darauf spielte ich auch eins, so gut ich es verstand, und es gelang mir: so daß alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finstern Stube, und Niemand hörte es; so mußte ich Glück und Thränen und Alles in mich verschlucken."

„Soll ich Dir von mir erzählen? Wie ich immer, schon zwei Stunden, bevor die Sonne in die Berge kommt, unterwegs bin, und dann namentlich in den langen Schatten des Nachmittags und Abends? Wie ich mir vielerlei ausgedacht habe und mir so reich vorkomme, nachdem dies Jahr mir endlich einmal erlaubt hat, die alte Moosschicht täglichen Lehr- und Denkzwangs einmal abzuheben? So wie ich hier lebe, ertrage ich es selbst mit allen Schmerzen, die mir freilich auch auf die Höhe gefolgt sind — aber dazwischen giebt es so viele glückliche Erhebungen des Gedankens und der Empfindung

In drei Tagen gehe ich nach Basel zurück. Meine Schwester ist dort bereits mit Einrichten tüchtig beschäftigt.... Mir graut etwas vor diesem Winter; es muß anders werden. Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die Andere so gut be-

sorgen können, wie er — ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt — er wird vielleicht krank. Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den durch Krankheit eroberten Interimszeiten zwischen Beruf und Beruf. — Nun, es wird anders: si male nunc, non olim sic erit. Inzwischen möge das Glück meiner Freunde wachsen und blühen, es thut mir immer herzlich wohl an Dich zu denken, mein geliebter Freund (ich sehe Dich eben an einem rosenumkränzten See und einen schönen weißen Schwan auf Dich zuschwimmen).

In brüderlicher Liebe

Dein

F."

Viel stärker drückt sich die Sehnsucht nach der Freiheit von allen Amtsfesseln und die feste Überzeugung, zu einer viel höheren Bestimmung berufen zu sein, in folgendem Brief an Frau Maria Baumgartner aus:

Rosenlaui, 30. August 1877.

„Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel — nicht als Antwort auf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir manchmal graute, an die Dämmerung meiner Basler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. „Entbehren sollst Du, mußt entbehren" heißt es ja überall, in jedem Menschenleben! Da müssen die guten Freunde schön an einander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen in der Welt giebt, wohin die Öde des Entbehrens nicht hinein darf.

„Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße Zwang war, den ich mir selbst in Basel anthun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich giebt, als sie sich in meiner Basler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann. „Ich lechze nach mir," das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst

Alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz allen Schmerzen, ich mich fühle, sobald man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern."

So entschlossen wir uns, den Basler Haushalt nur auf kurze Zeit wieder einzurichten; wir warteten, daß auf irgend eine Weise sich die ganze Frage, ob die Professur aufzugeben sei oder nicht, bestimmt und endgiltig erledigen würde. Nach dem Jahr, das Fritz auf Reisen zugebracht hatte, that ihm das eigene Heim, ja selbst sein Amt und die Lehrthätigkeit wieder recht wohl. Aus jener Zeit erinnere ich mich einer Reihe von Bemerkungen, die einen festen Beruf, ein das Leben ausfüllendes Amt als etwas besonders Rühmenswerthes priesen. Fritz schreibt im September über seine Rückkehr nach Basel an Fräulein von Meysenbug, deren Besuch wir dort erwarteten:

„Nun, ich bin hier; die ganze letzte Zeit in Rosenlaui war für mich schlecht; mit heftigem Kopfweh verließ ich es früh um vier Uhr, allein, im Finstern. —

„Wohnung, Umgebung und meine gute Schwester, Alles finde ich um mich herum reizend, anreizend, festbannend. — Aber in mir kriecht mancher Wurm der Sorge.

„Ich schlief zwei Nächte so gut, so gut!

„Auch waren schöne Briefe da, von Overbeck, Frau Ott und Dr. Eiser, der es als Arzt verlangt, daß ich bald nach Frankfurt zu einer neuen Berathung komme. —

„Was sagen Sie von Sorrent? Noch jüngst in Rosenlaui brachte ich eine schlaflose Nacht damit zu, in lieblichen Naturbildern zu schwelgen und mich zu besinnen, ob ich nicht auf irgend eine Weise oben auf Anacapri wohnen könnte. Ich seufzte aber immer bei der Einsicht, daß Italien mich entmuthigt, mich kraftlos macht (wie haben Sie mich in diesem Mai kennen gelernt! Ich schäme mich; so war ich nie!) In der Schweiz bin ich mehr ich, und da ich die Ethik auf mög-

lichste Ausprägung des „Ich" und nicht auf Verdunstung baue, so — — —

„In den Alpen bin ich unbesiegbar, namentlich wenn ich allein bin und ich keinen andern Feind als mich selber habe.

„Ich habe meine Studien über griechische Litteratur vorgenommen — wer weiß ob was daraus wird? —"

Fritz begann den Winter recht muthig und guter Dinge; denn er hatte inzwischen im Berner Oberland einen trefflichen Arzt aus Frankfurt a. M. kennen gelernt, der ihm zum wahren treuen Freunde wurde, und von dessen Behandlung er einen guten Erfolg erwartete. Er schreibt kurz nachdem er seine Bekanntschaft gemacht hatte: „Dr. Eiser machte mir die Freude, vier Tage mit seiner Frau mich hier zu besuchen; wir sind uns sehr nahe gekommen und überdies: ich habe den besorgtesten Arzt für mich gewonnen, den ich mir nur wünschen kann. Ich stehe jetzt also unter seinem Regime: ziemlich gute Hoffnung! Er ist erfahren, Sohn eines Arztes, selber in den vierziger Jahren, ich gebe viel auf die geborenen Ärzte." —

Im Anfang des Winters gieng es meinem Bruder recht leidlich; aber nach Weihnachten wiederholten sich dieselben Erscheinungen wie im Januar 1876, es traten die Kopf- und Augenschmerzen in solcher Stärke und Dauer auf, daß wir gar nicht mehr wußten, was wir thun sollten und wo wohl Hilfe zu finden wäre. Wir versuchten wenigstens, Fritz von einem Theil seiner Lehrthätigkeit zu entlasten. Er richtete an die Erziehungsbehörde folgendes Gesuch: „Der schlechte Zustand meiner Gesundheit nöthigt mich um eine zeitweilige Erleichterung meiner Lehrerverpflichtung, nämlich um Befreiung von den Stunden des Pädagogiums für den Rest dieses Semesters nachzusuchen. Heftige periodisch wiederkehrende Kopf- und Augenschmerzen haben in der letzten Zeit einen Grad erreicht, daß mir eine solche Erleichterung zum dringenden Bedürfniß geworden ist und ich nur mit der erbetenen Vergünstigung hoffen kann, meine Vorlesungen an der Universität zu Ende zu bringen. Indem ich noch mittheile, daß ich mit Herrn Rector Burckhardt vorläufige Rücksprache genommen habe, ersuche ich um geneigte Berücksichtigung meiner Bitte."

Mit gewohnter Güte kam die Erziehungsbehörde den

Wünschen meines Bruders entgegen, sie befreite ihn auf immer von seiner Lehrthätigkeit am Pädagogium. So gestaltete sich der Rest des Winters etwas besser, aber wir faßten trotzdem den festen Entschluß, nun an die allmähliche Auflösung der Basler Existenz zu denken. Im Sommer sollte der Haushalt aufgelöst werden, Fritz wollte es aber im Winter in Basel noch einmal mit einer besonderen Lebensweise versuchen. Er beschloß, sich eine kleine Wohnung außerhalb der Stadt zu nehmen, so daß er immer einen langen Weg zur Universität zu machen habe; diese Wohnung wollte er nur als pied à terre betrachten und jeden Sonnabend bis Montag einen Ausflug machen. Inzwischen hatten auch die Ärzte häufigen Luftwechsel als die einzige Erleichterung seiner Leiden bezeichnet. Warum Fritz noch einmal diesen Versuch machen wollte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich war durchaus dagegen, die Erfahrungen der letzten beiden Basler Winter waren zu schlimm gewesen. Aber im März war Fritz nach Baden-Baden gegangen und das Frühjahr darauf befand er sich so sehr viel besser, daß er sogleich wieder muthig und zuversichtlich wurde. Da ihm in der That alle Arbeit außerordentlich leicht wurde, so spiegelte ihm sein reicher Geist bei jeder Besserung die Hoffnung vor, daß er Beides durchzuführen vermöchte: sein Amt ausfüllen und doch seiner höheren Bestimmung nachgehen.

Es hatte sich glücklich gefügt, daß Herr Peter Gast im Winter 1877—78 wieder in Basel war und meinem Bruder seine treuen Dienste zur Verfügung stellen konnte. (Der Name Peter Gast ist nur ein nom de guerre, mein Bruder gab ihn seinem Jünger und Freund, der ihn in liebevoller Pietät beibehalten hat.) Inzwischen hatten sich die Niederschriften von Klingenbrunn, Basel, Sorrent, Rosenlaui gehäuft, ein Berg von Manuscripten war zu ordnen und zu einem Ganzen zu gestalten. Mit der treuen Hilfe von Peter Gast war es trotz des außerordentlich schlechten Gesundheitszustandes meines Bruders doch möglich, das geplante Buch fertig zu stellen. Fritz dictirte oder ließ den jungen Freund abschreiben und einordnen. Ende Februar wurde das Manuscript an Herrn Schmeitzner geschickt, mit der Bitte den Druck vollständig geheim zu halten. Inzwischen hatte sich Fritz ausgedacht, das neue Buch unter an-

derem Namen erscheinen zu lassen, damit die Freunde, vorzüglich Wagner, sich ganz unbefangen darüber äußern könnten. Er betrachtete das Ganze als eine Art Probe, um die „Wirkung seiner Schriften“ unabhängig von der eigenen Person kennen zu lernen: „Dagegen sehr skeptisch. Ich sah Parteien. „Ich will warten bis Wagner eine Schrift anerkennt, die gegen ihn gerichtet ist“, sagte ich.“ Es war schon eine fable convenue über den neuen Autor Herrn Bernhard Cron erfunden.

„Herr Bernhard Cron ist, so viel man weiß, ein Deutscher aus den russischen Ostseeprovinzen, der in den letzten Jahren auf Reisen unterwegs ist. In Italien, wo er sich unter Anderem philologischen und antiquarischen Studien hingab, machte er die Bekanntschaft des Herrn Dr. Paul Rée. Durch dessen Vermittelung ist er in Beziehung zu Herrn Schmeitzner getreten. Da sein Aufenthalt auch für die nächsten Jahre noch wechselnd und unbestimmt ist, sind eventuell Briefe an den Verleger des Herrn Cron abzugeben. — Herr Schmeitzner hat ihn nie persönlich gesehen.“

Leider scheiterte diese Absicht meines Bruders an dem Widerstande des Verlegers, der meines Bruders Namen nicht missen wollte und, wie es schien, ein bischen Scandal nicht ungern sah. Fritz wollte gerade den letzteren gern vermeiden, aber schließlich sagte er sich, früher oder später käme ja doch die Wahrheit heraus, der Kampf um seine neue Philosophie wäre also nur aufgeschoben worden — dann lieber gleich hinein. Außerdem empfand er es als Pflicht, seine früheren Irrthümer als solche zu bekennen: „Wer sich erlaubt, öffentlich zu sprechen, ist verpflichtet, sich auch öffentlich zu widersprechen, sobald er seine Meinungen ändert.“

Ich bedauerte es damals sehr, daß „Menschliches Allzumenschliches“ nicht anonym erscheinen konnte, es wäre meinem Bruder Mancherlei erspart geblieben, — vielleicht bedauere ich es noch jetzt. Es kommt mir jetzt so vor, als ob das Buch ursprünglich unter falschem Namen an manchen Stellen „persönlicher“ gewesen wäre, — sobald sein eigener Name darunter stand, mußte er natürlich Rücksichten nehmen. Vielleicht ist mancher Gedanke dadurch verloren gegangen oder in's Unpersönliche entstellt worden.

Daß mein Bruder das Buch Voltaire widmete, war gewissermaßen zufällig: es wurde kurz vor dem 100jährigen Todestag Voltaire's fertig. Herr Peter Gast hat ganz Recht, wenn er schreibt: „Wie kam es aber, daß Nietzsche den Namen Voltaire auf sein Buch schrieb, da doch Nietzsche hundertmal mehr an Voltaire zu befreien gehabt hätte, als dieser an Nietzsche? — Antwort: Der Name Voltaire, an den sich eine der ausgebreitetsten geistigen Bewegungen Europa's knüpft und der, wie gesagt, zur Zeit der Herausgabe dieses Buches, wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand, diente Nietzschen nur als Abzeichen. Mit diesem Namen ist man ja geschützt vor der Verwechselung mit Dunkelmännern: er ist das Entsetzen aller Romantiker und Mystiker! — Im Übrigen vergleiche man hiezu Aph. 211 im II. Bande von „Menschliches, Allzumenschliches."

Aber welchen tiefen und tragischen Sinn vermochte mein Bruder dieser zufälligen Widmung zu geben! Er schreibt im Juni 1878: „Das Schicksal des Mannes, über den es auch nach hundert Jahren nur Partei-Urtheile giebt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unversöhnlichsten im Haß, am ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will stille meinen Weg gehen und auf Alles verzichten, was mich daran hindern könnte. Die Krisis des Lebens ist da: hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Muthe werden. Aber ich bin mit mir einig." —

Als aber das Buch so in die Welt hinauswandern sollte, ergriff meinen Bruder eine tiefe Bangigkeit, wie es wohl auf die Freunde wirken würde. Um ihnen die Krisis harmloser erscheinen zu lassen und das Buch leichter verdaulich zu machen, fügte er den Sendungen ernste und schalkhafte Widmungsverse bei, von denen noch eine Anzahl in Entwürfen erhalten sind.

„Im bayrischen Walde fieng es an,
Basel hat was dran gethan,
In Sorrent erst spann sich's groß und breit,
Rosenlaui gab ihm Luft und Freiheit.

Die Berge kreisten, am Anfang, Mitt' und End'!
Schrecklich für den, der das Sprüchwort kennt.
Dreizehn Monat, bis die Mutter des Kinds genesen —
Ist's denn ein Elephant gewesen?
Oder gar eine lächerliche Maus?
So sorgt sich der Vater: lacht ihn nur aus!"

„Spiel der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
O wie weidest den Sinn du mir!
Weh'! was seh' ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin,
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit."

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Größeren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut."

„Mag Vernunft den Vernünftgen erbauen,
Der Künstler soll nur die Kunst verdauen,
Und doch hat ein Künstler dies Buch geschrieben,
Nicht seine Vernunft that's, es that's sein Lieben."

„Ist von Sorrento's Duft Nichts hängen blieben?
Ist Alles wilde, kühle Bergnatur?
Kaum herbstlich sonnenwarm und ohne Lieben?
So ist ein Theil von mir im Buche nur:
Den bessern Theil, ihn bring ich zum Altar
Für sie, die Freundin, Mutter, Arzt mir war."

„Freundin! Der sich vermaß, dich dem Glauben an's Kreuz zu entreißen,
Schickt dir dies Buch: doch er selbst macht vor dem Buche ein Kreuz."

Am meisten aber bangte ihn, wie Wagner das Buch aufnehmen würde? Würde er sich zu seiner ganzen Größe erheben? Würde er, wenn auch mit Schmerzen, wenigstens den Versuch machen, meinem Bruder gerecht zu sein und ihm die persönliche Freiheit gewähren, ohne ihm seine Freundschaft zu entziehen? —

Es hat sich der Entwurf eines Briefes an Wagner gefunden, den Fritz geschrieben hatte, als noch die Absicht bestand, das Buch anonym erscheinen zu lassen. Der Meister sollte in das Geheimniß gezogen werden, nur der Partei gegenüber wollte der Autor unerkannt bleiben. Der Entwurf lautet:

„Indem ich Ihnen das Buch „Menschliches, Allzumenschliches" übersende, lege ich mein Geheimniß vertrauensvoll in Ihre und Ihrer edlen Gemahlin Hände und nehme an, daß es nunmehr auch Ihr Geheimniß sei. Dies Buch ist von mir: ich habe meine innersten Empfindungen über Menschen und Dinge darin an's Licht gebracht und zum ersten Male die Peripherie meines eigenen Denkens umlaufen. In Zeiten, welche voller Paroxysmen und Qualen waren, war dies Buch ein Trostmittel, welches nicht versagte, wo alle andern Trostmittel versagten. Vielleicht lebe ich noch, weil ich seiner fähig war.

„Es mußte ein Pseudonym gewählt werden, einmal weil ich die Wirkung meiner früheren Schriften nicht stören mochte, sodann weil die öffentliche und private Beschmutzung der Würde meiner Person damit verhindert werden soll (weil meine Gesundheit dergleichen nicht mehr aushält), endlich und namentlich, weil ich eine sachliche Discussion möglich machen wollte, an der auch meine so intelligenten Freunde aller Art teilnehmen können, ohne daß ein Zartgefühl ihnen wie bisher dabei im Wege stand. Niemand will gegen meinen Namen schreiben und reden. Aber ich weiß Keinen von ihnen, der die Ansichten dieses Buches hätte, bin aber sehr lernbegierig in Bezug auf die Gegengründe, welche in diesem Falle vorzubringen sind.

„Mir ist zu Muthe wie einem Officier, der eine Schanze gestürmt hat. Zwar verwundet — aber er ist oben und entrollt nun seine Fahne. Mehr Glück, viel mehr als Leid, so furchtbar das Schauspiel rings herum ist.

„Obschon ich, wie gesagt, Niemanden kenne, der jetzt noch mein Gesinnungsgenosse ist, habe ich doch die Einbildung, nicht

als Individuum, sondern als Collectivum gedacht zu haben — das sonderbarste Gefühl von Einsamkeit und Vielsamkeit. —

„Ein vorangeeilter Herold, der nicht genau weiß, ob die Ritterschaft ihm nachkommt, oder ob sie noch existirt."

Jetzt, da die Anonymität aufgegeben war, wendet sich Fritz in einem rührenden, fast kindlichen Widmungsverse an Wagner und an dessen alte väterliche Freundschaft zu ihm:

„Dem Meister und der Meisterin
Entbietet Gruß mit frohem Sinn,
Beglückt ob einem neuen Kind
Von Basel Friedrich Freigesinnt.
Er wünscht, daß sie mit Herzbewegen
Auf's Kind die Hände prüfend legen
Und schauen, ob es Vaters Art,
Wer weiß? selbst mit 'nem Schnurrenbart.
Und ob es wird, auf Zween und Vieren
Sich tummeln in den Weltrevieren.
In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen,
Gleich neugebornen Zicklein hüpfen.
Was ihm auf seinem Erdenwallen
Beschieden sei: es will gefallen;
Nicht Vielen: fünfzehn an der Zahl,
Den Andern werd' es Spott und Qual.
Doch eh' wir in die Welt es schicken,
Mög' Meisters Treuaug' segnend blicken,
Und daß ihm folge fürderhin
Die kluge Gunst der Meisterin."

(Diese Widmung ist nach einem Entwurf gedruckt, es ist möglich, daß mein Bruder vor der Absendung noch einige Änderungen vorgenommen hat.)

Die einzige Antwort aus Bayreuth war eisiges Schweigen. Ach, des Meisters Treuauge blickte nichts weniger als segnend, und mit der Meisterin klugen Gunst war es für immer vorbei!

Wie mein Bruder später über „Menschliches, Allzumenschliches" dachte, zeigt uns die Vorrede zur „Genealogie der Moral"; er schreibt darin (Sommer 1887):

„Meine Gedanken über die Herkunft unsrer moralischen Vorurtheile — denn um sie handelt es sich in dieser Streitschrift — haben ihren ersten, sparsamen und vorläufigen Ausdruck in jener Aphorismen-Sammlung erhalten, die den Titel trägt „Menschliches, Allzumenschliches." Ein Buch für freie Geister", und deren Niederschrift in Sorrent begonnen wurde, während eines Winters, welcher es mir erlaubte, Halt zu machen, wie ein Wandrer Halt macht, und das weite und gefährliche Land zu überschauen, durch das mein Geist bis dahin gewandert war. Dies geschah im Winter 1876—77; die Gedanken selbst sind älter. Es waren in der Hauptsache schon die gleichen Gedanken, die ich in den vorliegenden Abhandlungen wieder aufnehme: — hoffen wir, daß die lange Zwischenzeit ihnen gut gethan hat, daß sie reifer, heller, stärker, vollkommner geworden sind! Daß ich aber heute noch an ihnen festhalte, daß sie sich selber inzwischen immer fester an einander gehalten haben, ja in einander gewachsen und verwachsen sind, das stärkt in mir die frohe Zuversichtlichkeit, sie möchten von Anfang an in mir nicht einzeln, nicht beliebig, nicht sporadisch entstanden sein, sondern aus einer gemeinsamen Wurzel heraus, aus einem in der Tiefe gebietenden, immer bestimmter redenden, immer Bestimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntniß. So allein nämlich geziemt es sich bei einem Philosophen. Wir haben kein Recht darauf, irgend worin einzeln zu sein: wir dürfen weder einzeln irren, noch einzeln die Wahrheit treffen. Vielmehr mit der Nothwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsre Gedanken, unsre Werthe, unsre Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich allesammt unter einander und Zeugnisse Eines Willens, Einer Gesundheit, Eines Erdreichs, Einer Sonne. — Ob sie euch schmecken, diese unsre Früchte? — Aber was geht das die Bäume an! Was geht das uns an, uns Philosophen! . . ."

Ein Jahr später (Herbst 1888) spricht sich mein Bruder nochmals über das „Menschliche, Allzumenschliche" ausführlich aus; hier tritt der Schmerz über den Verlust Wagner's, der sich sonst gerade bei den Rückblicken auf jene Zeit deutlich zeigt, ganz in den Hintergrund.

„Menschliches, Allzumenschliches" ist das Denkmal einer Krisis. Es heißt sich ein Buch für freie Geister: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus, — ich habe mich mit demselben vom Unzugehörigen in meiner Natur freigemacht. Unzugehörig ist mir der Idealismus: der Titel sagt „wo ihr ideale Dinge seht, sehe ich — Menschliches, ach nur Allzumenschliches!" — Ich kenne den Menschen besser. — In keinem andren Sinne will das Wort „freier Geist" hier verstanden werden: ein freigewordner Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat. Der Ton, der Stimmklang hat sich völlig verändert: man wird das Buch klug, kühl, unter Umständen hart und spöttisch finden. Eine gewisse Geistigkeit vornehmen Geschmacks scheint sich beständig gegen eine leidenschaftliche Strömung auf dem Grunde obenauf zu halten. In diesem Zusammenhang hat es Sinn, daß es eigentlich die hundertjährige Todesfeier Voltaire's ist, womit sich die Herausgabe des Buchs schon für das Jahr 1878 gleichsam entschuldigt. Denn Voltaire ist, im Gegensatz zu Allem, was nach ihm schrieb, vor allem ein Grandseigneur des Geistes: genau das, was ich auch bin. — Der Name Voltaire auf einer Schrift von mir — das war wirklich ein Fortschritt — zu mir. — Sieht man genauer zu, so entdeckt man einen unbarmherzigen Geist, der alle Schlupfwinkel kennt, wo das Ideal heimisch ist, — wo es seine Burgverließe und gleichsam seine letzte Sicherheit hat. Eine Fackel in den Händen, die durchaus kein „fackelndes" Licht giebt, wird mit einer schneidenden Helle in diese Unterwelt des Ideals hineingeleuchtet. Es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaaßen — dies Alles selbst wäre noch „Idealismus". Ein Irrthum nach dem andern wird gelassen auf's Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert. — Hier zum Beispiel erfriert „das Genie"; eine Ecke weiter erfriert „der Heilige"; unter einem dicken Eiszapfen erfriert „der Held"; am Schluß erfriert „der Glaube", die sogenannte „Überzeugung", auch das „Mitleiden" kühlt sich bedeutend ab, — fast überall erfriert „das Ding an sich"

„Menschliches, Allzumenschliches, dies Denkmal einer rigorösen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel", „Idealismus", „schönen Gefühl", und

andren Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete, wurde in allen Hauptsachen in Sorrent niedergeschrieben; es bekam seinen Schluß, seine endgiltige Form in einem Basler Winter, unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen als denen in Sorrent. Im Grunde hat Herr Peter Gast, damals an der Basler Universität studirend und mir sehr zugethan, das Buch auf dem Gewissen. Ich dictirte, den Kopf verbunden und schmerzhaft, er schrieb ab, er corrigirte auch, — er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloß der Autor war. Als das Buch endlich fertig mir zu Händen kam — zur tiefen Verwunderung eines Schwerkranken —, sandte ich unter Anderen auch nach Bayreuth zwei Exemplare. Durch ein Wunder von Sinn im Zufall kam gleichzeitig bei mir ein schönes Exemplar des Parsifal-Textes an, mit Wagner's Widmung an mich „Herzlichen Gruß und Wunsch seinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Oberkirchenrath." — Diese Kreuzung der zwei Bücher — mir war's, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten? — Jedenfalls empfanden wir es Beide so: denn wir schwiegen Beide. — Um diese Zeit erschienen die ersten „Bayreuther Blätter": ich begriff, wozu es höchste Zeit gewesen war. — Unglaublich! Wagner war fromm geworden

„Wie ich damals (1876) über mich dachte, mit welcher ungeheuren Sicherheit ich meine Aufgabe und das Welthistorische an ihr in der Hand hielt, davon legt das ganze Buch, vor Allem aber eine sehr ausdrückliche Stelle Zeugniß ab: nur daß ich, mit der bei mir instinctiven Arglist, auch hier wieder das Wörtchen „ich" umgieng und diesmal nicht Schopenhauer oder Wagner, sondern einen meiner Freunde, den ausgezeichneten Dr. Paul Rée, mit einer welthistorischen Glorie überstrahlte — zum Glück ein viel zu feines Thier, als daß Andre waren weniger fein: ich habe die Hoffnungslosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, daß sie, auf diese Stelle hin, das ganze Buch als höheren Réealismus verstehn zu müssen glaubten. — In Wahrheit enthielt es den Widerspruch gegen fünf, sechs Sätze meines Freundes: man möge darüber die Vorrede zur „Genealogie der Moral" nachlesen. — Die Stelle (Menschliches, Allzumenschliches I Seite 45) lautet:

Welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buchs „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen" (lisez: Nietzsche, der erste Immoralist) vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt ist? „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische, — denn es giebt keine intelligible Welt..." Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniß (lisez: Umwerthung aller Werthe) kann vielleicht einmal, in irgend welcher Zukunft — 1890! — als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniß" der Menschheit an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen oder zum Fluche der Menschheit, wer wüßte das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich, und mit jenem Doppelblick in die Welt sehend, welchen alle großen Erkenntnisse haben. —"

XVII. Capitel.

Krisis und Trennung.

Motto: „Sie verspotteten mich, als ich meinen eigenen Weg fand und gieng; und in Wahrheit zitterten damals meine Füße.“
(Also sprach Zarathustra. II.)

Anfang Mai erschien „Menschliches, Allzumenschliches“ — die Wirkung auf die Freunde und Verehrer war geradezu eine erstarrende. Wenn Jemand eine Thür öffnet, im Glauben, daß sie in ein Palmenhaus führt, und nun plötzlich einer eisigen Nordpollandschaft gegenüber steht, so mag er ähnlich empfinden wie die Freunde und Bekannten, als sie das neue Buch lasen. Sie blickten fassungslos auf dieses neue Schauspiel, die eisige Luft that ihnen weh. Die Kühnsten schritten vorsichtig umher, wagten aber kaum eine Bemerkung zu machen; die ferneren Bekannten gaben einige Urtheile von sich, die mit der Berliner Redensart: „Auch 'ne schöne Gegend“ eine verzweifelte Ähnlichkeit hatten. Aber Fritz blieb bei allen diesen verlegenen, flachen, thörichten Bemerkungen ganz unbewegt. In Gedanken hatte er sich zu lange Zeit auf diese Krisis vorbereitet; vielleicht machte er seine gewöhnliche Erfahrung: „es gieng schlecht, aber viel besser als ich glaubte“. Schon vorher hatte er alle die Schmerzen, die ihm eine Trennung von seinen Freunden bereiten würde, durchgekostet, — schon vorher wußte er, daß mit diesem Buch jene Einsamkeit beginnen mußte, die in seiner letzten Composition mit solcher schwermüthigen Süße und Feierlichkeit lockte, und die von nun an seine stete ach! allzustete Begleiterin wurde. —

Am 30. Mai, dem Geburtstag Voltaire's, kam aus Paris, von einem trotz aller Nachforschungen uns unbekannt gebliebenen Absender, die Büste Voltaire's an, einzig begleitet von den Zeilen: „L'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche.“ Wir hatten die Büste auf den Schreibtisch gestellt, Fritz saß davor und blickte mit tiefer Ergriffenheit empor. Ich stand daneben und als ich zuerst das Gesicht Voltaire's mit dem harten spöttischen Zug um den Mund prüfend betrachtet hatte und dann meine Blicke zu meinem Bruder wandern ließ, in dessen Augen ein tief ernster und doch so rührend sanfter Ausdruck lag, da überkam mich plötzlich eine große Bangigkeit. Wie schützend umschlang ich seinen lieben Kopf, Thränen fielen auf sein Gesicht. „Warum weinst Du, Lisbeth?“ fragte Fritz leise. „Er konnte es besser ertragen gegen eine Welt von Vorurtheilen zu kämpfen, er war aus härterem Stoff“, sagte ich unter Thränen. Fritz nahm meine Hand und drückte sie herzlich, er schwieg bewegt. Endlich sagte er mit einem Versuch zu scherzen: „Ich bin viel stärker, als Du glaubst, auch mir hat Wotan ein hartes Herz in die Brust gelegt.“ Ich schüttelte heftig den Kopf, lächelte und nahm mich zusammen. Wir haßten Beide gefühlvolle Scenen, aber in diesem Augenblick konnte ich mich nicht beherrschen, ich war wie hellsehend, die ganze Tragödie des Schicksals eines Genie's, das zu einer für ein Menschenleben und für sein weiches Herz fast zu ungeheuren Aufgabe berufen ist, stand mir vor Augen.

Es waren sehr Wenige, die eine wirkliche Freude an dem neuen Buche hatten. Mein Bruder schreibt darüber an Peter Gast:

„Nehme ich zu Ihnen die Beiden noch hinzu, welche sich wirklich über mein Buch erfreut gezeigt haben, Rée und Burckhardt (der es wiederholt „das souveräne Buch“ genannt hat), so habe ich einen Wink darüber, wie die Menschen beschaffen sein müßten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung thun sollte. Aber das wird und kann es nicht, so leid es mir des trefflichen Schmeitzner wegen thut. Von Bayreuth aus ist es in eine Art von Bann gethan: und zwar scheint die große Excommunication über seinen Autor zugleich verhängt. Nur versucht man, meine Freunde doch noch festzuhalten, während

man mich verliert, und so höre ich denn von Manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. — Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, unbenutzt gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.

„Ja, wenn man soviel eindringenden Ernstes und auch soviel Zeit einem solchen Erzeugniß weihen wollte, wie Ihre Güte gethan, so käme wohl Etwas dabei heraus: nämlich Neues an Gedanken und Gefühlen und eine kräftigere Stimmung, wie als ob man in leichter gewordene Luft der Höhe gerathen sei: Rée sagt, er habe eigentlich nur Einmal durch ein Buch eine gleiche Stimmung productiven Genießens erfahren, durch Eckermann's Gespräche; ganze Hefte von Reflexionen seien schon entstanden.

„Das aber ist das Beste, was ich erhoffte — die Erregung der Productivität Anderer und die „Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt" (wie J. Burckhardt sagte).

„Meine Gesundheit bessert sich, ich bin unermüdlich im Spazierengehen und einsamen Für-mich-hin-denken. Ich freue mich des Frühlings und bin ruhig, wie Einer, der nicht mehr so leicht aus dem Geleise zu bringen ist. — Könnte ich doch bis an's Ende so weiter leben! —

„Dies Alles handelt von mir, weil Sie gern Etwas von mir hören wollen. Vieles möchte ich verschweigen, den Tod und die letzten gequälten Zeiten Brenner's, die seltsame Entfremdung vieler Bekannten und Freunde. —

„Bleiben Sie mir gut, in aller Freiheit. — Wie verstehe ich Ihr „unstät und flüchtig", wie ähnlich sind Sie mir darin! Nun wachsen Sie fort und fort! In dieser Hoffnung bin ich immerdar

Ihr Freund F. N."

Jacob Burckhardt kam in jener Zeit oft zu meinem Bruder und machte ihn, der sich mit seinen neuen Ideen so vereinsamt zu fühlen begann, durch seine Besuche und Urtheile sehr glücklich. Wie feinsinnig Burckhardt die Vorzüge des neuen Buches hervorhob, war bewunderungswürdig. Für jedes liebevolle Entgegenkommen, für jedes Bemühen, sich seine neuen Gedanken nahe zu bringen, war mein Bruder in jener Zeit so dankbar.

So freute er sich herzlich über einen Brief des Freiherrn von Seydlitz und giebt ihm in der Antwort eine Schilderung seiner damaligen Empfindungen (Basel, 13. Mai 1878):

„Lieber Freund, seit drei Wochen bin ich wieder in voller akademischer Sommer-Thätigkeit — sehr zufrieden darüber! Wenig Zeit übrig! — Heute nur einen Wink, den ein Freund verstehen wird.

„Können Sie mir jenes Gefühl — das unvergleichbare — nachfühlen, zum ersten Male öffentlich sein Ideal und sein Ziel bekannt zu haben, das Keiner sonst hat, das fast Niemand verstehen kann, und dem nun ein armes Menschenleben genügen soll — so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei giebt, Einsamkeit brauche. Keinen Freund — Niemanden will ich dann, es ist so nöthig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin. —

„Einige Worte Ihres guten Briefes haben mich fast erschreckt. Sind Sie wirklich je in Ihren Gedanken auch den furchtbaren Weg, mit seinen Via-mala-Consequenzen, gegangen, — gehen Sie ihn nicht wieder! Ich wußte davon Nichts! So weit ich Sie kennen lernte, würde ich aber mir zu sagen erlauben: Ihr Temperament und Ihre Lebensstellung sind dafür nicht geeignet: Unzufriedenheit und Qual wäre Ihr Loos, und Niemand hätte den Nutzen davon. — Gern, hätte ich von Ihnen etwas über ***'s Eindruck auf Sie gehört. Bei mir hat er sich eigentlich durch seine wiederholten Versuche, aus der Ferne her über mein Leben zu disponiren und durch Rath und That in dasselbe einzugreifen, unmöglich gemacht. So etwas verabscheue ich: keiner meiner ältesten Freunde würde wagen, mir solche dreiste Dinge zu proponiren. Mangel an Scham — das ist es. Von so Einem muß ich ganz ferne sein, dann gelingt es mir ganz gut, selbst sein Freund zu werden — aber in partibus.

„Meine gute Schwester, welche diesmal mir es überlassen hat, dem trefflichen und edel gesinnten Briefschreiber zu danken, liest jetzt mein neues Buch, ist aber ferne davon, darüber ein böses Gesicht zu machen. Ich glaube, sie hält die Partien, auf welche Sie anspielen (Freigeist und Ehe), für richtig. Mit ihnen haben die abnormen Umstände, unter denen wir Geschwister uns entschlossen, eine Zeitlang zusammen zu leben und die Niemand

näher zu kennen braucht, nichts zu thun. — Ich glaubte, daß alle Frauen sich beim Lesen solcher Dinge Glück wünschen würden, keine Freigeister zu Männern zu haben: — und so meinte ich das eheliche Glück im allgemeinen gefördert zu haben.

„Nichts liegt mir entfernter als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des Freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

„Bleiben Sie mir gut, mein lieber Freund. Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treulich zugethan

Friedrich Nietzsche."

Hier muß ich einiges ganz Persönliche einfügen, da es zur Kenntniß meines Bruders beiträgt. Fritz zeigte sich gerade im Verkehr mit mir in seiner ganzen Eigenart und Natürlichkeit. Es hatte sich damals das Gerücht verbreitet, ich hätte mir „Menschliches, Allzumenschliches", den Abfall meines Bruders von Wagner und sein Urtheil über die Frauen so zu Herzen genommen, daß ich deshalb Basel verlassen wollte. Die wahren Gründe dafür sind schon angegeben: der Haushalt sollte aufgelöst werden und Fritz wollte, ehe er seine Professur ganz aufgab, im nächsten Winter als Unstäter und Flüchtiger nur noch einen letzten Versuch mit Basel machen. Es schien jedoch, als glaubte man diesen Gründen nicht recht, denn nicht nur in dem obigen Brief, sondern auch sonst wurde unendlich oft gefragt, ob ich nicht mit dem neuen Buche unzufrieden wäre. Man nahm offenbar an, daß ich als weibliches Wesen darüber empört sein müßte. Das Drollige dabei aber war, daß weder Fritz noch ich irgendwie begriffen, warum ich mich darüber ärgern sollte; ich war nämlich mit all diesen Sentenzen vollkommen einverstanden. Schließlich wurde Fritz über das viele Fragen ungeduldig, und als eines Tages, da man ihn schon anderweitig mit dieser Sache gelangweilt hatte, einer meiner Freunde wiederum im Tone sanften Vorwurfs die Frage aufwarf, meinte er ärgerlich, daß diese Sentenzen über die Weiber überhaupt gar nichts mit mir zu thun hätten und im vollen Eifer schloß er seine Rede mit den Worten: „Meine Schwester ist überhaupt kein Weib, das ist ein Freund." Wir lachten damals herzlich, daß mich Fritz durchaus als masculini generis

auffaßte, zu meinem sehr weiblichen Aussehen klang es wie ein lustiger Widerspruch, aber in meinem späteren Leben habe ich oft gedacht, daß auch hier der scharfsichtige Philosoph sprach. Abgesehen davon, daß ich mich auf gute Küche und Gesundheitspflege verstand, besaß ich wohl keine sogenannten „weiblichen Tugenden" — jedenfalls hat das Leben nur männliche von mir gefordert und zwar genau dieselben, die mein Bruder an dem „Lama" im Scherz und Ernst hervorhob. Er pflegte zu sagen: „das Lama ist tapfer, es ist logischen Gründen zugänglich, es kann einer Idee mit vollem Eifer nachrennen, ohne Rücksicht auf sich selbst und was die Leute dazu sagen, es ist wahrheitsliebend und aufrichtig bis zum Exceß." Wenn Fritz bei diesem Schlußsatz ankam, brach er meistens in ein herzliches Lachen aus, das bezog sich auf meine sogenannten „aufrichtigen Briefe". Fritz überließ mir nämlich damals die Besorgung eines großen Theils seiner Angelegenheiten, vorzüglich aller schwierigen. Wenn ich nun fand, daß man meinem Bruder in Gedanken, Worten und Werken irgendwie zu nahe getreten war, konnte ich Briefe von solcher energischen Aufrichtigkeit schreiben, daß die Leute meistens vor Schreck ihr Unrecht einsahen. Ich war im persönlichen Verkehr immer höflich und conciliant, deshalb wirkten die Äußerungen meiner entrüsteten Wahrheitsliebe besonders stark. Fritz fand diese Briefe meistens „prachtvoll" und lachte bis zu Thränen: „wie gesund mußt Du sein, wie fest auf Deinen Füßen stehn, um solche Briefe schreiben zu können!" Noch im Herbst 1888 schreibt er voller Wohlwollen über die Grobheit: „Auch scheint es mir, daß das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honnetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht nothwendig einen schlechten Charakter, — es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. — Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die humanste Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unsrer ersten Tugenden."

Ein Körnchen Wahrheit war aber doch in dem Gerücht, daß ich nicht nur um äußerer sondern auch um innerer Gründe willen Basel verließ. Man sagt oft, man kann sich ebenso lieb

haben und sehr gut freund zusammen sein, wenn auch die Meinungen weit auseinandergehen, ich habe aber im späteren Leben eingesehen, daß das nur geht, wenn man nicht bei einander wohnt; im täglichen Verkehr ist es nur für sehr plumpe Naturen möglich. Nun verstand es sich von selbst, daß ich meinem Bruder niemals widersprach, aber er war viel zu sensitiv, um nicht zu empfinden, daß seine neuen Ansichten nicht denselben jubelnden Widerhall in mir fanden wie seine früheren. Zum Beispiel hatte sich mein Christenthum sehr gut mit den Ansichten Schopenhauer's und Wagner's vertragen (diese wunderliche Mischung kann man noch heute in Bayreuth und bei den Wagnerianern finden); aber in der neuen Philosophie meines Bruders war für das Christenthum überhaupt kein Platz mehr. Mit meinen veralteten Ansichten kam ich mir aber selbst wie eine Art Hemmschuh für Fritz vor und fand es deshalb besser, wenn wir nicht das ganze Jahr zusammen waren, was wir auch aufrichtig mit einander besprachen. Immerhin blieb noch so vieles Gemeinsame, und über Einzelnes aus seinem neuen Buche konnte ich aufrichtig mit Entzücken sprechen.

So machten es übrigens alle Freunde, sie freuten sich der Einzelheiten, wie wir aus dem nachfolgenden, an Rohde gerichteten Brief meines Bruders sehen können:

„So ist's recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem thönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.

„Ich warte diesmal in Ruhe ab, wie die Wellen, in denen meine armen Freunde herumplätschern, sich allmählich legen: habe ich sie in diese Wellen hineingestoßen — lebensgefährlich ist's nicht, das weiß ich aus Erfahrung; und wenn's freundschaftsgefährlich hier und da sein sollte — nun, so wollen wir der Wahrheit dienen und sagen: „wir liebten bisher aneinander eine Wolke".

„Vieles wäre zu sagen, noch mehr Unsägliches dabei zu denken: im Scherz sei nur der Vergleich gewagt, daß ich einem Manne gleiche, der eine große Mahlzeit veranstaltet, und dem angesichts aller guten Speisen die Gäste davonlaufen. Wenn da Einer oder der Andere wenigstens einige Bissen sich schmecken läßt (wie Du Lieber, Guter, den graecis die Ehre anthust), so ist besagter Mann darüber schon sehr erbaut.

„Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen. Vielleicht kommt dann auch einmal die Stunde, wo Du mit Deiner schönen constructiven Phantasie das Ganze als Ganzes schaust und an dem größten Glücke, das ich bisher genoß, theilnehmen kannst. Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Conception meiner „philosophia in nuce“ hat er nicht den allergeringsten Einfluß gehabt: diese war fertig und zu einem guten Theile dem Papier anvertraut, als ich im Herbste 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuß unserer Gespräche war grenzenlos, der Vortheil gewiß sehr groß, auf beiden Seiten, so daß Rée mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch (Ursprung der moralischen Empfindungen) schrieb „dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter“.

„Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, noch unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe — die frische, reine Höhenluft, die milde Wärme um mich —, Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.

„Von ganzem Herzen Dein F.“

Hier ist noch einmal die Frage zu berühren, wie man dazu gekommen ist, Dr. Rée gewissermaßen für die neue Philosophie meines Bruders verantwortlich zu machen. Der Grund zu dieser seltsamen Idee ist ein rührend menschlicher: wir fanden nämlich die neuen Ansichten im „Menschlichen, Allzumenschlichen“ eigentlich unsympathisch (alles Neue ist unbequem). Daß nun ein so geliebtes Wesen nicht von selbst auf so unangenehme Dinge gekommen sei, schien uns ein tröstlicher Gedanke, und so maßen wir im Stillen Dr. Rée die Schuld daran bei — gerade wie man es täglich auf der Straße beobachten kann. Wenn ein Kind irgend etwas Unrechtes gethan hat, so bricht die gereizte Mutter wie eine Löwin hervor und beschuldigt den bösen Nachbarsjungen der Verführung dazu. So wurde der arme Dr. Rée, der das wirklich nicht verdient hatte, zum „bösen Nach-

barsjungen". Auch Richard Wagner trug zu dieser Verwirrung bei; er hatte von Anfang an eine Abneigung gegen Dr. Rée gehabt und schon in Sorrent zu meinem Bruder warnend gesagt: „An dem werden Sie nichts Gutes erleben". Nun fand er seine Ahnung bestätigt und sprach dies auch Anderen gegenüber aus. So bemächtigten sich die Antisemiten dieses Gedankens: Dr. Rée wurde zum bösen semitischen Princip, das den arischen treuherzigen Schwärmer Nietzsche zu spitzfindigen schlimmen Reden verführt hatte. Man übersah dabei vollständig, welcher warme unterirdische Strom durch das ganze „Menschliche" fluthete (ein Gegenstrom gegen die Rée'schen so dürftigen Ansichten), man sah nur die Oberfläche und noch dazu so oberflächlich wie möglich.

Ja! mein Bruder bekam damals in jeder Beziehung einen unvergleichlichen Unsinn zu hören, ich muß noch jetzt seine Geduld bewundern. Er stöhnt auch hie und da einmal über das, was er zu hören bekommt, zum Beispiel in einem Brief an Frau Marie Baumgartner aus Interlaken, vom 10. September 1878.

„Verehrte Frau, in tiefem Gefühl der Dankbarkeit und des persönlichsten Zutrauens habe ich Ihren Brief gelesen: oh, wenn Sie wüßten, w a s für eine Ausnahme derselbe war, unter allen Briefen, die ich seit Monaten bekommen habe! (Die meisten verleugnen mich in Einem Athem dreimal und krähen dabei selber wie Hähne.) So wollen wir denn ruhig in Geduld wachsen und zusehen, was bei aller Buntheit der Meinungen und Bestrebungen unverlierbar, einig, einfarbig, treu und gut bleibt."

Aber von all den bunten Meinungen waren es nur die von Wagner, die ihm wirklich zu Herzen giengen. Fritz hatte, wie wir wissen, es Wagner der Partei gegenüber leicht machen und das neue Buch unter einem falschen Namen erscheinen lassen wollen. Als dieser Gedanke aufgegeben wurde, bemühte er sich, mehrere Aphorismen umzuändern (auch ganz persönliche), und wo in dem Manuscripte der Name Wagner stand, wurde „der Künstler" eingesetzt. So ist in dem ganzen „Menschlichen" kein direct gegen Wagner oder seine Kunst gerichtetes Wort. Fritz hatte also Alles gethan, den sachlichen Gegensatz persönlich zu mildern, und durfte daher hoffen, daß Wagner sich zur vollen Höhe eines

großen Charakters erheben, und zu ihm sagen würde: „Freund — Nichts verbindet uns, aber wir haben Freude an einander bis zu dem Grade, daß der Eine des Andern Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft.“

Aber man schwieg in Bayreuth, und was wir endlich von dort hörten, klang niederdrückend. Der damalige Verleger von meines Bruders Schriften, Herr Schmeitzner in Chemnitz, verlegte 1878 die Bayreuther Blätter und kam dadurch öfters zu Wagner's. Mir wäre es damals viel lieber gewesen, wenn er uns nicht wiedererzählt hätte, was man dort sprach; (zum Beispiel sollte Wagner gesagt haben: „Ach, wissen Sie, Nietzsche liest man doch nur, insofern er sich zu unserer Sache hält“.) Später aber kam ich zu der Überzeugung, daß Schmeitzner uns nur das mitgetheilt hat, was ihm zum Zweck des Weitererzählens gesagt worden war. Fritz ward durch diese Mittheilungen zwar nicht gereizt, aber tief betrübt, weil er Anderes erhofft hatte. Vielleicht hat mein Bruder Wagner niemals stärker geliebt, als in den Jahren, da er sich von ihm trennen mußte. Er schreibt 1879:

„Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung und das Urtheil nicht mehr zusammen gehen wollen, bringt uns einer Person am nächsten und wir schlagen gewaltsam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihm und uns errichtet hat.“

Er wünschte deshalb auch durchaus nicht, daß seine Freunde sich nun von Wagner wegwenden sollten, wie wir aus dem nachfolgenden Brief an den Freiherrn von Seydlitz sehen:

11. Juni 1878.

„M i r ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner'n Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger im Stande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein a l t e r unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Seine und meine Bestrebungen laufen ganz auseinander. Dies thut mir wehe genug — aber im Dienste der Wahrheit muß man zu jedem Opfer bereit sein. Wüßte er übrigens, was ich Alles g e g e n seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. — Mein letzter Brief war wohl s e h r undeutlich?

Mit Via-Mala-Consequenzen bezog ich mich auf meine Ansichten über Moral und Kunst (die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat!) —"

In dieser Zeit Juni, Juli 1878 scheint er auch das schon erwähnte Büchlein über Wagner und Schopenhauer entworfen zu haben, offenbar in der Absicht, seine Freunde über seine neue Stellung zu den alten Lehrern seiner Jugend genau zu unterrichten. Das Buch heißt: „Der neue Umblick" und die Vorrede beginnt mit folgenden Worten:

„Ich wünsche, daß billig denkende Menschen dieses Buch als eine Art Sühne dafür gelten lassen, daß ich früher einer gefährlichen Ästhetik Vorschub leistete: deren Brauch war, alle ästhetischen Phänomene zu „Wundern" zu machen. Ich habe dadurch Schaden angestiftet, unter den Anhängern Wagner's und vielleicht bei Wagner selbst, der Alles gelten läßt, was seiner Kunst höheren Rang verleiht, wie begründet und wie unbegründet es auch sein mag. Vielleicht habe ich ihn durch meine Zustimmung zu seiner Schrift über „die Bestimmung der Oper" zu größerer Bestimmtheit verleitet und in seine Schriften und Werke Unhaltbares hineingebracht. Das bedaure ich sehr. —"

Das gesammte Büchlein mit allen Notizen, halb und ganz fertigen Niederschriften, ist im XI. Band der Gesammtausgabe enthalten. Ich ziehe nur zwei Aphorismen heraus, um die Gesammtstimmung zu kennzeichnen.

„Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Weise (die freilich nicht gerade die Weise guter und einsichtiger Menschen ist) die Kunst als eine wichtige und großartige Sache in's Gedächtniß brachte."

„Über Wagner wie über Schopenhauer kann man unbefangen reden, auch bei ihren Lebzeiten — ihre Größe wird, was man auch gezwungen ist, in die andere Wagschale zu legen, immer siegreich bleiben. Um so mehr ist gegen ihre Gefährlichkeit in der Wirkung zu warnen."

Wie man sieht, war die Grundstimmung dieses Büchleins die der Gerechtigkeit und Milde, und es ist lebhaft zu bedauern, daß „der neue Umblick" nicht fertig gemacht worden ist. Aber ein Artikel von Richard Wagner, der im Augustheft der

Bayreuther Blätter veröffentlicht wurde, veränderte die ganze Situation. Der Artikel hieß: „Publicum und Popularität“ und enthielt eine Reihe unsachlicher gereizter Angriffe gegen meinen Bruder, die dadurch nicht gemildert wurden, daß sein Name nicht genannt war. Nach diesem Angriff ist es offenbar meinem Bruder unmöglich gewesen, sein mildes Büchlein über Wagner auszuführen, und im gereizten scharfen Ton konnte er nicht antworten, dazu war er zu traurig. Ich lasse hier eine Stelle aus dem erwähnten Artikel Wagner's folgen:

„Philologen wie Philosophen erhalten aber, namentlich wo sie sich auf dem Felde der Ästhetik begegnen, durch die Chemie, sowie durch die Physik im allgemeinen, noch ganz besondere Ermunterungen, ja Verpflichtungen, zu einem, noch gar nicht zu begrenzenden Fortschreiten auf dem Gebiete der Kritik alles Menschlichen und Unmenschlichen. Es scheint nämlich, daß sie den Experimenten jener Wissenschaft die tiefe Berechtigung zu einer ganz besonderen Skepsis entnehmen, welche es ihnen ermöglicht, sich von den bisher üblichen Ansichten abwendend, dann in einer gewissen Verwirrung wieder zu ihnen zurückkehrend, in einem steten Umsichherumdrehen sich zu erhalten, welches ihnen dann ihren gebührenden Antheil am ewigen Fortschritte im allgemeinen zu versichern scheint. Je unbeachteter die hier bezeichneten Saturnalien der Wissenschaft vor sich gehen, desto kühner und unbarmherziger werden dabei die edelsten Opfer abgeschlachtet und auf dem Altar der Skepsis dargebracht. Jeder deutsche Professor muß einmal ein Buch geschrieben haben, welches ihn zum berühmten Manne macht: nun ist ein naturgemäß Neues aufzufinden nicht Jedem beschieden; somit hilft man sich, um das nöthige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtentheils unverstandener der jetzt Verhöhnte war. In geringeren Fällen kann so etwas unterhaltend werden, z. B. wenn der eine Ästhetiker Typenbildungen verbietet, der andere sie aber den Dichtern wieder erlaubt. Die wichtigeren Vorgänge sind nun aber die, wo überhaupt jede Größe, namentlich das so sehr beschwerliche „Genie“, als verderblich, ja der ganze Begriff: Genie als grundirrthümlich über Bord geworfen werden.“

Wer sich in dem Stile Wagner's zurecht finden kann, wird aus dieser Probe sehen, wie der ganze Angriff gegen meinen Bruder gemeint war. Fritz kämpfte seit dem Jahre 1873 (siehe Band IX, wo er sich in den Vorarbeiten zu den Philosophen gegen die Metaphysik wendet) mit allen diesen neuen Ideen; durch die umfänglichsten Studien, durch alle Opfer, die er der Erkenntniß brachte, hatte er sich allmählich zu der Wahrheit durchgerungen, und nun wurde ihm in leichtfertigster Weise vorgeworfen, er tappe planlos im Kreise herum und wolle sich wie irgend ein beliebiger Professor durch ein paradoxes Buch berühmt machen. Fritz litt außerordentlich unter diesen Erlebnissen! Man vergesse nicht, daß Wagner für meinen Bruder eine ganz andere Bedeutung hatte, als Fritz für Wagner haben konnte. Als der Meister meinem Bruder begegnete, war er selbst ein alter Mann mit einer sich dem Ende zuneigenden Schaffensbahn, für ihn war also der Fall Nietzsche eine Episode seines späteren Lebens, die keinen Einfluß und keine große Zukunft mehr haben konnte. Aber als mein Bruder Wagner fand, stand er in der Morgenröthe seiner Jugend und Kraft; auf diese Freundschaft warf er den ganzen Glanz der höchsten Verklärung, aus der Gestalt des Meisters hatte er Etwas geschaffen, das weit über alles menschliche Maaß hinausgieng. Nun lag sein Ideal in Trümmern, und jede Handlung Wagner's aus jener Zeit half diese Zerstörung beschleunigen. Was war doch inzwischen geschehen? Zwei leidenschaftlich hochgehaltene Ideale standen sich plötzlich schroff gegenüber; ein das Leben verneinender katholisch-romanischer Parsifal, der das Leben bejahenden, das Leben vergöttlichenden, verklärenden, kraftvollen Reckengestalt des Siegfried! Und dieses letzte Ideal hatte mein Bruder für das Wagnerische gehalten! Welche Täuschung! Ja es war Alles anders gekommen, als er geglaubt hatte. Traurig schreibt er im Juli 1878: „Ich will es nur gestehen, ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christenthum völlig verleidet werden — deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus. Welcher Schrecken über die Restaurations-Strömungen!!"

Der Ton, in dem mein Bruder Wagner's gedachte, war nach dem Artikel in dem Augustheft der Bayreuther Blätter

doch ein etwas anderer als zuvor, aber immer strebte er noch nach Mäßigung und Gerechtigkeit. Damals schrieb er an den Freiherrn von Seydlitz:

„— Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohlthätig und ich verwende meine Emancipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir „der Caricaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr" — ich antwortete: „Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maaße ihrer Bestimmung messen." — Übrigens bin ich vielleicht nicht „dankbarer" als Wagner — und was die Narrheit betrifft —

„Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der „Wagnerianer" regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen

„Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. — Aber thun Sie mir auch die Ehre an, mich nie zu vertheidigen. Mein Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch stolz sein."

Da es mich sehr betrübte, meinen Bruder so leiden zu sehen, und damals weder den tiefsten Grund seines Leidens, noch die Nothwendigkeit einer Trennung von Wagner begriff, so machte ich im Februar 1879 einen schwächlichen Versuch, Wagner und meinen Bruder wieder zu versöhnen. Ich schrieb in diesem Sinne an Cosima; sie beantwortete in der liebevollsten Weise Alles, was mich persönlich betraf, aber über „das Menschliche, Allzumenschliche" war das Urtheil so vernichtend, so eisig, so hoffnungslos, daß ich für die Zukunft jeden Versuch einer Versöhnung aufgab. Ich lasse hier einige Stellen aus ihren Briefen folgen (sie schrieb mir zwei Mal darüber):

„.... Du sprichst von „Mißverständnissen" und „Zuträgereien", Theuerste; diese haben aber nicht stattgefunden, sondern unsererseits Schweigen, tiefstes und wohl unaufhörliches Schweigen. Das Buch Deines Bruders hat mich mit Kummer erfüllt; ich weiß, er war krank, als er alle diese, geistig so sehr unbedeutenden, moralisch so sehr bedauernswerthen Sätze niederschrieb, als er, der Tiefsinnige, mit allem Ernsten oberflächlich umgieng und über Dinge sprach, die er nicht kennt; wollte der Himmel, er

hätte nur so viel Gesundheit gehabt, um dieses traurige Zeugniß seiner Krankheit nicht herauszugeben! Ich habe nur wenig daraus gelesen, weil dieses Wenige mir sagte, daß Dein Bruder es mir einst Dank wissen würde, dieses Werk nicht haben gründlich kennen gelernt. Der Verfasser von „Schopenhauer als Erzieher" verspottet das Christenthum! Und zwar im Tone, wie es ein Jeder thut! Jetzt aber laß uns hierüber schweigen, den Autor dieses Werkes kenne ich nicht, Deinen Bruder aber, der uns so Herrliches gegeben, kenne ich und liebe ich, und das lebt fort in mir."

„.... Den Dünkel ganz unerwähnt lassend, welcher sich durch das Betiteln eines jeden, noch so nichtssagenden Satzes kund giebt, will ich nur bemerken, daß Aphorismen beinahe einem Jeden gelingen, während das Bedeutende eines Buches eben in dem Zusammenhang besteht. Pretentieus und dabei nachlässig ist mir die Sprache erschienen, und erstaunt war ich, solch einen Fehler vorzufinden, wie: man nehme sich in Acht Etwas nicht zu thun, womit der Autor entschieden hat sagen wollen, man nehme sich in Acht es zu thun

„Genug hiervon; beinahe jedem Satz des erwähnten Buches glaube ich Oberflächlichkeit und kindische Sophistik nachweisen zu können, und daß der Autor desselben wirklich meint, der Parsifal könne da sein, um ihn zu widerlegen, ist ein Zeichen dieses Sich-Dünkens, von welchem Goethe spricht, wie auch das ganze Buch ein Zeichen ist, daß der Autor nicht mehr die Kraft hatte sich selbst zu schätzen

„.... Laß uns von dem „Menschlichen" nicht mehr sprechen; dagegen laß mich immer, wenn ich Dir schreibe, Deines Bruders gedenken, der für mich einige der schönsten Blätter geschrieben hat, die ich kenne......

„Du sprichst häufig von der Wahrheit, welcher alle Opfer zu bringen gewesen seien. Aber, Liebste, die Menschen, welche der Menschheit Wahrheiten zu enthüllen hatten, sind im Laufe der Jahrtausende höchst seltene Erscheinungen gewesen, und so sehr der Autor des allzumenschlichen Buches die Verhältnisse zu übersehen scheint, so, glaube ich, wird er selbst doch nicht meinen, Wahrheiten ausgesprochen zu haben; um so weniger, als Alles, was er abgerissen vorbringt, bereits systematisirt ist, und er mit

allen Ansichten (z. B. u. a. auch über die Juden) in ein ganz wohl eingerichtetes Lager sich begiebt. Was ihn dazu drang?... Hier möchte ich wiederum meine physiologische Erklärung zu Hilfe rufen; eine zersetzte Organisation kann die Macht gewisser Empfindungen und Ansichten nicht mehr ertragen, und fühlt sich zum Verrath durch das Unbehagen gedrängt. Das Epitheton edel, welches der Autor gebraucht, ändert nichts an dem Zustand und an der aus ihr entspringenden Unthat. Und daß der Verräther nicht die Kraft des Schweigens hatte und das Bedürfniß fühlte, durch geistig Nichtssagendes, moralisch Bedenkliches seinen inneren Zustand zu documentiren, darauf ist ihm nur: „Oh, Du Armseliger!" mit tiefstem Mitleid zuzurufen. — Die Milde im Leben, von welcher Du, Theuerste, sprichst, scheint mir wenig zu bedeuten zu haben; erstens steht es der Jugend an, welche keine Thaten vollbracht, bescheiden sich zu äußern, zweitens wirst Du diese Milde in dem Lager, worin unser Autor sich befindet, überall antreffen, ja ganz besonders bei den Juden. — Von seinen Werken zu sagen (was höchstens Andere und nach geraumer Zeit sagen könnten), meine Schriften sind Entwickelungsstufen, ist gar seltsam; ungefähr wie wenn Beethoven gesagt hätte: ich schreibe jetzt in meiner dritten Manier. Und daß der Autor selbst nicht recht an das glaubt, was er niederschreibt, sondern nur sich selbst die Einwendungen dagegen nicht vorhalten kann, das leider empfindet man, indem man ihn liest, und das bezeichnete ich als Sophistik, von welcher ich nur wünschte, daß sie glänzender sei, und die Paradoxen Einem den Eindruck des Übermuthes machen könnten; woran man dann noch, wie an manchen Tollheiten des übersprudelnden Geistes, Freude haben könnte. Aber dürftig sein und unwahr, frevelhaft und armselig, das ist traurig und mit diesem Worte des wirklichen Mitleidens schließe ich endlich ab! Möchte der Verrath dem Autor gute Früchte bringen! Wie gesagt, er befindet sich jetzt in der zahlreichsten Gesellschaft, und hat einen sehr kleinen dürftigen Kreis verlassen."

Wer auch nur diese Briefe gelesen hat, empfand mit mir, es war hoffnungslos wieder eine Atmosphäre schaffen oder finden zu wollen, in der sich Wagner und mein Bruder zusammen wohl fühlen konnten. Es war vorüber! Den einzigen Vorwurf,

den ich dabei Wagner mache, ist, daß er meinen Bruder zu leichten Herzens verlor. Man sah es deutlich, Fritz war für ihn nur ein Werkzeug gewesen, sicherlich ein kostbares, geliebtes, mit zarter Schonung behandeltes, aber eben doch — ein Werkzeug, das man missen konnte. Ach! Wagner ahnte nicht, was es für ihn zu bedeuten hatte, einen Nietzsche zu verlieren. Hätte Wagner aber nichts von „hätte" und „wäre". Wagner war Wagner, und Nietzsche war Nietzsche, daran war nichts zu ändern! Ein höheres, ein ehernes Gesetz waltete über diesen Beiden! Mein Bruder hat, als er sich der herrlichen Zeit ihrer Liebe zu einander erinnerte, diesem Gedanken Anfang 1882 in dem Aphorismus „Sternen-Freundschaft" den erhabensten Ausdruck verliehen:

„Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren Jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es gethan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in Einem Hafen und in Einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder, — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns: ebendadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Ebendadurch soll der Gedanke an unsre ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es giebt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Curve und Sternenbahn, in der unsre so verschiednen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsre Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Und so wollen wir an unsre Sternen-Freundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erden-Feinde sein müßten." (Fröhliche Wissenschaft, Aph. 279.)

XVIII. Capitel.

Der Abschied.

Motto: „Vor meinem höchsten Berge stehe ich und vor meiner längsten Wanderung: darum muß ich erst tiefer hinab, als ich jemals stieg:

— tiefer hinab in den Schmerz, als ich jemals stieg, bis hinein in seine schwärzeste Fluth! So will es mein Schicksal: Wohlan! Ich bin bereit.

(Also sprach Zarathustra III.)

So begann Fritz Herbst 1878 das Winter-Semester in Basel noch einmal, hielt seine Collegien und lebte sehr vereinsamt weit draußen, fast schon auf dem Lande, in der Nähe von St. Margarethen. Er verkehrte wohl nur mit Herrn und Frau Professor Overbeck, die auf das liebreichste für ihn sorgten. Aber auch zu ihnen kam er selten, denn er wollte damals so wenig wie möglich mit Menschen zusammen sein: „Ich bin nicht gesund genug, um beständig mit all den heimlichen Gedanken, den unausgesprochenen Widerreden meiner Freunde kämpfen zu können," pflegte er zu sagen. Denn groß sind die Widersprüche des menschlichen Herzens, auch bei einem Philosophen! Fritz ließ seinen Freunden die vollkommenste Freiheit der eigenen Ansichten, ob wir Wagner und Schopenhauer treu bleiben, oder uns der neuen Philosophie zuwenden wollten, aber es kränkte ihn doch, daß uns unsere persönlichen Überzeugungen so fest in dem Banne der alten Anschauungen zurückhielten.

Ich höre jetzt oft, wie junge Leute sich erstaunen, daß mein Bruder, als er sich damals auf seine neue eigene Bahn begab, von seinen Freunden so unverstanden geblieben ist. Sie deuten

an, daß, wenn sie damals erwachsene Menschen gewesen wären, sie gerade für diese Wendung eine ganz andere Fühlung und Werthung gehabt haben würden. Dieser Glaube ist ein rührender aber vollkommener Irrthum; diese jungen verehrenden Leute von heutzutage hätten damals den gleichen Mangel an Verständniß gezeigt. Es scheint, daß jede Zeit ein oder zwei Genies hat, die der höchste Ausdruck des Zeitgeistes (im guten Sinne) sind; alle hochfliegenden, jugendfrischen Geister wenden sich ihnen zu. Die siebziger und achtziger Jahre standen noch unter dem vergröbernden Einfluß, den alle Kriege auf die Völker ausüben; durch das Kriegselend wurde das Mitleid stärker als je entzündet, und durch den berauschenden kriegerischen und politischen Erfolg die Sucht nach allem Berauschenden hervorgerufen; Beides wollte sich in gewissen idealistischen Strömungen ausleben. So gründeten die unphilosophischen Menschen wohlthätige Vereine und feierten kriegerische Feste, die Höhergearteten aber suchten eine Philosophie, eine Kunst, die das gerade zum Ausdruck brachte. War Schopenhauer und Wagner bisher nur in engeren litterarischen und künstlerischen Kreisen verstanden worden, so gewannen sie jetzt auch auf die übrigen Gebildeten großen Einfluß. Diese fanden in den Werken jener Beiden die Befriedigung nicht nur ihrer intellectuellen und künstlerischen, sondern auch ihrer religiösen Bedürfnisse. Der Held, der Heilige, das waren Typen, die wir verstehen konnten und verehren mußten. Es war damals keine Zeitstimmung für meines Bruders Ideenwelt vorhanden; der Kriegs- und Siegeslärm hatte unser geistiges Gehör vergröbert, es war nicht fein genug für Gedanken, „die auf Taubenfüßen kommen.“ Die auserwähltesten Geister standen sämmtlich unter dem Banne der beiden Obengenannten, vor Allem Wagner's, und man begreift jetzt vielleicht, warum der ganze „Fall Wagner“ nichts als eine zornige Klage ist: „Oh dieser alte Räuber, er raubt uns die besten Jünglinge!“ Wagner hypnotisirte mit seinen Idealen (auch der Antisemitismus gehört dazu) die Besten seiner Zeit, und nur diese Besten hätte mein Bruder für seine neuen Gedanken gebrauchen können. Jetzt ist der Bann gebrochen, die jungen hochfliegenden Geister von heutzutage wenden sich neuen Idealen zu, jetzt verehren sie Nietzsche! Ach meine Freunde, von wie Wenigen ist aber dieser Nietzsche

jetzt erst verstanden, wie wenig kann er überhaupt in dieser Zeit verstanden werden; denn er gehört zu den Zeitlosen.

Über sein damaliges Leben schreibt er an den Freiherrn von Seydlitz im November 1878:

„Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, denke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben, wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich muthig, vorwärts, excelsior!"

Er hatte zuerst die Absicht gehabt, jede Woche von Sonnabend bis Montag zu verreisen, aber es wurde nichts daraus, denn die Arbeit an einem neuen Buche nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Anstatt sich am Ende der Woche zü erholen, arbeitete er mit unermüdlichem Eifer an seiner neuen Schrift und fuhr nach Lörrach, wo die ausgezeichnete Freundin, Frau Marie Baumgartner, das neue Manuscript abschrieb. Der Nachbericht zum III. Band der Gesammtausgabe schreibt über die „Vermischten Meinungen und Sprüche":

„Von den beiden Aphorismensammlungen, die den zweiten Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen" ausmachen, stammt Vieles, seiner Conception und ersten Aufzeichnung nach, schon aus dem Sommer und Herbst 1876, sowie dem folgenden Winter. Besonders aus den Sorrentiner Niederschriften (vergl. den Nachbericht zu Band II dieser Gesammtausgabe) ist Vieles benutzt, das im ersten Bande des „Menschlichen, Allzumenschlichen" noch keinen Raum gefunden hatte."

Die nachfolgenden Notizen, den Briefen der Frau Baumgartner entnommen, geben ein Bild seines elenden schmerzhaften Daseins in jenem Winter, aber auch seiner tapferen Gesinnung.

[Basel, 28. October 1878.

„Ach, verehrte Frau, es kam so, wie ich dachte: ein bitterböser Sonntag der Schmerzen nach unserm guten Nachmittag,

welchen Ihre große Güte mir schenkte und meine Gesundheit erlaubte. — Nachträglich will ich doch eingestehen, daß es nach meinem September-Besuch genau dieselbe Sache war: ich mußte meine Ankunft in Zürich abtelegraphiren und lag zu Bett. Sie sehen, wie jämmerlich Ihr Freund daran ist, wie unfrei sein Leib, und warum er so nach Freiheit des Geistes dürsten muß!—"

Basel, 15. November 1878.

(Nach Empfang einiger französischer an ihn gerichteten Gedichte.)

„Über Ihre Dichtungen als Gedichte nur eine Meinung zu haben, wäre ganz und gar von mir unbescheiden. Genug, Sie scheinen mir im Elemente Ihrer Sprache und der kunstvollen Form sich heimisch zu fühlen; im Übrigen weiß wohl ein Gedankendichter wie Herr Prudhomme zu rathen.

„Ihre Dichtungen aber als Wahrheiten betrachtet, die Sie sich und mir sagen: ja — da bedaure ich Sie ebenso sehr als ich mich beglückwünsche. — Denn Sie haben an mir viel, viel weniger gefunden, als Sie erwarteten, und ich weiß jetzt, daß ich unendlich mehr empfangen habe und besitze, als ich verdiene — nämlich eine zuverlässige treue Seele, welche überdies den Ehrgeiz hat, die Treue auf Erden mir gegen alle skeptischen Einflüsterungen zu beweisen.

„So empfinde ich es: thut es Ihnen wehe? — Ich hoffe, nicht.

„Die letzten Bissen des Manuscriptes, die ich Ihnen gestern gab, sind am schwersten zu kauen, es beschämt mich, Sie so zu bemühen. Wissen Sie, daß es seit lange meine Empfindung ist, „ich verdiene alles das nicht, was ich an Liebe und Freundschaft erfahren habe", daß ich mitunter gegen meine Freunde voll Verdruß bin, weil ich ihnen nicht wiedergeben kann. So ist es: geben ist seliger schon als wiedergeben, aber immer nur nehmen, nehmen müssen — das kann nur unselig machen. Zu ändern ist es nicht, hier steht das Fatum vor uns."

Basel, 26. November 1878.

„Herzlichen Dank, verehrte Frau, ich lebe unter lauter Erinnerungszeichen (von Ihnen und an Sie), Blumen, Trauben Zwiebäcken, Abschriften — „und siehe! es war alles sehr gut" — heißt es in der Bibel.

„Donnerstag Abend konnte ich Sie nicht wieder begrüßen, — ein heftiger Anfall, der mir auch den Freitag raubte, kam heran. Seitdem habe ich immer gekränkelt und mit Mühe meine Collegien durchgesetzt. Meine Angehörigen verlangen: Aufhören! Aufgeben! —

„Ich selber warte und warte und bin immer noch geduldig wie ein Esel, weil immer noch voll ein wenig Hoffnung — was am Ende erst recht eine Eselei ist. —"

Basel, 29. December 1878.

„Was für Ferien habe ich, verehrte Frau!

„Vor Schmerz und Erschöpfung halbtodt; die ganze Woche ein Anfall nach dem andern, eine Art von nachträglicher Abzahlung an die erste Hälfte des akademischen Semesters. —

„Nun soll's aber besser gehen, und morgen (Montag) erwarte ich unter günstigeren Bedingungen Ihren lieben Sohn zu sehen. —

„Leopardi steht da in ernster Pracht, aufgespart für gute Sommertage im Gebirge. — Sie wissen doch, daß ich kein „Pessimist" bin, wie er und das „Düstere", wo ich es finde, nur constatire, nicht bejammere. Freilich kommen dabei keine so herrlichen Gedichte zum Vorschein. Dank Ihren Trauben ist es mir möglich, Horaz einmal wörtlich und thätlich zu interpretiren, heute Mittag „pensilis uva secundas et nux ornavit mensas cum duplice ficu".

Basel, 5. Januar 1879.

„Sylvester und Neujahr böse, böse Tage für mich. Jetzt geht die Noth des Semesters wieder an, diese Woche bin ich sehr beschäftigt.

„Manuscript in Schmeitzner's Händen. Peter Gast besorgt wieder die Correctur, wie ich heute durch Schmeitzner erfahre (ich kann es mir nicht besser wünschen und fühle mich erleichtert, Ihnen keine neue Last zumuthen zu müssen). Sie Arme, Gute, haben schon viel zu viel an meiner Noth mitgetragen!"

Es war ein jammervoller Winter, viel schlimmer noch, als diese Notizen sagen. Im März erschienen die „Vermischten Meinungen und Sprüche" und bereiteten meinem Bruder wenig

Freude, denn die Freunde schwiegen entweder oder drückten sich in gewundenen Redensarten aus, immer ausgenommen (gerade wie bei dem I. Bande des „Menschlichen, Allzumenschlichen"): Jacob Burckhardt, Dr. Paul Rée und Peter Gast. Diese äußerten eine aufrichtige Freude und Bewunderung. Der liebenswürdige Brief Jacob Burckhardt's ist noch erhalten. — Ob er wohl gewußt hat, welche Freude er meinem Bruder in seiner Vereinsamung damit bereitete?

Basel, 5. April 1879.

„Ihr Billet trifft mich in einem Augenblick, da ich um meiner bloßen vergnüglichen Erholung willen einen zweitägigen Ausflug antrete, während Sie, lieber und verehrter Freund, so leiden müssen! Möge Ihnen das Clima von Genf wenigstens einige Erleichterung gewähren! Wenn eine bise noire kommen sollte, so flüchten Sie ja in den östlichen Winkel des Sees.

„Den Anhang zu „Menschliches" habe ich durch Herrn Schmeitzner richtig erhalten und mit neuem Staunen über die freie Fülle Ihres Geistes gelesen und durchgenascht. In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiert. Und nun ist in Ihrem Buche gerade auch für so nachlässige Pilger, wie ich bin, nach allen Seiten hin auf das reichlichste gesorgt. Wo ich aber nicht mitkommen kann, sehe ich mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu, wie sicher Sie auf den schwindelnden Felsgraten herumwandeln, und suche mir ein Bild von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite sehen müssen.

„Wie käme es auch Larochefoucauld, Labruyère und Vauvenargues vor, wenn sie im Hades Ihr Buch zu lesen erhielten? und was würde der alte Montaigne sagen? Einstweilen weiß ich eine Anzahl von Sprüchen, um welche zum Beispiel Larochefoucauld Sie ernstlich beneiden würde.

„Mit herzlichem Dank und mit den besten Wünschen für Ihr Wohlbefinden

Der Ihrige

J. Burckhardt."

Was meinen Bruder aber im Winter 1878/79 so besonders einsam und schweigsam machte und jedenfalls die allerungünstigste Wirkung auf seine Gesundheit ausübte, war sein letztes Erlebniß mit Richard Wagner. Fritz konnte in seinem Inneren nicht wieder zur Ruhe kommen, daß sein Ideal zerbrochen war! Der Sommer 1876 hatte ihm die große Enttäuschung über Wagner's Kunst gebracht, jetzt quälte ihn die Enttäuschung über die Größe seines Charakters, und der Kummer, daß ihn ein so ungeheurer Abgrund von dem trennte, den er über Alles geliebt hatte. Das Gefühl, mit Wagner das Einzige verloren zu haben, was er noch verehren konnte, nagte Tag und Nacht an seinem Herzen und an seiner Gesundheit. Viele Jahre später erinnert er sich des tiefen Schmerzes jener Zeit.

„Schon im Sommer 1876, mitten in der Zeit der ersten Festspiele, nahm ich bei mir von Wagner Abschied. Ich vertrage nichts Zweideutiges; seitdem Wagner in Deutschland war, condescendirte er Schritt für Schritt zu Allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus. . . Es war in der That damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen: alsbald schon bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordner verzweifelter décadent, sank plötzlich, hilflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder. — Hat denn kein Deutscher für dies schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — litt? — Genug, mir selbst gab das unerwartete Ereigniß wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte, — und auch jenen nachträglichen Schauder, den Jeder empfindet, der unbewußt durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über einen der Tapfersten davongetragen hatte, müde endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns, — daß ich nunmehr verurtheilt sei, tiefer zu

mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte Niemanden gehabt als Richard Wagner... Ich war immer verurtheilt zu Deutschen...." (Nietzsche contra Wagner.)

Die Osterferien gieng Fritz nach Genf, ohne dort Erholung zu finden. Nach seiner Rückkehr kam eine furchtbare Krisis, Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen mit tagelangem Erbrechen, — es war vorüber mit all seiner Geduld, mit all seinem Lebensmuth!

Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen. Als ich ankam, war ich furchtbar erschrocken, denn mein geliebter Bruder war kaum wiederzuerkennen, ein gebrochener, müder, gealterter Mann streckte mir mit tiefer Bewegung die Hand entgegen. Nie hatte er so ausgesehen: es war sonst für Jedermann immer erstaunlich gewesen, daß Fritz trotz aller Leiden immer noch besser und robuster aussah als viele gesunde Menschen. Daß er in dem vergangenen Winter so besonders von Kräften gekommen war, lag wohl daran, daß er selbst für seine Ernährung gesorgt und sich dafür ein wunderliches Regime zurecht gemacht hatte. Er ahnte nicht, mit welch peinlicher Gewissenhaftigkeit ich während der früheren schlimmen Winter in Basel für seinen armen Magen gesorgt hatte, damit die allgemeine Ernährung in den langen Schmerzenstagen nicht ganz unterbrochen wurde. Die Auswahl, Zubereitung, Temperatur der Speisen hatte ich auf das peinlichste nach den vielfachen Erfahrungen geregelt, nun machte ich mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich dies früher nicht genug hervorgehoben hatte. Wir sahen jetzt ein, daß nur durch diese Sorgsamkeit es möglich gewesen war, die früheren Winter in Basel zu überstehen.

Jetzt aber war es mit allen Basler Plänen zu Ende, Fritz reichte seinen Abschied ein und richtete an die Erziehungsbehörde folgendes Schreiben:

„Der Zustand meiner Gesundheit, dessentwegen ich schon mehrmals mit einem Gesuche mich an Sie wenden mußte, läßt mich auch heute den letzten Schritt thun und die Bitte aussprechen, aus meiner bisherigen Stellung als Lehrer der Universität ausscheiden zu dürfen. Die inzwischen immer mehr ge-

wachsene äußerste Schmerzhaftigkeit meines Kopfes, die immer größere Einbuße an Zeit, welche ich durch mein vieles Kranksein erleide, die von neuem festgestellte erhebliche Abnahme meiner Sehkraft — Alles zusammen ist jetzt auf den Punkt gekommen, wo ich meinen Pflichten nicht mehr genügen, ihnen überhaupt nicht mehr nachkommen kann, nachdem ich schon in den letzten Jahren mir manche Unregelmäßigkeit in der Erfüllung dieser Pflichten, jedesmal zu meinem größten Leidwesen, nachsehen mußte. Es würde zum Nachtheile unsrer Universität und der philologischen Studien ausschlagen, wenn ich noch länger eine Stellung bekleiden müßte, der ich jetzt nicht mehr gewachsen bin: auch habe ich keine Aussicht mehr, in kürzerer Zeit auf eine Besserung in dem chronisch gewordenen Zustand meines Kopfleidens rechnen zu dürfen, da ich nun seit Jahren Versuche über Versuche zu seiner Beseitigung gemacht und mein Leben auf das strengste danach geregelt habe, mit Entsagungen jeder Art — umsonst, wie ich mir jetzt eingestehen muß, so daß ich überhaupt den Glauben verloren habe, meinen Leiden noch lange Widerstand leisten zu können. So bleibt mir nur übrig, mit tiefem Bedauern den Wunsch meiner Entlassung und zugleich meinen Dank für die vielen Beweise von wohlwollender Nachsicht auszusprechen, welche die hohe Behörde mir vom Tage meiner Berufung bis heute gegeben hat."

Der Abschied wurde ihm bewilligt (mit einer Pension von 3000 Frs.); leider ist das Document nicht mehr aufzufinden, da ich es damals aus den Händen gegeben habe. Es drückt den wärmsten Dank der Behörden in den ehrenvollsten, beinahe ergreifend zu nennenden Wendungen aus.

Fritz war zehn Jahre lang Professor an der Universität Basel gewesen und hatte während dieser Zeit folgende Vorlesungen gehalten:

Sommer-Semester 1869.

Erklärung der Fragmente der griechischen Lyriker, vierstündig.
Äschylus, Choephoren, dreistündig.
Philologisches Seminar: Interpretation griechischer Lyriker.

Winter-Semester 1869/70.

Lateinische Grammatik, vierstündig.

Die vorplatonischen Philosophen mit Interpretation ausgewählter Fragmente, zweistündig.
Im Seminar: Hesiod's Werke und Tage.

Sommer-Semester 1870.

Sophokles Oedipus rex, dreistündig.
Die Werke und Tage Hesiod's, dreistündig.
Im Seminar: Cicero's Academica, einstündig.

Winter-Semester 1870/71.

Geschichte des griechischen Epos, dreistündig.
Griechische Metrik, dreistündig.
Im Seminar: Quintilian's erstes Buch.

Sommer-Semester 1871.

Einleitung in das Studium der classischen Philologie, dreistündig.
Quintilian, erstes Buch, dreistündig.
Im Seminar: Sophokles Oedipus rex, einstündig.

Winter-Semester 1871/72.

Einleitung in das Studium der platonischen Dialoge, dreistündig.
Dialogus de oratoribus, zweistündig.
Übungen in lateinischer Epigraphik, einstündig.
Im Seminar: Hesiod.

Sommer-Semester 1872.

Interpretation der Choephoren des Äschylus, dreistündig.
Die vorplatonischen Philosophen, dreistündig.
Im philologischen Seminar: Theognis.

Winter-Semester 1872/73.

Die Rhetorik der Griechen und Römer, dreistündig.

Sommer-Semester 1873.

Die älteren griechischen Philosophen bis Plato, mit Interpretation ausgewählter Fragmente, dreistündig.
Hesiod's Werke und Tage, dreistündig.
Im Seminar: Theognis.

Winter-Semester 1873/74.

Ueber Plato's Leben und Schriften, dreistündig.
Im philologischen Seminar ein griechischer Dichter.

Sommer-Semester 1874.

Darstellung der antiken Rhetorik, dreistündig.
Die Choephoren des Äschylus, dreistündig.
Im philologischen Seminar: Sappho.

Winter-Semester 1874/75.

Geschichte der griechischen Litteratur, erster Theil, dreistündig.
Erklärung von Aristoteles Rhetorik, dreistündig.
Im philologischen Seminar: Oedipus rex.

Sommer-Semester 1875.

Geschichte der griechischen Litteratur, zweiter Theil, dreistündig.
Die Rhetorik des Aristoteles, Fortsetzung, dreistündig.
Im philologischen Seminar: kritische Übungen in Bezug auf die Geschichte der griechischen Litteratur, einstündig.

Winter-Semester 1875/76.

Alterthümer des religiösen Cultus der Griechen, dreistündig.
Geschichte der griechischen Litteratur, Schluß, ein- bis zweistündig.
Im philologischen Seminar: Laertius Diogenes, einstündig.

Sommer-Semester 1876.

Die vorplatonischen Philosophen, dreistündig.
Ueber Platon's Leben und Lehre, ein- bis zweistündig.
Im philologischen Seminar: Hesiod.

Winter-Semester 1876/77.

Beurlaubt.

Sommer-Semester 1877.

Beurlaubt.

Winter-Semester 1877/78.

Äschylus Choephoren, dreistündig.
Die Rhetorik des Aristoteles, zweistündig.
Im philologischen Seminar: Griechische Elegiker, einstündig.

Sommer-Semester 1878.

Hesiod's Werke und Tage, dreistündig.
Platon's Apologie des Sokrates, zweistündig.
Im Seminar: Äschylus Choephoren, Fortsetzung, einstündig.

Winter-Semester 1878/79.

Ausgewählte Fragmente der griechischen Lyriker, dreistündig.
Thukydides, zweistündig.
Im philologischen Seminar: Platon's Phädon, einstündig.

Es wäre besser gewesen, wenn sich Fritz schon viel früher entschlossen hätte, von Basel fortzugehen; die letzten Jahre waren eine nutzlose Vergeudung von Kräften gewesen. Aber wie ich schon früher erwähnte: Alles im Leben meines Bruders entwickelte sich langsam, am langsamsten der Glaube an sich selbst und an seine höchste Bestimmung. Als wir jüngst im Nietzsche-Archiv in Guyau's „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction" blätterten, fiel uns eine von meinem Bruder stark angestrichene Stelle in die Augen: „Supposons par exemple un artiste qui sent en lui le génie et qui s'est trouvé condamné toute sa vie à un travail manuel; ce sentiment d'une existence perdue, d'une tâche non remplie, d'un idéal non realisé, le poursuivra, obsédera sa sensibilité à peu près de la même manière que la conscience d'une défaillance morale." Dazu macht mein Bruder folgende melancholische Randbemerkung: „So war meine eigene Existenz in Basel."

Wie ergreifend, mit dem ganzen amor fati seines späteren Lebens, mein Bruder auf jene jammervolle Schmerzenszeit sammt den Veränderungen, die sie hervorrief, zurückblickte, können wir aus folgender Aufzeichnung vom Herbst 1888 ersehen:

„Damals entschied sich mein Instinct unerbittlich gegen ein noch längeres Nachgeben, Mitgehn, Mich-selbst-verwechseln. Jede Art Leben, die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armuth, — Alles schien mir jener unwürdigen „Selbstlosigkeit" vorziehenswerth, in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus Jugend gerathen war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem „Pflichtgefühl", hängen geblieben war. — Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit, jene schlimme Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hilfe, — im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit löste mich langsam heraus: sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewaltthätigen und anstößigen Schritt. Ich habe kein Wohlwollen damals eingebüßt und viel

noch hinzugewonnen. Die Krankheit gab mir insgleichen ein Recht zu einer vollkommnen Umkehr aller meiner Gewohnheiten; sie erlaubte, sie gebot mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der Nöthigung zum Stillliegen, zum Müßiggang, zum Warten und Geduldigsein. — Aber das heißt ja denken! — Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, auf deutsch „Philologie": ich war vom „Buch" erlöst, ich las jahrelang Nichts mehr — die größte Wohlthat, die ich mir je erwiesen habe! — Jenes unterste Selbst, gleichsam verschüttet, gleichsam still geworden unter einem beständigen Hören-Müssen auf andre Selbste (— und das heißt ja lesen!) erwachte langsam, schüchtern, zweifelhaft, — aber endlich redete es wieder. Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die „Morgenröthe" oder etwa den „Wanderer und seinen Schatten" sich anzusehn, um zu begreifen, was diese „Rückkehr zu mir" war: eine höchste Art von Genesung selbst! — Die andre folgte blos daraus." —

Es war aber damals an Besserung oder Genesung nicht zu denken, Fritz hatte den Glauben daran ganz verloren. Die Schmerzen waren deshalb so besonders quälend, weil sie am Tag nie durch irgendwelche Betäubung und Nachts nur durch wenige Stunden Schlaf unterbrochen wurden. Sein Geist arbeitete trotz der Schmerzen immer weiter.

In den oben erwähnten Aufzeichnungen schildert er den Zustand seiner schlimmsten Krankheitsjahre 1879—80: „Mitten in Martern, die ein ununterbrochner dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, — besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Decadence-Symptome betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. — Alle krankhaften Störungen des Intellects, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte."

Wir blieben nach meiner Ankunft nur noch einen Tag in Basel, an welchem mir Fritz die Anweisung gab, wie ich mit seiner Bibliothek und seinen Manuscripten verfahren sollte. Einen Theil seiner Bücher hatte er bereits verschenkt und verkauft, aber die Hauptmasse seiner Bibliothek war noch vorhanden und sollte in Kisten eingepackt bei Freunden eingestellt werden, mit Ausnahme von zwei gefüllten Koffern, die er auf die Reise mitnehmen wollte. Ganz schrecklich war mir, was er über seine Manuscripte bestimmte! Er hatte die Gewohnheit, alle Vorarbeiten zu seinen Schriften in feste Hefte zu schreiben; von diesen hatte er nun zwei Haufen gemacht, der eine sollte eingepackt, der andere verbrannt werden. „Was soll ich noch mit diesen Heften, ich bin nächstens entweder blind oder todt," meinte Fritz (während der schlimmen Leidenszeit war die Sehkraft auf ein Minimum herabgesunken). Diese Bücher mit seiner lieben Handschrift verbrennen zu sollen, war mir ein schrecklicher Gedanke. „Fritz," sagte ich zögernd, „wie kann man denn diese festen Hefte verbrennen?" „Mit den Deckeln geht es natürlich nicht," sagte Fritz, nahm ein Federmesser und schnitt innen die Bänder durch, die das Heft mit dem Deckel verbanden. Zum Glück hatte er eines der Hefte ergriffen, in dem Etwas stand, von dem er zuvor gesagt hatte, daß es aufbewahrt werden sollte. „Siehst Du, Fritz, da wäre nun gleich etwas Falsches verbrannt worden", meinte ich, „laß mich das Ganze erst noch einmal aussuchen." „Meinetwegen," sagte Fritz, „aber schaff mir das Zeug weg, daß ich es nicht wieder sehe, laß es einstampfen oder verbrennen, ich überlasse Alles Deiner Liebe und Klugheit." So blieb vor der Hand Alles, wie es war: es wurde bestimmt, daß ich nach einigen Wochen nach Basel zurückkehren sollte, um die Möbel zu verkaufen und alle seine Angelegenheiten endgiltig zu ordnen. Der Haufen Schriften, den mein Bruder damals zum Verbrennen bestimmt hatte, ist bis auf sieben Druckbogen der Inhalt des neunten und zehnten Bandes der Gesammtausgabe. Mein Bruder hatte in dem Reichthum seines Geistes keine Ahnung mehr, was für kostbare Schätze darin verborgen waren, welche Fülle von Gedanken, von ihm vergessen, darin aufgespeichert lag. Als ich in Basel seine Angelegenheiten in Ordnung brachte, packte ich diese Schriften

in meinen Koffer, schickte sie nach Naumburg und ließ sie in der That auf lange Jahre vor seinen Augen verschwinden. Schon früher hatte ich Einiges, was er zum Verbrennen bestimmt hatte, aufgehoben und mir daraus eine Sammlung gemacht. Dieser Sammlung wurden nun auch diese Schriften noch einverleibt, sie gehören zu ihrem werthvollsten Bestand. —

Wir reisten von Basel nach Schloß Bremgarten bei Bern, wo wir uns ungefähr drei Wochen aufhielten. Die ganze Zeit ist mir in ihrer unendlichen Schwermuth unvergeßlich geblieben. Das Schloß hat in der Nähe schöne ausgedehnte Waldungen und einen Garten mit alten riesengroßen Bäumen, der hoch über der Aar gelegen, wie eine Halbinsel von ihr umrauscht wird. Der schlimmste Krankheitszustand nahm mit dem Verlassen von Basel ein Ende, aber Fritz war immer in der Erwartung, daß er wiederkehren könnte, dazu halbblind und so erschöpft, daß wir gar nicht aufzuathmen wagten; trotzdem wanderten wir viel umher. Schloß Bremgarten hatte eine außerordentlich malerische Umgebung, und ich sehe noch den rührenden Blick, mit dem mein Bruder oft auf die herrlichen Landschaftsbilder schaute, als ob er für immer Abschied nähme. Eines Abends ruhten wir auf einem Hochplateau aus, es war ein öder, weiter Raum mit dunkeln Tannen umsäumt, die sich scharf gegen den kalten blauen Himmel abhoben. Eine Raubvogelversammlung schien auf den hohen Bäumen stattzufinden; wie sie mit gellen heiseren Schreien kamen und wieder davonflogen, und wie sich dann die seltsame lautlose Stille und Öde rings herum ausbreitete und die kühle Abendluft Einen erschauern ließ — da überfiel uns der Eindruck einer grenzenlosen Verlassenheit, man war wie von allem Lebenden abgeschieden, wie auf einer Stätte des Todes, von der selbst die Raubvögel mit höhnischem Geschrei flohen. „Lisbeth,“ sagte mein Bruder feierlich, „versprich mir, wenn ich sterben sollte, daß nur die Freunde um meinen Sarg stehen, kein neugieriges Volk, laß, wenn ich mich nicht mehr dagegen wehren kann, keinen Priester und Niemanden an meinem Sarge Unwahrheiten sagen, laß mich als einen redlichen Heiden ohne Lügen in's Grab legen.“ Ich hob die Hand wie zum Schwure und versprach es. —

Nach drei Wochen war Fritz wieder etwas gekräftigt; das

deutlichste Anzeichen von Besserung war, daß wir wieder begannen, allerhand Pläne zu machen. Ich dachte damals, es würde das Beste sein, wenn er den Winter zu uns nach Naumburg käme, da es ziemlich schwer fiel, einen Ort zu finden, wo Jemand, der ihm vertraut und angenehm war, zum Vorlesen und Schreiben Zeit hatte. Zunächst trat er aber seine Sommerreise an, zuerst nach Zürich, wo eine liebe mütterliche Freundin ihn vierzehn Tage pflegte und aufheiterte. Von dort gieng er nach Wiesen und Ende Juni nach St. Moritz im Oberengadin. Zum ersten Male leuchteten der Glanz des Engadiner Himmels, die edlen heroischen Linien seiner Landschaft, die ganze Farbenpracht seiner Seeen und seiner blüthenübersäten Wiesen und Abhänge in seine Leidenszeit hinein. Wie tief er davon entzückt war, wie er sich dieser Umgebung innigst verwandt fühlte, sagen zwei Aphorismen aus dem Büchlein, das er damals dort schrieb und welches die ganze Höhenluft seiner Stimmung aufgenommen hat, es ist: „der Wanderer und sein Schatten". Die Aphorismen lauten:

„Doppelgängerei der Natur. — In mancher Natur-Gegend entdecken wir uns selber wieder, mit angenehmem Grausen, es ist die schönste Doppelgängerei. — Wie glücklich muß der sein können, welcher jene Empfindung gerade hier hat, in dieser beständigen sonnigen Octoberluft, in diesem schalkhaft glücklichen Spielen des Windzugs von früh bis Abend, in dieser reinsten Helle und mäßigsten Kühle, in dem gesammten anmuthig ernsten Hügel-, Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimath aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: — wie glücklich der, welcher sagen kann: „es giebt gewiß viel Größeres und Schöneres in der Natur, dies aber ist mir innig und vertraut, blutsverwandt, ja noch mehr." —

„Et in Arcadia ego. — Ich sah hinunter, über Hügel-Wellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und alterernste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Heerde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen

ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andre näher, dunkler; Alles in Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Heerde war in den weißen schäumenden Bach getreten und gieng langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach: so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felsenhänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend, — Alles groß, still und hell. Die gesammte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung; unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehnendes, Unzufriednes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man mußte wie Poussin und seine Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch. — Und so haben einzelne Menschen auch gelebt, so sich dauernd in der Welt und die Welt in sich gefühlt, und unter ihnen einer der größten Menschen, der Erfinder einer heroisch-idyllischen Art zu philosophiren: Epikur."

Fritz pflegte später zu sagen: „der Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben." Es erfüllten ihn wieder heitere dem Leben zugewandte Empfindungen, was man auch aus seinen damaligen harmlos kindlichen Briefen vom Juli 1879 sieht.

„Geliebte Schwester!

„Heute morgen wollte ich das Geburtstagsbriefchen schreiben — und siehe, da kommt das Kästchen, und ich bin's, der zu Deinem Geburtstag beschenkt wird! Das ist sehr drollig! Ich denke es einmal wieder gut zu machen, laß mich nur erst etwas mehr hier zu Hause sein. Bis jetzt weiß ich gar nicht, was man hier haben kann. — Also heute nichts als sehr gute treue Wünsche und noch viel mehr Dank für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, meine liebe Schwester. Du hast mir geholfen, wie nur eine sehr brave Schwester helfen kann. — Und heute wieder, Alles wie ausgesucht nach meinem Herzen, bis zu dem Waschlappen, da ich Dich um einen bitten wollte. Mir

sind die brown college so gemüthlich, könnte man so Etwas von Gerste nicht selber einmal backen? Hier sind alle Bäckersachen unbändig theuer. Überhaupt Höhenpreise Trotzdem, St. Moritz ist das Rechte für mich. Ich bin viel krank, habe vier Tage schon zu Bett gelegen, und jeder Tag hat seine Elendsgeschichte — und trotzdem! Ich halte es besser aus, als irgendwo. Mir ist, als hätte ich lange lange gesucht und endlich gefunden.

„An Besserung denke ich gar nicht mehr, geschweige denn an Genesung. Aber aushalten-können ist sehr viel, Du weißt, was ich meine“

Er war nun auch zu dem Entschluß gekommen, den Herbst nach Naumburg zu gehen. In der Nähe von unsrer Mutter Haus befand sich auf dem alten Stadtwall ein ehemaliger Befestigungsthurm mit großem Garten. Dieses Grundstück gehörte der Stadt und wir hatten uns mit einander ausgedacht, daß sich Fritz diesen Thurm mit Garten miethen, dort wohnen und um sich körperlich zu bewegen, etwas Gärtnerei betreiben sollte. Als er sich nun wohler fühlte, fand er diesen Plan sehr angenehm und schreibt deshalb eifrig an unsre Mutter, die sich nach den näheren Bedingungen erkundigt hatte.

„Montag Vormittag.

„Meine liebe gute Mutter, eben wollte ich schreiben und Dich bitten, doch ja in Erfahrung zu bringen, wann der Termin abläuft. Da kommt, sehr zur guten Stunde, Dein lieber Brief. Also: ich verpflichte mich förmlich, auf 6 Jahre 17½ Thlr. (oder, wenn der ganze Zwinger zu erhalten ist, das doppelte) jährlich zu zahlen. Aber das Thurmzimmer muß ich haben. Der Gemüsebau entspricht ganz meinen Wünschen und ist auch eines zukünftigen „Weisen“ keineswegs unwürdig. Du weißt, daß ich zu einer einfachen und natürlichen Lebensweise hinneige, ich bestärke mich immer mehr darin, es giebt auch für meine Gesundheit kein anderes Heil. Eine wirkliche Arbeit, welche Zeit kostet und Mühe macht, ohne den Kopf anzustrengen, thut mir noth. Hat nicht mein Vater gemeint, ich würde einst wohl ein Gärtner werden? Freilich bin ich ganz unerfahren, doch sonst nicht dumm, und Du wirst mich zuerst etwas anstellen müssen.

„St. Moritz ist der einzige Ort, der mir entschieden wohlthut — täglich, bei gutem und schlechtem Wetter, bin ich dieser Luft dankbar. Da wird nun noch manchmal die Reise hierher gemacht werden, das sehe ich voraus. Aber vor Mitte Juni ist es ganz unräthlich, zu kommen, und man bleibt sehr lange, wenn man bis Mitte September aushält. Wie vereinigt sich das mit den Gärtner-Pflichten? Was meinst Du? (Was für Obst giebt es im Zwinger?) Für die Gartenarbeit bliebe April, Mai, Juni bis zu Mitte und von Ende September bis November — das sind, wie mir scheint, die Monate der wichtigsten Arbeiten

„Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige, (Milch, Eier, Zunge, Pflaumen, getrocknete, Brod und Zwieback,) völlig in Ordnung. Ich war noch in keinem Hotel oder Restaurant. — Die Augen machen mir große Sorge, sie allein machen keine Fortschritte, (was ja leider, nach dem Urtheil der 3 Autoritäten,) auch gar nicht möglich ist. — Wird Jemand in Naumburg zu finden sein, der mir zu einer bestimmten Stunde täglich vorliest oder nachschreibt?

Mit dem herzlichsten Danke

Dein Sohn.

„(Mir graut vor dem nächsten Winter, nach den Erfahrungen der letzten.)"

Im September trafen Fritz und ich in Chur zusammen, ich war im höchsten Grade erstaunt, wie wundervoll er sich erholt hatte. Er war so frisch und elastisch, hatte eine so gesunde Gesichtsfarbe und seine stramme stattliche Haltung wiedergewonnen, daß ich meinem Erstaunen und Glück gar nicht genug Worte verleihen konnte. Dabei kam es heraus, daß er sich seit Monaten nicht im Spiegel gesehen hatte: er war nun selbst ganz überrascht, sich in seinem Aussehen so verändert zu haben. Dazu fühlte er sich in jenen Tagen ganz besonders wohl, kurzum wir wurden von einem seligen Ahnen erfüllt, er könnte wieder ganz gesund werden. Es waren schöne Tage, die wir in diesem Glauben verlebten! Leider konnte ich ihn nicht nach Naumburg begleiten, da ich auf eine seltsame Weise in Graubünden festgehalten wurde. Ich war zu Besuch bei einer älteren mir befreundeten Dame, die früher gemüthskrank ge-

wesen war und nun eine so leidenschaftliche Zuneigung zu mir gefaßt hatte, daß sie behauptete, sie würde, wenn ich sie verließe, gleich wieder krank werden. Da mein Bruder in Naumburg in die gute Pflege unserer Mutter kam, so konnte ich ihren Wunsch erfüllen. Im Anfang schrieb Fritz recht vergnügt über seinen Aufenthalt in Naumburg und daß das neue Buch „Der Wanderer und sein Schatten" nächstens im Druck erscheinen würde. Doch schrieb er nach kaum 14 Tagen, daß er Thurm und Garten so bald wie möglich wieder los zu werden suche, da die Gärtnerei bei seinen schlechten Augen nur angreifend sei und er überhaupt nicht glaube, daß er es längere Zeit im Norden aushalten könne.

Als der Winter gekommen war, fieng auch das alte Elend wieder an; das ganze Jahr von Januar 1879 bis Januar 1880 ist das Schlimmste, was Fritz an Leiden und Schmerzen erlebt hat. Einmal schreibt er: „Es liegt eine schwere, schwere Last auf mir. Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage" — und in seinen Lebenserinnerungen (1888) sagt er über jene Zeit:

„Im sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritt weit vor mich zu sehen. Damals — es war 1879 — legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum; „Der Wanderer und sein Schatten" entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten."

Das letztgenannte Buch erschien gegen Weihnachten 1879 und erregte diesmal unter den alten Freunden (Wagners, die seit dem ersten Band von „Menschliches Allzumenschliches" Nichts mehr von Fritz lasen, natürlich ausgenommen) wieder warmes Entzücken. Rohde gab zuerst diesen Empfindungen Ausdruck und bereitete meinem Bruder dadurch innige Freude. Fritz schreibt:

„Habe Dank, theurer Freund! Deine alte Liebe, neu besiegelt — das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescherung. Selten ist mir's so gut gegangen: gewöhnlich war das

persönliche Schlußergebniß eines Buches für mich, daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht). Ich kenne das Gefühl der freudelosen Vereinsamung recht gut, das herrliche Zeugniß deiner Treue hat mich ganz erschüttert. Mein Zustand ist jetzt wieder zum Entsetzen, die Thierquälerei abscheulich — sustineo, abstineo, und wundere mich selber darüber.

Von Herzen Dein F. N."

Die Schmerzen erreichten allmählich eine solche Höhe, wie nie zuvor, und jetzt hatte er doch keinen Beruf zu erfüllen, auch kein Buch zu schreiben. Er verlor alle Geduld, außer sich schrieb er über den ganzen Aufenthalt im Norden, (seitdem faßte er einen tiefen Widerwillen gegen Naumburg,) er war verzweifelt, hoffnungslos. Früher hatte er immer gesagt, „ich darf noch nicht sterben, ich habe noch zu viel zu thun," zum ersten Mal ergriff ihn eine heftige Todessehnsucht, denn die Qual war zu groß. Er nahm von Allen, die er liebte, Abschied, auch von Fräulein von Meysenbug:

„Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen — und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie merken, daß ich darauf stolz bin; in der That, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eignen Hilfsquellen entdecken lassen.) Ich glaube mein Lebenswerk gethan zu haben, freilich wie Einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Öles für Viele ausgegossen habe, und daß ich Vielen zur Selbst-Erhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe. Dies schreibe ich Ihnen nachträglich, es sollte eigentlich bei der Vollendung meiner „Menschlichkeit" ausgesprochen werden. Kein Schmerz hat vermocht und soll

vermögen, mich zu einem falschen Zeugniß über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.

„Zu wem dürfte ich dies Alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube — aber es ist unbescheiden, es zu sagen? — daß unser Charakter viele Ähnlichkeiten hat. Zum Beispiel: wir sind Beide muthig, und weder Noth noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen, abdrängen. Auch haben wir Beide in uns und von uns Manches erlebt, dessen Leuchten Wenige der Gegenwärtigen gesehen haben — wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidene Opfer, nicht wahr? — —

„Hören Sie Gutes von Wagner's? Es sind drei Jahre, daß ich Nichts von ihnen erfahre: die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß Wagner von dem Augenblicke an, wo er die Kluft unsrer Bestrebungen merken würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Man hat mir erzählt, daß er gegen mich schriebe. Möge er damit fortfahren: es muß die Wahrheit auf jede Art an's Licht kommen! Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbstständigkeit. Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin. — Aber zu allem Verkehren und gar zu einem Wiederanknüpfen bin ich ganz untauglich. Es ist zu spät.

„Ihnen, meine liebe, schwesterlich verehrte Freundin, der Gruß eines jungen Alten, der dem Leben nicht gram ist, ob er gleich nach dem Ende verlangen muß.

Naumburg, den 14. Januar 1880. Friedrich Nietzsche."

Aber nein! Es gieng noch nicht zu Ende! Mit ungeheurer Energie raffte sich Fritz empor, er verließ den düsteren, niederdrückenden Norden, er eilte dem Süden, der Besserung, und den höchsten Werken seiner Schaffenskraft entgegen. Er begann einen leidenschaftlichen Kampf mit der Krankheit und dem grausamen Schicksal, das ihn zu vernichten drohte, — neun Jahre hat er ihm noch abgerungen, neun Jahre voll von dem Glück des Schaffenden! Oh wie dankbar müssen wir sein, denn während dieser Zeit war es ihm möglich, sein höchstes Ideal aufzustellen und uns zu zeigen, was er wirklich war, nämlich

eines jener ungeheuren Wesen, einer der großen Philosophen, die in ihrer Wirkung unermeßlich sind, da sie der Menschheit ein neues Ziel geben.

Wie er gerungen hat, um mit dieser Aufgabe nicht allzu-früh zu Grunde zu gehen, wie er sich und sein Schicksal selbst in die Hand nahm, um gesund zu werden, mit welcher heiteren Tapferkeit er kämpfte, um stark genug zu sein, an seinem ungeheuren Lebenswerk arbeiten zu können — das wird uns sein späteres Leben erzählen.

Wie er aber selbst seine Leidenszeit sich zum Besten wandte, wie er ein Glück des Genesenden kannte, das dem Immer-gesunden verborgen bleibt, das schildert er im Herbst 1888 in seinen Lebenserinnerungen:

„Abgerechnet nämlich, daß ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter Anderem, daß ich instinctiv gegen die schlimmen Zustände immer die rechten Mittel wählte: während der décadent an sich immer die ihm nachtheiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Specialität war ich décadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verräth die unbedingte Instinct-Gewißheit darüber, was damals vor Allem noth that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben — ist, daß man im Grunde gesund ist. Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches Stimulans zum Leben, zum Mehr-leben sein. So in der That erscheint mir jetzt jene lange Krankheitszeit: ich entdeckte das Leben gleichsam neu, mich selber eingerechnet, ich schmeckte alle guten und selbst kleinen Dinge, wie sie Andre nicht leicht schmecken könnten, — ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum Leben, meine Philosophie. — Denn man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein: der Instinct der Selbst-Wiederherstellung verbot mir eine Philo-

sophie der Armuth und Entmuthigung. — Und woran erkennt man im Grunde die Wohlgerathenheit? Daß ein wohlgerathener Mensch unsern Sinnen wohlthut: daß er aus einem Holze geschnitzt ist, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist. Ihm schmeckt nur, was ihm zuträglich ist: sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maaß des Zuträglichen überschritten wird. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vortheil aus, was ihn nicht umbringt, macht ihn stärker. Er sammelt instinctiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, seine Summe: er ist ein auswählendes Princip, er läßt Viel durchfallen. Er ist immer in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er wählt, indem er zuläßt, indem er vertraut. Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm angezüchtet haben, — er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzugehn. Er glaubt weder an „Unglück", noch an „Schuld": er wird fertig, mit sich, mit Anderen, er weiß zu vergessen, — er ist stark genug, daß ihm Alles zum Besten gereichen muß. — Wohlan, ich bin das Gegenstück eines décadent: denn ich beschrieb eben mich."

Und so begannen die Jahre der einsamsten Wanderung, Jahre voller Gefahren, Beschwerden, Schmerzen und Krankheit („denn eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutete bei mir Genesung"), aber auch reich an Entzückungen und voll des höchsten verborgenen Glückes! Mit hymnischen Worten redet seine innere Seligkeit zu uns:

„Oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Licht-Abgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden.

In deine Höhe mich zu werfen — das ist meine Tiefe! In deine Reinheit mich zu bergen — das ist meine Unschuld!

Den Gott verhüllt seine Schönheit: so verbirgst du deine Sterne. Du redest nicht: so kündest du mir deine Weisheit.

Stumm über brausendem Meere bist du heute mir aufgegangen, deine Liebe und deine Scham redet Offenbarung zu meiner brausenden Seele.

Daß du schön zu mir kamst, verhüllt in deine Schönheit, daß du stumm zu mir sprichst, offenbar in deiner Weisheit:

Oh wie erriethe ich nicht alles Schamhafte deiner Seele! Vor der Sonne kamst du zu mir, dem Einsamsten.

Wir sind Freunde von Anbeginn: uns ist Gram und Grauen und Grund gemeinsam; noch die Sonne ist uns gemeinsam.

Wir reden nicht zu einander, weil wir zu Vieles wissen —: wir schweigen uns an, wir lächeln uns unser Wissen zu.

Bist du nicht das Licht zu meinem Feuer? Hast du nicht die Schwester-Seele zu meiner Einsicht?

Zusammen lernten wir Alles; zusammen lernten wir über uns zu uns selber aufsteigen und wolkenlos lächeln: —

— wolkenlos hinab lächeln aus lichten Augen und aus meilenweiter Ferne, wenn unter uns Zwang und Zweck und Schuld wie Regen dampfen.

Und wanderte ich allein: wes hungerte meine Seele in Nächten und Irr-Pfaden? Und stieg ich Berge, wen suchte ich je, wenn nicht dich, auf Bergen?

Und all mein Wandern und Bergsteigen: eine Noth war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: — fliegen allein will mein ganzer Wille, in dich hinein fliegen!

Und wen haßte ich mehr, als ziehende Wolken und Alles, was dich befleckt? Und meinen eignen Haß haßte ich noch, weil er dich befleckte!

Den ziehenden Wolken bin ich gram, diesen schleichenden Raub-Katzen: sie nehmen dir und mir, was uns gemein ist, — das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-sagen.

Diesen Mittlern und Mischern sind wir gram, den ziehenden Wolken: diesen Halb- und Halben, welche weder segnen lernten, noch von Grund aus fluchen.

Lieber will ich noch unter verschlossnem Himmel in der Tonne sitzen, lieber ohne Himmel im Abgrund sitzen, als dich, Licht-Himmel, mit Zieh-Wolken befleckt sehn!

Und oft gelüstete mich, sie mit zackichten Blitz-Golddrähten festzuheften, daß ich, gleich dem Donner, auf ihrem Kessel-Bauche die Pauke schlüge: —

— ein zorniger Paukenschläger, weil sie mir dein Ja! und

Amen! rauben, du Himmel über mir, du Reiner! Lichter! Du Licht-Abgrund! — weil sie dir mein Ja! und Amen! rauben.

Denn lieber noch will ich Lärm und Donner und Wetter-Flüche, als diese bedächtige zweifelnde Katzenruhe; und auch unter Menschen hasse ich am besten alle Leisetreter und Halb- und Halben und zweifelnde, zögernde Zieh-Wolken.

Und „wer nicht segnen kann, der soll fluchen lernen!" — diese helle Lehre fiel mir aus hellem Himmel, dieser Stern steht auch noch in schwarzen Nächten an meinem Himmel.

Ich aber bin ein Segnender und ein Ja-sager, wenn du nur um mich bist, du Reiner! Lichter! Du Licht-Abgrund! — in alle Abgründe trage ich da noch mein segnendes Ja-sagen.

Zum Segnenden bin ich worden und zum Ja-sagenden: und dazu rang ich lange und war ein Ringer, daß ich einst die Hände frei bekäme zum Segnen.

Das aber ist mein Segnen: über jedwedem Ding als sein eigener Himmel stehn, als sein rundes Dach, seine azurne Glocke und ewige Sicherheit: und selig ist, wer also segnet!"

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Das Leben Friedrich Nietzsche's.

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Erster Band. VIII und 369 Seiten mit 2 Lichtdruckporträts, Abbildung des Geburtshauses, Schrift- und Notenfacsimiles und einer Notenbeilage.

Preis broschirt 9 Mark, gebunden 11 Mark.

Der erste Band der Biographie umfaßt die Jahre von 1844 bis 1869, begleitet mithin Nietzsche's Lebensgang von der Geburt bis zur Berufung nach Basel. Für den angegebenen Zeitraum existirt der Schriftsteller Nietzsche noch nicht, wenn man von einigen im „Rheinischen Museum" 2c. veröffentlichten philologischen Abhandlungen absieht; und doch konnte bereits dieser I. Band auf mehr als 200 Seiten mit der Wiedergabe einiger, noch unveröffentlichter Niederschriften Nietzsche's bereichert werden, z. B. mit verschiedenen Ansätzen zu früheren Autobiographien, mit Gedichten, Aufsätzen und Abhandlungen, Briefen und so fort; das Bedeutendste hiervon ist in einem besondern Anhang vereinigt, der 23 Titel zählt. Andre bemerkenswerthe Dokumente rühren zwar nicht von Nietzsche selbst her, stehen aber, aus seiner unmittelbaren Umgebung stammend, in engster Beziehung zu ihm und seinem Leben.

Aus den Besprechungen des ersten Bandes.

Das Buch der Schwester Nietzsche's besitzt einen vielleicht nicht ganz unwesentlichen Vorzug: es bringt Thatsachen. Und einen zweiten: es bringt nur Thatsachen. Die Dokumente allein reden. Kein überflüssiges Raisonnement. Es ist von jenem echt vornehmen Grundgefühl durchdrungen, das sich verbietet, dem Leser fixe und fertige Urtheile zu präsentiren. Es setzt Leser voraus, nicht oberflächliche penny-a-liners. Hiermit soll beileibe nicht gesagt sein, daß es des ordnenden Geistes entbehre. Man mache, um sich vom Gegentheil zu überzeugen, einmal den Versuch, sich selbst die Aufgabe dieser Biographie übertragen zu denken —: dann wird man erst die feine, vorsichtige, sorgfältige, liebenswürdige Arbeit bewundern. Denn es ist ein in hohem Grade liebenswürdiges Buch: es klingt, wie von einer ruhigen, herzlichen, tiefen Altstimme vorgelesen, zur Dämmerstunde, an einem Vorfrühlingstage. Dieses „livre d'enfance" ist ein hohes und bedeutendes Kunstwerk: denn es versteht zu erzählen, das Milieu lebendig zu machen, die Dinge in ihrer eigenen Luft und ihrem persönlichen Dufte zu malen. **Die Zukunft.**

Ein Werk, an dem weder Verehrer noch Gegner vorübergehen können.

Baseler Nachrichten.

Diese Biographie ergreift wundersam durch die schlichte Treue und Einfachheit: das Bild des geliebten Bruders leuchtet in ungebrochenem Lichte durch.

Die christliche Welt.

Gerade die Liebe und Bewunderung des Bruders, welche die Verfasserin von Kindheit an alles von seiner Hand Stammende als bedeutungsvoll und der Aufbewahrung werth ansehen ließ, hat sie in den Stand gesetzt, in ihrem Buche ein reiches objectives Material vorzulegen: autobiographische Skizzen, Tagebuchaufzeichnungen, Briefe, poetische und musikalische Productionen, litterarische und philosophische Aufsätze ihres Bruders aus Schul- und Universitätszeit — zum Theil sehr interessante Dokumente, welche dem Leser einen möglichst selbstständigen Einblick in die Entwicklung des jungen Nietzsche ermöglichen. **Berliner Tageblatt.**

Es wird wenige biographische Werke geben, die so reich an unanfechtbarem Material zur Geschichte der geistigen Entwicklung eines genialen Menschen sind. **Berliner Neueste Nachrichten.**

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche — wie sich aus jeder Zeile ihres Buches ergiebt — eine schöne und zarte Seele, deren große Anhänglichkeit und Bewunderung für ihren Bruder gar anmuthig und rührend wirkt.

Kunstwart.

Wir besitzen an dem schönen Buche nicht nur ein herrliches Denkmal treuer Schwesterliebe, sondern auch ein wahres Schatzhaus kritischen Materials, um damit vielerlei in Nietzsche's Entwicklung zu begreifen, was sonst stets ein Räthsel geblieben wäre. **Deutsches Dichterheim.**

Es ist ein Buch, das jeder, auch wenn er nicht zu den Verehrern Nietzsche's gehört, mit Interesse lesen wird, nicht nur, weil es leicht und gefällig geschrieben ist, sondern vor Allem, weil ein Geist schlichter Wahrhaftigkeit daraus spricht, der eine Biographie erst werthvoll macht. Jeder wird der Verfasserin danken, die einen Charakter, dessen Umrisse bisher in der Parteien Gunst und Ungunst nebelhaft schwankten, auf den festen Boden der Wirklichkeit gestellt hat. **Literarisches Centralblatt.**

Mit begeisterter Verehrung und schwesterlicher Liebe will Verfasserin das Leben zeichnen. Wir folgen gern dieser Zeichnung und sehen mit Interesse, wie dieser Geist sich entfaltet. **Beweis des Glaubens.**

Frau Förster erzählt vortrefflich, zum Theil mit feinsinnigem, liebenswürdigen Humor. **Vossische Zeitung.**

JOS. VOLLHERBST
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster-Nietzsche, Elisabeth,

Das Leben Friedrich Nietzsche's

Bd.: 2,1

(1897)

Biogr. 3093 s-2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11803347-1